Stanford University Libraries
3 6105 118 202 543

Der

Congress von Verona.

Ein Roman

von

Julius Mosen.

Erster Theil.

LIBRARY
LELAND STANFORD JUNIOR
UNIVERSITY

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1842.

A+

LIBRARY
ROYAL OBSERVATORY, EDINBURGH

An Minna.

Wir ſaßen lang in Winternacht zuſammen,
Die uns vorüberzog in Schnee und Wind,
Indeß Du bei des Feuers heit'ren Flammen
Mir lauſchteſt wie ein mährchenfrohes Kind.

Und ich erzählte Dir von jenen Tagen,
Wo Griechenland und Spanien auferſtand, —
Und von der Völker Hoffnungen und Fragen
Und von Italiens kettenſchwerer Hand;

Von Miſſolunghi und von Barcelona,
Von Frankreichs Wirren und der Politik
Und endlich vom Congreſſe in Verona,
Vom Rath der Fürſten und dem Weltgeſchick.

Und wie ich Dir belebt mit bunten Bildern
Und luſt'gen Blumen dieſen dunkeln Grund,
Mußt' ich verſprechen: im Roman zu ſchildern
Das Alles, wie zu Dir in ſolcher Stund'.

So iſt und bleibt dies kleine Buch Dein eigen,
Zurück in Deine Hand ſei es gelegt!
Willſt Du zu ihm herab Dein Antlitz neigen,
Siehſt Du die Blume, die Du ſelbſt gepflegt.

Dresden,
am 5. November 1841.

Julius Moſen.

Erstes Buch.

Capitel 1.

Es war im Herbſte des Jahres 1822, als die Herrſcher Europa's ſich vereinigten zum Congreſſe in Verona, um ſich über die geeigneten Mittel zur Unterdrückung der Revolutionen in den bourboniſchen Staaten und in der europäiſchen Türkei zu berathen. Bereits hatte Oeſtreich die Carbonaja in Neapel und Piemont gedämpft, noch aber ſtand Spanien im hellen Feuer des Bürgerkrieges, und Griechenland ringend, blutend und hilferufend im Kampf gegen die Türken zu Land und Meer.

Mit maaßloſen Sorgen und Hoffnungen wandten die Völker nach Verona ihre Augen, wo ſich jetzt Alles zum Empfange der Monarchen vorbereitete; denn kaum hatte man das Gerücht vernommen, daß der Congreß in Verona würde gehalten werden, ſo folgte

auch schon die Nachricht, daß Kaiser, Könige, Fürsten und Herren von allen Seiten heranzögen.

Bald waren alle Paläste, in welchen Quartiere zu finden waren, in Beschlag genommen. Es trafen aber immer noch neue Bestellungen ein. Ein Agent suchte den andern bei den Hauswirthen zu überbieten und abzutreiben, denn schon war ein Unterkommen an einer der Hauptstraßen unmöglich.

Schon war Pater Benedetto einige Tage herumgewandert, um für den Ritter Malavilla, welcher von der Regierung in Seo d'Urgel hieher als Agent gesendet wurde, ein Quartier in der Stadt aufzufinden. Während er so mit eiligen Schritten Straße auf und ab eilte, blieb er plötzlich stehen, wischte sich die Stirne und sprach für sich: „daß es mir nicht gleich einfiel!" und nun eilte er mit doppelt beschleunigten Schritten zu dem Arzte Antonio.

Dieser gehörte zu den vornehmsten alten Familien der Stadt und wohnte im eigenen Hause bequem eingerichtet mit seiner schönen Schwester Francesca zusammen, so daß sich Pater Benedetto wohl sagen mochte, daß er in seiner eigenen Wohnung keine fremde Herrschaft aufnehmen würde. Antonio besaß jedoch

hinter ſeinem neuen Hauſe ein altes, geräumiges und jetzt unbewohntes Gebäude.

Sein Vater hatte den einen Flügel davon abgebrochen, aus den Baumaterialien das der Straße zugekehrte, neue Haus gebaut und den übrigen Theil des alten Gebäudes ſoweit hergeſtellt, daß die Keller und Gewölbe darinnen noch gebraucht und die obern Geſchoſſe zu Boden benutzt werden konnten.

Da zu dem erſten Stockwerke aus dem neuen Hauſe hinüber eine ſchwebende, hölzerne Brücke ging, wodurch das alte und neue Haus mit einander in Verbindung gebracht waren, ſo erſchien dieſes alte unbewohnte Gebäude um ſo geheimnißvoller und phantaſtiſcher, als es ſchon ohnedieß durch ſeine alterthümliche barocke Bauart ſich auszeichnete.

Eben hatte Arnold, ein junger deutſcher Gelehrter, an Antonio eine Empfehlungskarte abgegeben, welche er in München von einem Profeſſor aus Padua erhalten hatte, als Pater Benedetto eintrat und nach einigen höflichen Redensarten gerade auf ſein Ziel mit den Worten losging: „warum Ihr im alten Gebäude nicht einige Quartiere in Stand ſetzt, um hohe Herrſchaften aufnehmen zu können, begreife ich nicht. Gut! es kommt Euch nicht auf Erwerb an,

da Ihr ohnedieß begütert ſeid, aber Euch intereſſiren die Welthändel, und warum wollt Ihr Euch nicht ein Stückchen Congreß unter die Augen rücken? Es giebt unter den hohen Herrſchaften und Diplomaten einige, welche gern ruhigere, unbelauſchte Quartiere ſuchen, und ſolche könnt Ihr bieten."

Antonio erwiederte lachend: „das kann unmöglich Euer Ernſt ſein! Wer wollte in dieſe alte Eulenburg hinüberziehen, wo die Geſpenſter bei Tage umgehen könnten?"

„So laßt uns," fuhr Benedetto fort, „einmal die Gelegenheiten anſehen; — denn die Herrſchaft, für welche ich Quartiere zu beſorgen habe, ſchreibt mir, daß die Wohnung nur ſchattig und kühl und vom Lärm der Straße, doch nicht zu weit davon, abgelegen ſein ſolle, dann möchte ſie ſein, wie ſie wolle."

„Wenn ſie ſo ſehr beſcheiden iſt," entgegnete Antonio, „ſo kommt, und laßt uns das alte Haus beſichtigen; — vielleicht gefällt es auch Euch, Signore Arnoldo, mit hinüber zu gehen, denn manches iſt an dieſem alten Bauwerke aus dem vierzehnten Jahrhunderte merkwürdig."

Arnold, ein begeisterter Liebhaber für Alles, was aus dem Mittelalter herrührte, nahm diese Einladung dankbar an.

Dem Austritte aus dem Zimmer Antonio's gegenüber befand sich eine offene Thür, durch welche sie aus dem ersten Stockwerke des neuen Hauses auf der schwebenden Brücke hinüber gingen in das alte. Dort drüben eingetreten durch eine gewöhnliche Bretterthüre, gelangten sie auf einen Corridor, welcher nur schwach durch ein Fenster aus der Hinterwand hervor erleuchtet war. Von diesem Corridor ging es zu den verschiedenen Zimmern und Gemächern.

Giovanni, Antonio's Diener, rasselte mit dem Schlüsselbunde voran und schloß jetzt eine mit eisernen Zierathen beschlagene Thüre auf.

Sie traten in einen hohen, gewölbten Saal. Der mittlere, bis auf das bunte Estrich heruntergehende Fenstereinschnitt in der starken Mauer bildete eine tiefe, helle Halle, an deren Seiten zierliche steinerne Sitze hin bis an das Fenster liefen, welches auf einen Altan führte. Dieses große Fenster, welches jetzt aus kleinen, runden, in Blei gefaßten Scheiben und früher aus bunten Glasmalereien bestand, enthielt davon noch einige Bruchstücke und Theile von Figuren und

ſchönen Arabesken. Dieſe Halle war in früherer Zeit gemalt geweſen. Noch war daran die Figur Karls des Großen zu Roß zu erkennen, über ſeinem Kopfe ſtand mit alter Schrift ſein Name. Auf der gegenüberſtehenden Wand ſah man einen jungen Helden, welcher von zwergartigen Bogenſchützen aus Felſenſpalten beſchoſſen wurde, und, auf ſeine Kniee geſunken, in ein Horn blies, auf welchem mit goldnen Buchſtaben „Orlando" zu leſen war. An der breiten Wand, dem Fenſter gegenüber, ſah man eine luſtige Wallfahrt von wilden und zahmen Thieren in Pilgermänteln und allerlei Trachten aus einem Thale auf langgeſchlängeltem Wege in die Burg Zion auf einem Berge ziehen, vor welcher Petrus ſtand und die Thore weit aufgemacht hatte, während von der andern Seite des Berges die Menſchen von Strafengeln mit Geißeln in die Hölle gejagt wurden.

Arnold mußte ſich darauf beſinnen, daß er nicht träumte, ſo märchenhaft ſeltſam kam ihm Alles vor. „Nun bin ich," rief er, „auf meine Lebenszeit glücklich, denn mir kommt es vor, als wäre ich hier an einer glückſeligen Inſel gelandet, welche übrig geblieben vom Paradieſe des Mittelalters. Es wachen hier wieder auf die Tage der Waiblinger und Welfen,

und ich trete mitten hinein in den heiligen Zauberkreis, der hier um mich gezogen ist!"

„Der Saal ist doch hell und geräumig," versetzte Pater Benedetto, „und wenn er gereinigt ist, und Stühle, Bänke und Tische hereingeschafft werden, so ist er schon wieder zu bewohnen; und dazu müßt Ihr, Signore Dottore Antonio, Rath schaffen, denn hier soll der Ritter Malavilla mit Eurer Erlaubniß wohnen, und die blanken Piaster, welche er für die Miethe bezahlen soll, werden Euch nicht wehe thun."

„Um Gotteswillen," entgegnete Arnold, „nur keine modischen Möbeln in diese geweihten Hallen, und keine modernen Menschen, welche die Herrlichkeit dieser Räume nicht zu schätzen wissen!"

Benedetto versetzte lachend: „Maestro, sorgt Euch nicht! wenn es noch irgend einen Ritter in der Welt giebt, welcher an Gott und König glaubt, und die Revolutionaire und Ketzer haßt, so ist dieß unser Ritter."

„Vielleicht," meinte Antonio, „finden wir auch die nöthigen Geräthe, denn während mein Vater das alte Gebäude nach dem Baue des neuen ausbessern

ließ, wurden die Geräthſchaften zuſammen oben in eine große Kammer geräumt."

„Laßt uns zuerſt," ermahnte der Pater, „die Nebenzimmer und übrigen Wohnlichkeiten beſehen!"

Mit dieſen Worten war der lebhafte Mann ſchon aus dem Zimmer hinaus, kam jedoch bald zurück und rief Beiden zu: „die Fenſter überall aufgemacht, gelüftet, Giovanni, mit Waſſer und Kehrbeſen herein und das Eſtrich gefegt! und Alles iſt für eine ſpaniſche Herrſchaft wie gemacht, geräumig, kühl, von der Straße abgelegen und doch nicht zu weit! — und nun laßt uns die Möbeln durchmuſtern!"

Antonio führte jetzt die Geſellſchaft eine Treppe höher. Hier ſchien der ganze Raum des Stockwerkes früher zu einer großen Rüſtkammer gedient zu haben; denn hier und da hingen an den Wänden noch Theile von verroſteten Waffen, aber von der Treppe an bis tief in den Hintergrund hinein ſtanden und lagen Tiſche, Stühle, Schränke, Gefäße, zerſchlitzte bunte Gewänder, verblichene, zuſammengerollte Tapeten, Waffen verſchiedener Art mit Helmen und Hüten, beſtaubt durcheinander und übereinander.

„Schon längſt," ſagte Antonio, „wollte ich hier einmal aufräumen und das Brauchbare oder Merk-

würdige von dem Unnützen sondern lassen, aber immer verhinderten mich daran meine Geschäfte, und dann fehlte mir auch Jemand, welcher mit Verstand die Hände an das Werk hätte legen können."

Arnold ließ ihn kaum aussprechen, indem er rief: „o du großer Dichter meines Vaterlandes, du herrlicher van der Velde, und du göttlicher Dichter des Zauberringes, und du märchenreicher Phantasus! Könnte ich euch doch Alle an diese Stelle zaubern, damit ihr die alte Zeit des städtischen Ritterthums mit Händen betasten könntet, wie ich hier es thun kann, daß ihr euch in ihre Arme stürzen könntet, wie es mir hier vergönnt ist!"

Mit diesen Worten warf sich der romantische Jüngling in einen Armstuhl, daß eine Wolke Staub aufwirbelte und ihn verhüllte, aus welcher er jedoch mit heftigem Niesen plötzlich wieder zum Vorschein kam.

Antonio machte jetzt den begeisterten Arnold auf einen Schrank in der Ecke aufmerksam, welcher mit Schnitzwerk verziert war. An jeder Ecke war ein Stab angebracht; an dem einen Stabe wickelte sich eine Schlange hinauf, an dem andern ringelte sich eine solche herunter, während oben über der Thüre ein

Kranich Wache hielt. Die Thüren waren zurückzuſchieben; man fand jedoch nichts im Schranke, als eine Laute, einen Dolch und ein auf Pergament geſchriebenes Beichtbuch. Arnold behauptete, dieſer Schrank enthielte die Hieroglyphen der italieniſchen Geſchichte, die Laute des Liebhabers, den Dolch der Rache und das Buch der Reue.

Pater Benedetto jedoch hatte kein Auge für Merkwürdigkeiten, ſondern nur für das, was zu brauchen war. Er ließ ſeine Blicke ſondernd durch den Rüſtſaal gehen und ſagte dann: „da es nicht darauf ankommt, ein elegantes Quartier herzuſtellen, ſondern nur ein bewohnbares, ſo dürften ſich hier die nöthigen Möbeln herausfinden laſſen.“

Arnold unterbrach im Eifer der Alterthumsliebhaberei den Prieſter mit den Worten: „Antonio, wenn Ihr mir das Geſchäft anvertrauen wollt, ſo will ich nicht nur die nöthigen Stücke für die untern Zimmer herausleſen, ſondern auch alles Uebrige ſo ordnen, daß jeder Alterthumsfreund um das ſchöne Stück Mittelalter, das Ihr hier habt, Euch beneiden kann.“

Antonio nahm den Vorſchlag mit Dank an und befahl ſeinem Diener, Leute zu dingen, über welche der deutſche Gelehrte bei der Arbeit verfügen könnte.

Da jedoch ſchon der Abend herandämmerte, ſo wurde zum Beginnen der beabſichtigten Arbeiten der nächſte Morgen beſtimmt. Antonio jedoch lud Arnold und Pater Benedetto ein, in ſeiner Wohnung drüben ein Abendbrod einzunehmen und den Staub mit einer Flaſche Wein zu löſchen. Mit dieſem Vorhaben verließ die Geſellſchaft das alte Gebäude.

Capitel 2.

Gegen seine frühere Absicht hatte jetzt Antonio denselben Lärm hämmernder und pochender Handwerker in seinem Hause, welcher in den Nachbarhäusern ihm von Anfang fast unerträglich vorgekommen war. Da er nunmehr selbst mitten darin sich befand, war er in den Stunden, wo er sonst zu Hause sich ausruhte, unermüdlich thätig.

Vor allem reizte es ihn an, oben im alten Hause Arnold zu besuchen, welcher eine Herrlichkeit nach der andern entdeckte.

Arnold hatte bereits die Sachen zusammengestellt, welche in den untern Saal kommen sollten. Kein Stück davon war dem andern gleich, keines stammte aus einer und derselben Zeit, und doch machten sie, als sie unten im Saale aufgestellt waren, den Eindruck einer ungemeinen Behaglichkeit.

Arnold hatte die Seſſel und Armſtühle, von welchen der eine hoch mit ausgeſpreizten vier Beinen, der andere niedrig mit geſchweiften Dachsbeinen, dieſer bedürftig einfach, jener mit Schnitzereiarbeit überladen war, durch die Tapeziere, welche ihm zur Hand waren, aufpolſtern und mit rothem Plüſch, in welchen große Blumen gepreßt waren, überziehen laſſen, ſo daß es ſchien, als hätten ſie von jeher zu einander gehört. Ueber ein Tiſchgeſtelle, welches ſtatt der Füße geſchnitzte, bunt lackirte Hundsköpfe hatte, ließ er eine gewöhnliche hölzerne, gefirnißte Tiſchplatte befeſtigen und dieſe Tafel in die Mitte des Saales ſtellen. In die Fenſterhalle kam ein niedriger bequemer Armſtuhl zu ſtehen. Vor der Halle ſelbſt ließ er von leichtem grünwollenen Zeuge einen Vorhang anbringen, welcher in zwei Theilen einfach herunterhing und mit einem Zuge an einer Schnur zurückgezogen werden konnte.

So war Arnold beſchäftigt, ein erquickliches Mittelalter in dem alten Hauſe wieder herzuſtellen. Er hatte eine Art ſpaniſche Wand gefunden, deren Geſtelle mit Pergamentblättern überzogen waren. Da jedoch die gothiſche Schrift, welche früher darauf ſich befunden hatte, weggeſchabt war und darüber eine ungeſchickte

Hand Heiligenbilder gemalt hatte, so glaubte er, darin noch irgend ein literarisches Kleinod aus alter Zeit entdecken zu können.

Indem sich Arnold in diese Rumpelkammer der Vergangenheit vergrub, hatte sich täglich der Zudrang der Fremden in Verona gemehrt. Schon am 4. October hatte der Podesta da Persico zur Feier der ausgezeichneten Gunst, welche der Stadt durch die bevorstehende Haltung des Congresses und die Anwesenheit so vieler hohen Häupter wiederfahren sollte, eine dreitägige Andacht in der Kathedralkirche auf den 9., 10. und 11. October angeordnet. Schon hörte man, daß die Equipagen des Fürsten Hardenberg, dann, daß die päpstlichen Gesandten angekommen wären. Jeder Tag brachte eine neue Kunde und wieder neue Equipagen.

So rückte der 13. October heran, als der Stadtrath Verona's der Bürgerschaft die bevorstehende Ankunft der kaiserlichen Majestäten ankündigte, mit dem Bemerken, daß es sich zieme, jetzt Dankbarkeit und Treue durch Illumination der Fenster zu erkennen zu geben.

Schon waren der Vicomte Chateaubriand, die französischen Gesandten de la Ferronay und Mont-

morency, der Herzog von Wellington und der Staats-kanzler eingetroffen.

Auf den Straßen wogte Volk und Militair durch-einander, und zwischendurch rollten die Equipagen der hohen Herrschaften und vornehmen Geschlechter.

Die Paläste Giuliani, Capellari, Principalchi und wie sie alle Namen haben mochten, schmückten sich wieder mit alter Pracht und Herrlichkeit und träumten von der Zeit des Cangrande.

Endlich war auch Verona's Monarch unter dem Jubelzuruf der getreuen Bürger eingezogen und abge-stiegen im Palaste Erbisti; ihm folgte einige Stunden später der König von Preußen, begrüßt vom Erzher-zog Vicekönig.

Welches Schauspiel entwickelte sich vor den Au-gen der Lombardei und Europa's, und wie erhöhte sich die Spannung der Gemüther auf den Rathschlag, welchen diese hohe Versammlung fassen würde!

Noch aber stand der Einzug des Kaisers von Ruß-land, welcher am 16. erwartet wurde, bevor. Alles bereitete sich zu einem feierlichen Empfange.

Stündlich wuchs die Menge der Hohen und Nie-dern in der gesegneten Stadt, und kaum war Raum zu finden für Andere, welche noch zuströmten.

Aber es waren in Verona nicht nur diejenigen, welche auf Seite der Machthaber ſtanden, öffentlich im Glanze des Tages, ſondern auch heimlich Partei-gänger und Agenten von Seiten der Völker zugegen, welche die Meinung der hohen Verſammlung für ihre Sache zu gewinnen bemüht waren. Zu dieſen ſchien die kleine Geſellſchaft einiger jungen Männer zu gehören, welche noch ſpät in der Nacht auf der Stube des Arztes Antonio zuſammenſaßen und in tiefes Geſpräch über die Hoffnungen oder Befürchtungen von der nächſten Zukunft vertieft waren.

Es waren außer Antonio nur noch Arnold, Jouy aus Paris, Mitarbeiter am Conſtitutionnel, und der Neugrieche Achilleus anweſend, welcher vom griechiſchen Senate von dem Waffendienſt abgerufen worden war, um nach Deutſchland zu eilen, wo er auf mehreren Univerſitäten früher ſeine Studien vollendet und viele Verbindungen angeknüpft hatte, welche der griechiſchen Sache jetzt von Nutzen ſein konnten. Auf der Reiſe nach der Schweiz, zu dem Philhellenen Eynard in Genf, hatte er jedoch Befehl erhalten, ſich nach Verona zu verfügen, um dort die Annahme der griechiſchen Abgeſandten, welche Hilfe flehend im Namen Chriſti an den Congreß der Herrſcher der Chriſten-

heit abgeordnet waren, zu vermitteln, und da, wo die diplomatiſche Förmlichkeit hinderlich ſein könnte, als Unterhändler zu nützen.

Antonio hatte ihn früher in Venedig kennen gelernt, als er von Candia, ſeiner Heimat kam und nach Deutſchland pilgerte, von deſſen Philoſophen und Dichtern weithin die Rede ging, als wenn durch ſie und ihre Werke die alte helleniſche Zeit wieder lebendig werden würde.

Achilleus, welcher dem Bunde der Hetäriſten angehört hatte und glühend für das Ideal der Freiheit Griechenlands vom türkiſchen Joche ſchwärmte, fand ſich gar bald mit den deutſchen Jünglingen in Berührung, welche damals mit Siegeskränzen in der Erinnerung an die Freiheitskämpfe gegen Napoleon und für die Herſtellung des deutſchen Reiches glühten.

In Jena hatte er ſich mit Arnold enger verbrüdert, welcher nach Verona gekommen war, um im Namen der deutſchen Jugend dem Congreſſe ein Sendſchreiben zu überreichen, welches von mächtigem Einfluſſe auf die Berathungen ſein ſollte.

Bei Antonio hatte ſich auch der Franzoſe Jouy eingefunden, welcher in Zeitungsartikeln den geſchlagenen Hoffnungen der italieniſchen Carbonari mit

franzöſiſchen Worten zu Hilfe kam und alle Welt zu überzeugen ſuchte, daß Frankreich eher der heiligen Allianz den Fehdehandſchuh hinwerfen werde, als es die Italiener, Spanier, Portugieſen und Griechen werde wieder unterjochen laſſen. Da Jouy an das zu glauben ſuchte, was er ſchrieb und ſprach, ſo glaubte auch Antonio daran, obſchon er ſich immer wieder ſagen mußte: Italien iſt geſtorben und die nachgebornen Kinder verſtehen kaum mehr das Teſtament, welches in den Werken ihrer Dichter und Künſtler niedergelegt iſt.

Indem Jouy ſich die Cigarre anzündete, ſprach er, zwar mit Unterbrechungen und kurz aus den Mundwinkeln hervorgeſtoßenen Rauchwölkchen, aber doch lebhaft und gereizt: „ich begreife Euch nicht, Achill, was Ihr hier in Verona durch Eure Deputation gewinnen wollt; Ihr verkennt durchaus den politiſchen Standpunkt, welchen dieſe hohe Verſammlung einnimmt! Iſt es den Regenten gelungen, in Napoleon die Revolution zu beſiegen, ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daß ſie auf den von Richelieu, Mazarin und Louis XIV. zur Herrſchaft gebrachten Grundſatz, daß der Fürſt der Staat ſei, zurückkommen mußten. Siehe da, der Wagen der Revolution ging ſo lange

bergauf, als die Pferde Kraft hatten; da dieſe zu Ende war, rollte er wieder hinunter, und wir begreifen leicht, daß wir da wieder feſtſitzen, wo wir vor der Revolution uns befunden haben."

Antonio ſchüttelte das Haupt und entgegnete: „wer iſt der Hexenmeiſter, welcher dem Meere verbieten könnte, Woge auf Woge zu rollen? wer zum Frühlinge ſagen: verweile! und zum Winter: verſchwinde! Wer könnte ſich ſelbſt befehlen: deine Luſt, die du jetzt empfindeſt, ſoll währen, ſo lange das Herz ſchlägt? Jede Minute iſt eine andere, und in jeder Minute die Welt eine andere! In ihr iſt nichts dauernd, als die ewig in tauſenderlei Formen ſich verwandelnde Kraft. Fühlt doch jeder Menſch, daß er und ſeine Umgebungen und Verhältniſſe raſtloſen Wandlungen unterworfen ſind, und daß ſein Leben gleich den bunten Flittern, Sternchen und Fädchen im Kaleidoſkope, das geſchüttelt wird, immer neue Figuren bildet, dieſe wieder zerſtört und wieder andere und andere zuſammenſchießen läßt; weiß nicht ein Jeder, daß weder er, noch ein anderes Weſen, das mit ihm zugleich gelebt und des Daſeins ſich gefreut hat, nach einer Spanne Zeit mehr über die Erde wandeln wird? Und wer wollte nicht einſehen, daß ein Reich oder ein Volk

nur aus vielen ſolchen veränderlichen, vorübergehenden Menſchenweſen beſteht, und daß, wie in dem vorüberrinnenden Strom nichts bleibt, als die Veränderung!"

„Doch iſt es eigen," entgegnete Arnold, „daß weder in alter, noch in neuerer Zeit ein Herrſcher oder ein Volk den Wechſel der Dinge in Rechnung gezogen oder nur daran geglaubt hat. Als Perikles die uneingeſchränkte Volksherrſchaft in Athen heraufbeſchwor, mochte er wohl kaum daran denken, daß er die Blüthe, aber auch den Untergang ſeines Vaterlandes beſchleunigte; und als Ludwig XIV. ſeinen Treſſenhut aufſetzen und ſagen konnte: Frankreich hat Schatten! mochte er wohl nicht wähnen, daß eine Zeit kommen würde, wo es Frankreich unter dem Federhute zu heiß werden und den Kopf verlieren würde; und die Männer der Revolution hatten wohl keine Ahnung davon, daß ein Buonaparte kommen und ſagen könnte: ich bin der Sohn der Revolution und mein Schwert der Erbe der Bourbonen! Und haben die Nationen und ihre Fürſten auch ihn geſtürzt, ſo iſt es zu begreifen, wie aus ſeinem Nachlaſſe die Fürſten den bourboniſchen Gedanken der unbeſchränkten Souveränität und die Völker die Revolution erben mußten; weniger iſt es zu erklären, warum beide darüber zürnen und ſich

wundern, wie ſie, welche ſeit Jahrhunderten ſo eng verbunden waren, jetzt ſich gegenüberſtehen können, gerüſtet zu dem langen Kampfe mit der weiten Ausſicht auf Kerker, Straßenaufläufe, Inquiſitionen und heimlich rinnende Blutſtröme."

„Wie Ferdinand, der König von Spanien, die Verfaſſung der Cortes vernichtet und die Inquiſition wieder eingeführt, zugleich aber auch die Drachenzähne des Bürgerkrieges über die pyrenäiſche Halbinſel geſäet hat, ſo wird ſich dieſer Kampf weiter und weiter und auf Jahrhunderte hinüber wälzen. Unglückliches Hellas, zur unrechten Stunde haſt du dich erhoben, das Mißtrauen der Herrſcher muß dich wieder zurück in den Abgrund ſchleudern; denn der türkiſche Kaiſer iſt legitimer Souverän und der Grieche ein Empörer!"

Bei dieſen Worten flammte Achilleus empor; er war aufgeſprungen und rief: „ſeit wenn iſt der Türke eingetreten in die Gemeinſchaft chriſtlicher Völker? ſeit wenn hat er begonnen, die unterworfenen chriſtlichen Völker als Menſchen zu achten? ſeit wenn aufgehört, die chriſtlichen Prieſter zu verfolgen? unſere Frauen zu ſchänden, und zu ermorden die Wehrloſen? ſeit wenn iſt der Hirt, der ſich des Wolfes zu erwehren ſucht, ein Rebell? — Hellas pocht an das Thor der

Chriſtenheit, und ſie wird helfen und retten! Wir werden den Weg finden zum Herzen des nordiſchen Kaiſers, des mächtigen Sohnes der griechiſchen Kirche! Weit über des Menſchen Verſtand geht der Rathſchluß Gottes! — Und wenn uns die ganze Chriſtenheit verlaſſen ſollte, Chriſtus iſt mit uns! Noch breitet um unſere Inſeln die uralte Freundin der Hellenen, das gewaltige Meer ſeine Arme und trägt unſere Flotten. Noch ragen empor die Inſeln Hydra und Spezia, Zea, Tino, Syra, Mykoni und die übrigen Cykladen und ſenden aus zum Schrecken der Pforte die von Helden und Waffen ſtrotzenden Schiffe — die hölzernen Bollwerke der griechiſchen Freiheit ſeit Miltiades und den Perſerkriegen, noch ſenden die Gebirge ihre Söhne in den Kampf für die Freiheit, die Epiroten, die Pargioten und Sulioten. Ob ihr uns mögt, ob nicht, ihr chriſtlichen Völker, wir nehmen unſere Stühle wieder ein in euren Kreiſen!" —

„Ja," entgegnete Jouy, „Gott wird Euch helfen, ſo weit Ihr Euch ſelbſt helfen könnt! Mein Glaube geht ſo weit, als meine Kraft ohne Glauben auch reicht, und ich habe noch keinen Gläubigen gekannt, der ſich die Börſe voll Louisd'ore gebetet hätte, wenn die Gläubiger ihm den Gerichtsboten geſchickt."

Achilleus runzelte die Stirn und ging mit weiten Schritten im Zimmer auf und nieder; Arnold jedoch nahm das Wort und erwiederte: „wohl mag der Menſch im kleinen Privatleben mit dem Compaſſe ſeines beſchränkten Verſtandes ſicher genug ſteuern, wohl mag der Erfolg ſeiner Unternehmungen nach ſeiner Ueberlegung und der Art der Ausführung ſeines Vorhabens ſich ergeben; aber im Moment, in welchem er unmittelbar Theil nimmt an der Weltgeſchichte, wird er zum Diener des Verhängniſſes, dieſer über das Menſchengeſchlecht geſtreckten Hand Gottes. Dieſes Alles überwältigende Verhängniß offenbaret ſich in dem Leben eines jeden großen Mannes, welcher eine geſchichtliche Aufgabe zu löſen hat. Wenn ein Volk einer Wendung ſeiner Verhältniſſe bedürftig wurde, war immer ſchon ſein Cäſar oder ſein Brutus, das Genie der Herrſchaft oder der Freiheit geboren. Dieſe Menſchen ſind wie große Naturgeſetze, welche aus dem Dunkel hervorbrechen zur Zerſtörung und Wiedergeſtaltung der Dinge als unabweisbare Nothwendigkeiten. So war Napoleon. Weder Gift noch Dolch oder Höllenmaſchinen konnten ſeine Laufbahn aufhalten, ſelbſt die Peſt mußte, ruhig weiter würgend, an ihm vorüberſchleichen, der mörderiſche Kugelregen der

Schlacht, welcher um ihn her seine Getreuen niederstreckte, mußte nur an ihm, dem Einzigen, dem Geweihten und Gefeiten, gefahrlos vorüberschauern. Als aber seine Zeit erfüllt war, führte ihn ein Komet in die Steppen Rußlands, begrub die Hunderttausende seiner Heere unter Schnee und Eis, und der Gott der Zeit rollte dem Fliehenden hinterdrein die aufgereizten Nationen, bis er einsam und ohnmächtig seine Laufbahn abschloß auf dem Felsen der Insel St. Helena. Es hat keinen großen Menschen gegeben, der nicht an seine Bestimmung geglaubt hätte. Wie so schon im einzelnen Menschen, so offenbart sich Gott in ganzen Völkern, und so kann jedes Volk auf ihn schauen und trauen zur Stunde der Noth!

Achilleus reichte ihm die Hand wie zum Danke und sprach: „Wie Naturforscher, deren Geist sich vertieft in die Geheimnisse der schaffenden Kräfte, auf die größten und gewaltigsten Entdeckungen durch einen scheinbaren Zufall gebracht wurden, so daß sie an einen Dämon, der für sie heimlich fortgedacht und gearbeitet hätte, zu glauben geneigt waren, so geht es wohl auch zuweilen dem Menschen, welcher mit ganzer Seele sich seinem Volke dahingiebt; — er tritt wie in einen Zauberkreis, wo ihm das Urälteste oft

neu und das Neue zum längſt Vergangenen wird. Eine ähnliche Begebenheit erlebte ich vor einigen Jahren auf Ithaka. Mein Oheim ſendete mich dorthin in Handelsangelegenheiten, welche mir zugleich Gelegenheit geben ſollten, meine Sehnſucht nach dieſem Eilande, für das mich Homer in meiner früheſten Jugend ſchon begeiſtert hatte, zu befriedigen. Auf eigener Barke, welche zwei Fiſcher führten, flog ich, zugleich gerudert und vom günſtigen Winde, welcher das große lateiniſche Segel ſchwellte, dahin getrieben, neben mir den treuen Hund und das Jagdgewehr, auf dem Schooße die Odyſſee, über mir den wolkenloſen, blauen Himmel, und unter mir im Waſſerſpiegel einen neuen Himmel, wie durch den Aether ſelbſt und rief mit Entzücken die rollenden, tönenden Worte Homer's hinaus in das Meer. Da hob ſich plötzlich Ithaka aus dem Meere empor. Wir ruderten an der kleinen Inſel Nochiri vorüber und liefen in den Hafen von Thiaki ein. Ein heiliger Schauer überrieſelte mich, als ich die Stätte betrat, geweiht von den Fußtapfen helleniſcher Götter und Dichter. Ohne Aufenthalt pilgerte ich, geleitet von einem Knaben, zu den Ruinen der Hofburg des Odyſſeus, meines Helden, den ich vor Allen bewundere. An dem Abhange des

Bergrückens, der Vati durchzieht, liegen die cyklopiſchen Mauern der Burg, von woher der Webeſtuhl der treuen Penelopeia, der Becherklang vom wüſten Gelag ihrer Freier, und dann der ſchwirrende, mordende Bogen des heimkehrenden Rächers und die Harfe des Sängers weithinüber über das Meer in meine Knabenträume hineingeklungen hatten. Wen mag es wundern, daß dort an dieſer Stelle, welche mit ihren Erinnerungen mich tief in die graue Heldenzeit meines Volkes zurückführte, mir die Noth und die Schmach ſeiner Gegenwart ſchmerzlich vor die Seele trat. Dort, wo Odyſſeus als Bettler vor ſeiner eigenen Thüre geſtanden, während die übermüthigen Freier in ſeinem Hauſe ſchwelgten und über Knechte, Mägde, Vieh und alle Habe nach Willkür verfügten, erſchien mir mein ganzes Volk in ſeiner Geſtalt verkörpert, die Zeit tauſendjähriger Leiden wie die Irrfahrt des Vielgeprüften, und die türkiſchen Paſcha's, unſere Dränger, wie die übermüthigen, dem Tode geweihten Schwelger im Hauſe. In dieſen Träumen ſtieg ich weiter hinunter zu dem Grabe Odyſſeus'. Engländer hatten es vor einigen Jahren erbrochen und darin die goldne Krone des Heldenkönigs gefunden, in Stücke zerbrochen und dieſe unter ſich zum Andenken an dieſen

glücklichen Fund vertheilt. Ich ſchickte den Knaben zurück nach Vati und blieb mit der anbrechenden Nacht allein in dem Grabe, knieend auf der Erde, mit welcher ſich vielleicht ſein Staub vermiſcht hatte. Dort betete ich lange, nicht mit Worten, aber mit Gedanken, zu dem Schutzgeiſte Griechenlands, zur Pallas Athene in der Geſtalt der Panagia, der Madonna, und zu den Manen des Helden, in welchem am mächtigſten unſer Nationalcharakter in Liſt und Thatkraft erſchienen iſt. Während ich ſo betete, griff ich mit der einen Hand in die lockere Erde, ſie an mein Herz zu drücken. Während aber meine Hände ſie zuſammenpreßte, fühlte und fand ich darin einen Ring, den ich mit ſüßem Entſetzen an meinen Finger ſteckte. Ich eilte wie getrieben von unſichtbarer Macht hinunter nach Vati in meine Herberge, zündete ſchnell die Lampe an, reinigte den Ring von der Kruſte, welche den Siegelſtein umſchloß, und löſte wie eine Mandel aus der Schale jenen geſchnittenen Stein mit dem Bilde des Delphins. Es war Odyſſeus' Siegelring. Ich trage ihn hier an meiner linken Hand, mir zum Symbole von der Wiedergeburt meines Vaterlandes!"

Er hielt die linke Hand an die Lampe hin, zugleich ergriffen ſie Arnold und Antonio und betrachteten

mit Andacht den Siegelring, mit welchem Achilleus den neuen Freiheitsbrief der Hellenen unterſiegeln wollte. Jouy warf nur einen Blick darauf und ſprach gleichgiltig: „eine ſeltene Antiquität! Recht ſchade, daß Ihr nicht an Ort und Stelle ein gerichtliches Protokoll über den Fund habt aufnehmen laſſen, um jeden böswilligen Zweifel niederzuſchlagen.“

„Der Ring iſt mir heilig,“ verſetzte Achilleus, „und das iſt mir genug.“

Schon längſt hatte man auf der Straße vor dem Hauſe einige Wagen vorüberrollen gehört, jetzt vernahm man die rauſchende Marſchmuſik der öſtreichiſchen Regimenter, welche zum Empfange des Kaiſers von Rußland ausrückten.

Antonio ſchlug die dichten Vorhänge vom Fenſter zurück und der anbrechende Morgen ſchien in das Zimmer.

Alle eilten auf den Balkon, um die vorüberziehenden Truppen zu ſehen.

Bei dem Wirbel der Trommeln und der raſch einfallenden Muſik hob Achilleus das Haupt und ſchlug die Arme vor der Bruſt ineinander, als könnte er ſo das ungeduldige Herz niederdrücken und bändigen.

Als das Regiment wie eine vielgelenkige Rieſenmaſchine gleichmäßig im Tacte vorüberrückte und ſo immer auf ein Glied das zweite und dritte und immer wieder ein neues Glied, das Gewehr im Arme, Blicke g'rad aus, Schulter an Schulter folgte, und dann wieder ein anderes Bataillon ſich anſchloß, daß die verhallende Muſik hineinſchmetterte in die Muſik des folgenden, und dann wieder ein neues Regiment der vorgetragenen, zerfetzten Fahne folgte, ſeufzte Antonio tief auf, ſprach aber kein Wort, nur eine Thräne fiel aus ſeinen Augen hinunter einem Grenadiere auf die Hand, welche das Gewehr trug.

Jouy hatte ſich hinter den Pfeiler zurückgedrückt und ſchrieb eifrig mit der Bleifeder Notizen zum Berichte an den Conſtitutionnel nieder.

Als das Militair vorübergezogen war und chaotiſch der Strom der Menſchen ihm nachwogte, brach auch Antonio mit ſeiner Geſellſchaft auf, um im offenen Wagen dem Zuge zu folgen, welcher ſich dem Schauſpiele des kaiſerlichen Einzuges entgegendrängte.

Capitel 3.

Wer die Süßigkeit des italieniſchen Himmels in vollen Zügen genießen will, der muß den Monat October jenſeits der Alpen verleben, wo der Genius des Landes wie ein junger Dionyſos unter den Gehängen von Weintrauben unter Ulmen das Tambourin ſchlägt, und rings um ihn die tanzenden Winzerinnen mit dunklen, brennenden Augen, ſcherzen und lachen. Ein eigenes ſüßes Arom durchwürzt die Luft mit Thymian-, Lavendel- und Myrthenduft, von welchem alle Geſchöpfe berauſcht zum tiefblauen, klaren Himmel emporjubeln. Auf die warme Nacht folgt der ſonnenhelle Tag, welcher mit ſeiner wonnigen Kühle wie eine lange Frühlingsmorgenſtunde über die Erde dahingleitet. Zugleich füllen ſich die Märkte der Städte mit den ſüßeſten Früchten und Gemüſen, mit Wildpret und Geflügel aller Art, vom Faſan und Truthahn bis

zu den Schnüren der kleinen in Garnen gefangenen Vögel. So ſchön war der Monat und der Himmel, und ſo reich die Tafel, welche den Congreß in Verona erwartete! An dieſem Tage, wo der Kaiſer von Rußland ankommen ſollte, ſchien es, als wollte die Natur wie eine ſchöne Lombardin mit allen Reizen, welche ihr zu Gebote ſtehen, ſich zieren, um den ſchönen Kaiſer zu empfangen. Vom Palaſte Canoſſa, dem Abſteigequartier Alexanders, bis nach Parona, wohin ihm Alles entgegengeeilt, war die Straße in einer Ausdehnung von vier Meilen in eine Allee von Bajonetten, Lanzen und Degen verwandelt, wozu öſtreichiſche und ungariſche Infanterie- und Cavallerieregimenter verwendet worden waren. Eine unzählige Menge von Wagen und gedrängte Schaaren des Volkes harrten hinter den Reihen der aufmarſchirten Soldaten dem Augenblicke entgegen, wo der Donner der Kanonen ſeine Ankunft verkündigen würde. Wo Gebäude an die Straße vorgedrängt waren, hatte die Schauluſt Thüren und Fenſter und die Dächer voll Menſchen gedrängt. Selbſt die Bäume ſchienen für Früchte Knaben zu tragen. Alle Ehrenbogen, durch welche Tags vorher ſchon der Kaiſer von Oeſtreich und der König von Preußen gefahren, waren heute

doppelt mit leuchtenden Blumenkränzen und Guirlanden und weiß und grün gekleideten Jungfrauen geſchmückt, welche Fahnen in öſtreichiſcher oder ruſſiſcher Nationalfarbe trugen und bei der Ankunft der kaiſerlichen Herrſcher ſchwenken ſollten. Schon früh um 11 Uhr war dem Kaiſer Alexander der Kaiſer von Oeſtreich bis nach Parona, und die übrigen Souveräne, Miniſter und Geſandten bis zur Poſtſtation Sanct Giorgio entgegen gefahren. Bei den ungeheuren Anſtalten, welche gemacht worden waren, den liebenswürdigen Herrſcher huldigend zu empfangen, glaubte man ſich zurückverſetzt in die Zeit, wo Napoleon noch der Oberherr Europa's war und ſich vor ihm alle Völker und ihre Herrſcher beugten. Hier zum erſten Male drängte ſich der Welt die Ueberzeugung auf, daß die Weltherrſchaft, inſoweit dieſe früher an die römiſch-deutſche Kaiſerkrone geknüpft geweſen iſt, an das ruſſiſche Kaiſerhaus ſich übertragen habe.

Unter der Wagenreihe, welche vor St. Giorgio aufgefahren, war auch der Wagen, in welchem Antonio, Achilleus, Arnold und Jouy ſich befanden und ihre Blicke auf die Straße nach Parona hin hefteten.

Jouy, welcher die nöthigen Notizen für den Conſtitutionnel aufgezeichnet hatte, begann ſich zu lang-

weilen und meinte: ſelbſt in den Zeitungen, welche geradezu von den Herrſchern durch ihre Beamten redigirt würden, ließen ſie es ſich gefallen, daß man von ihrem Auftreten bei politiſchen Feſten und bei ihren Ein- und Auszügen, wie von einem glänzenden Schauſpiele ſpräche, welches ſie dem Volke gegeben hätten; er begriffe daher nicht, warum man, wenn ſie zu lange warten ließen, nicht wie bei andern Schauſpielen im Parterre pfeifen und pochen dürfe; das Bravorufen wäre ohnedieß geſtattet.

Achilleus, welcher die Pferde lenkte, hatte die Zügel Antonio gegeben und ſich auf dem Vorderſitze in die Höhe geſtellt, um die Volksmenge und die Straße weithinaus überſehen zu können.

Da ſich gleich hinter dem Wagen die Straße um einen Hügel wand, ſo ſchien es, als endigte ſie dort bei dieſem hohen, ſchlanken Jünglinge, der in ſeiner maleriſchen Nationaltracht wie ein junger Mars, hoch und gewaltig emporgerichtet, den Eindruck machte, als kämen zu ihm heran die Atriden, ihn um ſeinen Beiſtand anzuflehen in der Feldſchlacht.

Jetzt donnerten die Kanonen von Parona herunter, und ein elektriſcher Schlag durchzuckte die Volks-

menge auf drei Miglien hin bis mitten in das Herz von Verona.

Nicht lange darauf wirbelte eine Staubwolke empor, und ruſſiſche Fürſten ſprengten vorüber als Vorreiter des Kaiſers; dann erhob ſich ein Jubelruf, welcher den Donner der Kanonen und die ſchmetternden Trompeten und wirbelnden Pauken der Regimenter übertönte. Ein leuchtender Blitz durchzuckte die langen Linien der aufmarſchirten Soldaten, welche das Gewehr präſentirten, und im ſechsſpännigen Prachtwagen rollten heran die beiden Kaiſer. Alexander grüßte freundlich nach allen Seiten; als er aber jetzt näher kam bis auf den Punkt, wo Achilleus ihm in die Augen fiel, ſprach er zu ſeinem Nachbar: „Griechenland ſorgt dafür, daß wir es nicht vergeſſen!“ So rollte er vorüber; und nun kam die lange Wagenreihe der Könige, Fürſten und Diplomaten Europa's.

Da die Herrſchaften in offenen Wagen dem Kaiſer entgegengefahren waren, und der Zug nunmehr langſam ſich vorüberbewegte, ſo war ein Jeder zu ſehen und zu bewundern; denn Alle waren heute im höchſten Glanze und mit allen Orden und Bändern, welche ſie auszeichneten, geſchmückt.

Wer den Charakter einer Zeit kennen lernen will, der muß die Geſichter derjenigen ſtudiren, welche in ihr von Bedeutung waren. Man kann aus Portraitſammlungen oft mehr lernen, als alle diplomatiſchen Urkunden einer Zeit uns lehren können; denn die Schrift, welche das Leben in das Menſchenantlitz zeichnet, enthüllt uns die innerſten Geheimniſſe und Geſetze, welche eine Zeit, der das Memoirengeſicht angehört, bewegt haben.

So ſpricht ſich in den Portraits der Männer des dreißigjährigen Krieges der Geiſt jener Zeit ſo deutlich aus, daß ganze Partieen der fanatiſchen, ſoldatiſchen Geſchichte jener Tage zu individuellen Geſtalten mit beſtimmten Geſichtszügen zuſammenrinnen. Ebenſo charakteriſirt ſich die nachfolgende Bourbonenzeit in den weichlichen, eigenwilligen, verſchmitzten Geſichtern ihrer Fürſten, Diplomaten und Feldherrn; ſo die Schreckensperiode der Revolution in den hageren, aufgeregten, gemüthloſen Geſichtern der Sanscülotten. So wechſeln die Zeiten und die Geſichter, es wechſeln die Sitten und Meinungen.

Jouy flüſterte Antonio zu: „ſeht Euch einmal dort meinen Landsmann an! Sieht er nicht aus wie das Genie des Chriſtenthums, wie ein loyaler Engel,

vom heiligen Ludwig herabgesandt zur Erlösung der verdammten Welt von der Revolution? Von der Vorsehung bestimmt zu einer Putzmachermamsell mit Talent zu künstlichen Blumen, muß er sich nähern als Mensch, Christ, Schriftsteller, Minister und bourbonischer Royalist, Dilettant, überall zum Vergnügen der russischen und östreichischen Diplomaten!"

In einem andern Wagen fuhr der Fürst vorüber, welcher seit seinem drei und vierzigsten Jahre bedeckt ist von allen Auszeichnungen und Ehren, welche die europäischen Herrscher gewähren können. Arnold lenkte die Aufmerksamkeit des Franzosen auf ihn mit den Worten: „betrachtet Euch genau diese vornehme Gestalt, welche allen Zauber der Aristokratie in sich vereinigt, und dieses marmorglatte Gesicht, welches alle Falten tief hinein in die Seele verbirgt! Merkt Euch ja dieses hinschweifende Auge und den feinen Mund, um welchen ein süßes Höhnen schwebt! An dieser klaren, klugen Haltung ging Frankreich mit seiner Revolution und seinem Kaiserthum zu Grunde; und dieses Lächeln ist das Kräuseln des Meeres über dem, am versteckten Riffe unter dem Wasser gescheiterten und untergesunkenen Schiffe der Völkerfreiheit. Diese Stirn ist weiß gewaschen und geglättet wie ein

Kieſel unter ſchwer herabträufelnden Tropfen. Dort zieht er hin, das Todesurtheil Italiens, Spaniens und Griechenlands zu unterzeichnen."

Jetzt kam Wellington vorüber, Jouy faßte ihn in das Auge und meinte: „an dieſem Ariſtokraten habe man doch ſeine Freude; er gehe gerade aus wie ein Stier auf jede purpurrothe Fahne, habe Bravour und ſcheue ſich nicht, ſich auf Piſtolen zu duelliren."

„Wie verdrießlich," fuhr Jouy fort, „ſieht dort unſer alter Freund Neſſelrode aus, der doch ſonſt ſo munter war!"

Waren doch die alten, ſchönen Pläne Katharinens auf Griechenland ſo reif geworden, daß der Graf Capo d'Iſtria ſchon den Tag anberaumen mochte, wo Griechenland das türkiſche Joch abſchütteln und in Rußlands Arme ſinken würde, und doch wußte der kluge Oeſtreicher dem Czaren in Troppau ſo viele Furcht vor Revolutionen beizubringen und dabei der ruſſiſchen Diplomatie ſo viel Süßes zu ſagen, daß Neſſelrode ſeit dieſer Stunde ein ſüßſaures Geſicht macht.

Faſt eine Stunde lang rollte eine Equipage nach der andern vorüber, und wenige waren ſo glücklich, den Anmerkungen Jouy's zu entgehen; doch wie die

Wagenreihe immer noch nicht enden wollte, warf er Allen seine Bosheit zu in den Worten: „voilà, die europäische Aristokratie auf der Völkerwanderung!“

Einer der letzten Wagen war eine altväterische, schwerfällige Staatskutsche mit rothen Rädern und Gestellen und weißlackirtem Sitzkasten. Auf der Kutschenthüre sah man das vergoldete Wappen, welches einen Löwen mit offenem Rachen und einer Lilie in den Pranken vorstellte; darüber las man die Devise: fortis et fidelis! Die Pferde, welche im Dienste ergraute Rappen waren, lenkte ein Kutscher, welcher ein Baske zu sein schien. Mit dem blauen, großen Mützenteller auf dem Kopfe und der Sammtjacke nahm er sich stattlich genug aus.

In diesem Wagen fuhr der Ritter Malavilla, Abgeordneter der Regentschaft von Seo d'Urgel. Er gehörte seinem Anzuge wie seiner Gesinnung nach ganz der alten, guten Zeit an, wie sie sich in Spanien seit Philipp II. krystallisirt hatte.

Sein Galakleid, in welchem er heute zugleich mit dem Kaiser von Rußland seinen Einzug hielt, war eine Art kurzer weißseidener Leibrock, dessen Aermel in tausend kleine Muscheln und Fältchen gelegt waren, darunter trug er eine goldgestickte Weste, in

welcher er eine goldene Tabatiere mit dem Bildnisse seines Königs in Diamanten stecken hatte; es versteht sich von selbst, daß er kurze anliegende weiße Beinkleider und Strümpfe und Schuhe von gleicher Farbe trug, so daß er, da auch sein Kopf bis zum Haarbeutel hinunter gepudert war, einer Lilie auf dem Felde der Loyalität zu vergleichen war. Seiner Haltung konnte eine steife Grazie und seinem Gesichte ein gewisser Adel nicht abgesprochen werden, welcher jedoch gemindert wurde durch den harten fanatischen Blick seines dunkeln Auges. Auf dem Treffenhute, welchen er vor sich liegen hatte, ruhte seine linke Hand, an welcher er über dem Handschuh einen feinen Solitair trug; mit der Rechten zupfte er zuweilen aus Gewohnheit an seinem Halstuche, welches er wie einen Shawl zusammengelegt nachlässig und doch zierlich geschlungen trug. Neben ihm saß seine Tochter, die schöne Isabella, eine junge, schlanke Dame, welche über das Haupt die schwarzseidene Mantille gezogen hatte, in einem prächtigen Gewande von gelbseidenem Stoffe mit matten, eingewirkten, großen Blumen. Um den zarten Hals trug sie an einer silbernen Schnur ein prächtiges Kreuz von großen Rubinen balais, welches sich auf ihrem Busen wiegte.

Ihr Geſicht kam nur ſelten zum Vorſchein, wenn die Mantille, in welche ſie gehüllt war, ſich zuweilen verſchob, und der große Fächer, mit welchem ſie ſich Luft zufächelte, ein wenig tiefer ſank, ſo daß ihr dunkelblaues Auge zuweilen erſchien und verſchwand wie der Farbenglanz eines Schmetterlings, welcher auf einer Blume die Flügel auf und zuſchlägt.

Indem ſie mit der Spitze ihres zierlichen Füßchens, unter dem Saume ihres Kleides vor, nachläſſig mit der Spitze des Galanteriedegens ihres Vaters ſpielte, ſprach ſie zu ihrer Duenna, welche ihnen gegenüber ſaß: „warum aber fahren wir nicht im offenen Wagen, daß wir, wie alle Uebrigen, Etwas ſehen könnten? Warum iſt denn das Alles da, wenn man es nicht anſchauen darf? Wenn man nur wenigſtens Luft ſchöpfen könnte in dieſem engen, ſchwülen Raum!“

Die Duenna erſchrak vor der kühnen Rede Iſabellens, der Ritter jedoch griff gravitätiſch hinter Iſabellen hinüber und hielt den herabhängenden Riemen am Fenſter zwiſchen Daumen und Zeigefinger; plötzlich beſann er ſich wieder, und Ines, die Duenna, faßte etwas höher den Riemen an, und da der Ritter nichts weiter ſagte, ſo ließ ſie das Fenſter herabrollen.

Ein Stoß frischer Luft drang in den Wagen; Isabella hauchte tief auf und blickte hinaus, und vor ihr stand Achilleus, ruhig, hoch und schön. Ihr Blick verdunkelte sich, als sie an ihm vorüberfuhr; das Blut trat ihr nach dem Herzen, und sie sank in die Wagenecke zurück. „Was ist Dir, meine Tochter?" fragte der Ritter; Isabella aber wußte selbst nicht, was ihr wiederfahren war. Ihr war es, als hätte sie etwas wunderbar Herrliches erlebt, das aber zu schnell an ihr vorübergegangen war, um sich daran deutlich erinnern zu können.

Capitel 4.

Die Straßen Verona's waren öde und leer, als hätte eine furchtbare Peſt die Bevölkerung dahingerafft und nur noch einige Wenige zurückgelaſſen; denn faſt Alle waren hinausgezogen vor das Thor auf die Straße nach Parona hin, dem Kaiſer Alexander entgegen. Die Hauptſtraßen, an welchen die fremden Herrſchaften wohnten, waren mit Buchsbaumzweigen und anderm grünen feinblättrigen Laube, die Auftritte und Hausſchwellen mit Blumenblättern belegt, welche mit verſchiedenen Farben Namenszüge und Sinnbilder darſtellten, und die Säulen, die Thüren und Fenſter der Paläſte mit reichen Blumenguirlanden geziert. Von den Brüſtungen der Balkone herunter hingen Teppiche von Sammt oder Seide, welche zu dem Bunten und Heitern noch die Pracht hinzufügten. Ueber die Straße von einem Hauſe zum an-

dern gegenüber hingen hie und da buntgeſtreifte Papierballons, in welchen Lampen zur Illumination hingen; an andern Orten ſah man dieſe Ballons mit ihren Lampen erſt zum Fenſter heraus und auf die Schnur hinübergleiten. Hie und da waren hohe Brettergerüſte errichtet, welche Portale zu den Paläſten bildeten, buntgemalt und mit Fahnen, Transparents und Büſten der Herrſcher geſchmückt, welche ſich zum Congreß hier verſammelten.

Peppino, welcher in einer kleinen Werkſtätte Menſchen, Affen und Papageien modellirte, und in weißen und buntgemalten Gypsabgüſſen zum Verkaufe in den Straßen Verona's herumtragen ließ, brachte jetzt zur ſchönen Franceſca, der Schweſter Antonio's, die Büſte des Kaiſers von Rußland. Er hatte ſich ein gutes Modell verſchafft, daher war ihm vor allen Potentaten dieſer am beſten gelungen.

„Schöne Nachbarin!“ rief er zur Thüre herein, „ich bringe Euch hier den ſchönſten Mann von der Welt, — den Kaiſer von Rußland, und den reichſten dazu. Per Bacco! Die Münze von Venedig prägt für ihn Tag und Nacht Doppelzechinen, und der Banquier Papadopoli hat für ihn einen Wechſel auf

4 Millionen erhalten; und mir iſt er für drei Zwanzigkreuzer feil!"

„Du zehnfacher Judas Iſchariоth!" rief luſtig Franceſca, „da haſt Du eine Krone dafür, denn minder iſt er nicht werth!"

„Gott ſegne Eure ſchöne Hand!" verſetzte Peppino und eilte davon.

Franceſca, vielbeſchäftigt mit Lampen und Blumen, drückte einen Kranz von Herbſtroſen und Lorbeer dem Kaiſer über den Kopf und ſtellte die Büſte auf die Bruſtwehr des Balkons.

Kaum war dieſes Geſchäft vollbracht, als Giovanni, welcher Diener, Koch, Hofmeiſter, Botengänger und zuweilen Freund des Hauſes war, hereinkam und jubelte: „Vater Benedetto meldet, daß die große, vornehme, ſpaniſche Herrſchaft, für welche er drüben das alte Haus gemiethet, ganz gewiß noch dieſen Nachmittag eintreffen werde, und läßt fragen, ob Alles in den Stand geſetzt ſei?"

„Laß ihm ſagen," entgegnete Franceſca, „daß er deshalb ſeinen Seelenfrieden nicht ſtören ſolle; die ſpaniſche Herrſchaft dürfte leicht in geringern Häuſern und Betten geruht haben!"

Mit dieſen Worten verſchwand das lebendige Mädchen in die Nebenſtube, um ſich zu ſchmücken. Nach einer Weile rief ſie Anna, ihre alte Dienerin. Francesca weinte vor Ungeduld, denn ſchon zum zweiten Male war ihr das Band unter dem Knie geſprungen, als ſie zur Probe, ob es halte, den Fuß an ſich gezogen hatte, daß der elaſtiſche Muskel bis in das Gelenk hinaufſchlug. Schnell hüllte ſie ihre ſchlanke Geſtalt in das roſaſeidene Gewand, und ſtand jetzt mit dem halbgewendeten Rücken vor dem Spiegel, indem ſie ſich darin beſchaute und in die Haarkrone mit einer Diamantnadel ſich den langen Schleier ſteckte und über Kopf und Rücken breit herunterfallen ließ, ſo daß die reichen dunkeln Locken nur ein wenig verhüllt über den weißen Schultern ſich hervordrängten und mit den Ringelzungen herunternaſchten, wo der Spitzenbeſatz vor der ungeſtümen Bruſt zitterte. Wie die Pracht ihrer Geſtalt jetzt aus dem Spiegel ihr entgegenflammte, blitzten wildfröhlich ihre ſchwarzen Augen; ſchnell drehte ſie ſich um, warf ihre weißen, leuchtenden Arme in die Höhe, daß die weiten Aermel davon zurückfielen, und rief: „heute werde ich den ſchönſten Mann in Europa ſehen!“

„Wie ſeid Ihr wieder ſo wild!“ erwiederte Anna, „das iſt immer wie ſiedendes Oel, das überläuft und in den Kohlen aufſprüht und brennt und flammt, bis Alles in Feuer ſteht. Ich habe Eurer Mutter in ihrer letzten Krankheit vor ihrem Tode verſprochen, Euch zu hüten wie das Kind in meinem Augapfel! Nun ich älter bin, wünſche ich, daß ſich bald Jemand findet, der unſerer ſchönen Francesca anſtändig iſt und mir mit ſorgen hilft. Da zeigt ſich eine Gelegenheit nach der andern, Francesca rümpft das Näschen und läßt Einen nach dem Andern vorüberziehen, als wäre ihr Vater, der ſtolze Rathsherr, Korbmacher geweſen. Francesca, die ſchönen Jahre gehen auch vorüber, und es kommt die Zeit, wo jede Stunde nur ein klein wenig Stolz und Jugend uns aus dem Geſicht tippt und die gute Laune abnimmt wie eine Kerze auf dem Altare, vor der Viele auf den Knieen gelegen und die Vielen geleuchtet hat, und an die, wenn ſie abgebrannt iſt, Niemand mehr denkt.“

Francesca hatte ſich lachend in den Armſtuhl geworfen und fuhr in der Art ihrer Anna, welche ſie poſſirlich ihr nachäffte, weiter fort: „Und da iſt in der Nähe der Kaufmannsſohn im gelben Eidotterfrack und dem kirſchblüthenen Höschen, mit dem ſeidenen

Schnupftüchelchen in der Hand, woran er immer Pfefferdüten dreht und mir den Ring an den Finger lächeln will! Er versuch's," rief Francesca mit ihrer natürlichen Stimme, „hier ist meine Hand, wenn er sich nicht fürchtet vor ihren Bewegungen." Nun fuhr sie weiter fort mit der nachgemachten Stimme der Alten: „Da ist der Nobile Grimaldi aus Venedig, von uraltem Adel und sehr verliebt!" Bei diesen Worten streckte Francesca die beiden Zeigefinger aus und ließ wie in einem Puppenspiele sie zu einander reden, so daß der linke eine steife Verbeugung machte und hochtrabend redete: „Signora padrona! Venedig ist die Königin des adriatischen Meeres und war einst sehr berühmt und mächtig; dort gab es viele Patricier, welche mehr galten als Kaiser und Könige, und ich bin der Enkel meines Großvaters!" Jetzt begann Francesca mit dem rechten Zeigefinger zu wackeln, den sie entgegnen ließ: „„Signore padrone! Warum seid Ihr denn nicht lieber der Vater Eures Urgroßvaters?"" „Signora, Eure Frage ist schwer zu beantworten!" „„So geht denn heim und fragt Euren östreichischen Polizeidirector und bringt mir Antwort! Ade!"" — Nun kommt der Professor aus Padua! Gelehrt und dick und mit der langen

Naſe, welche immer in den Antiquitäten und Gräbern der alten Römer herumſchnobert und eine Rarität nach der andern entdeckt zum Ruhme Italiens, — ein Scarabäus, der mir zuweilen vor den Füßen herumkriecht, daß ich mich jeden Augenblick hüten muß, ihm nicht auf den Rüſſel zu treten. Hinweg mit allen dieſen Männern! — Und ihnen ſind alle gleich, welche ich kenne! Wenn ich in den Geſchichten unſerer Vorfahren leſe, und ſehe dieſe Nachkommenſchaft, welche ſich ihrer Schande und Knechtſchaft freuen mag, ſo ſchaudert mich vor dieſem Geſindel. Ich kann nicht ſagen, daß ich dieſe Männer verachte, aber ich mißachte ſie. Zeige mir einen Mann, der auf der Stirn den Stempel des Herrſchers trägt, wozu jeder geboren ſein ſoll, zeige mir den Mann, der nie unter dem Joche der Gemeinheit den Nacken gebeugt hat, zeige mir Cäſar oder Brutus, und ich will ſo rückſichtslos Seele und Leib ihm opfern, und müßte ich wie Semele in Jupiters glühenden Armen in Aſche zerſtäuben! — Heilige Maria, bitte für uns! —

Anna weinte und ſchluchzte bei dieſen Worten, ſtreichelte Franceſca begütigend und ſagte: „armes Vögelchen, Du verſchmähſt die Federchen und Fäd-

chen, um daraus ein Neſt zu bauen, und trägſt brennende Kohlen hinein, und, wie Du ſagſt, ſo wird es kommen mit dem Feuer und der Aſche! Ich habe mich nun lange genug in der Welt umgeſehen und manchmal die Augen offen gehabt und habe mir Vieles zurecht gelegt und geſehen; und habe denn immer gemerkt, daß die glücklich wurden, welche hübſch ordentlich ſich in die Welt hinein ſchickten, ruhig einen Tag zu dem andern legten, immer das Nächſte zum Nächſten fügten, bis ihr Haus fertig war. Da ſah ich verarmte Adlige, die den ganzen Tag herumgingen und nicht müde wurden, davon zu reden, daß Einer ihrer Vorfahren Cardinal, ein Anderer Herzog von Genua, und wieder ein Dritter groß am Hofe des Kaiſers geweſen, und konnten nicht darüber hinauskommen, daß Alles anders geworden ſei; — ich habe dieſelben um kleine Darlehne, welche ſie nie wieder bezahlten, betteln geſehen, und ſehr verachtet bei allen Krämern, Kaffee- und Speiſewirthen und allen Handwerkern. Doch auch Andere habe ich bemerkt, welche dachten: alte Zeit und Adel hin und her! — und anfingen, etwas zu lernen, womit ſie ſich redlich nähren konnten und etwas dann arbeiteten und dabei zu Geld und Anſehen und gutem Hausſtande kamen

So habe ich denn auch erlebt, daß die von unſern Landsleuten, welche über die alte Herrlichkeit Italiens nicht hinauskommen konnten, auch daran zu Grunde gegangen ſind, und wieder Viele, die das Heute in das Morgen hinüberarbeiteten und glücklich wurden.

Francesca's ſchönes Angeſicht war bei dieſer Rede vor innerer Heftigkeit erbleicht, denn mit Gewalt drängte ſich das Blut nach dem Herzen, indem ſie ſich zu beherrſchen ſuchte und ruhig entgegnete: „So mag es wohl in der Welt beſtellt ſein; das Gewöhnliche mag Recht behalten! Wohl mag die freie Gemſe ſtündlich und täglich vom Tode bedroht ſein, — aber wenn ſie ihr Schickſal erfüllt, ſo fällt ſie doch als ein edles Thier, und nicht gemein wie das Schaf, welches dem Hirten ſeine Wolle und Milch, ſeine Lämmer und zuletzt Fell und Blut und Fleiſch laſſen muß. Armes Schaf, Italien, vergönne mir die gefährliche Freiheit einer Gemſe, und den Muth, mich vom Felſen in den Abgrund zu ſtürzen zu guter letzt, wenn das Verderben hinter mir herrauſcht!“

In dieſem Augenblicke donnerten die Kanonen von Parona herunter; Franzesca ſprang auf und eilte auf den Balkon. Ein dumpfes Brauſen ſcholl aus der Ferne heran, welches ſich immer mehr ſteigerte

bis zum Toſen. Dazwiſchen durch hörte man wieder Kanonendonner; zugleich erſchienen an den Fenſtern und unter den Thüren Greiſe, Frauen und Kinder, und wer ſonſt noch in der Stadt zurückgeblieben war. Jetzt war es eine kleine Weile ſtill, dann erhob ſich wieder das dumpfe Toſen und zwiſchendurch donnerten von Neuem Kanonenſalven. Jetzt quollen ſchon aus den Nebenſtraßen und Gaſſen dichtgedrängte Volksmaſſen, zurückgehalten von den Cavaleriſten, welche hier mit blanken Klingen und drängenden Pferden die Straße frei erhielten. Jetzt wälzte ſich ein Ruf vom Thure herein die Straße entlang: ſie kommen! ſie kommen! — und nun war Alles wieder ſtill, bis ein vieltauſendſtimmiger Ruf: Kaiſer Alexander! und: Kaiſer Franz! hoch! — die Luft erſchütterte, Hüte und Mützen in die Höhe wirbelten, und aus den Fenſtern Tücher flatterten, und zugleich die beiden Kaiſer im offenen Wagen mit dem Sechsgeſpann heranrollten, ihnen hinterdrein die endloſe Wagenreihe. Welcher Augenblick, wo die zwei größten Herrſcher des Continents, der kaiſerliche Greis mit dem kaiſerlichen Jünglingsmann unter dem Jubel dichtgedrängter Volksſchaaren hier einzogen, um über Europa Gericht zu halten! — Francesca hatte ſich

mitrufend weit über den Balkon vorgebeugt, als das Sechsgeſpann ſich näherte, und ſie die hohe edle Geſtalt und das freundliche Antlitz des ſchönen Kaiſers erblickte, welcher freundlich ſeine lachenden, blauen Augen zu Francesca emporhob. In dieſem Augenblicke hatte ſie von ſeiner Büſte den Lorbeerkranz genommen und hineingeworfen in den vorüberrollenden Wagen. Als ſie ſah, daß Kaiſer Alexander den Kranz aufhob und noch einmal dankend zurückblickte, drückte ſie ihre beiden Hände vor ihr brennendes Geſicht und das ſchöne Bild des Kaiſers tief in ihre Seele.

Zweites Buch.

Capitel 1.

Der Ritter Malavilla hatte mit seiner Tochter und Dienerschaft die Wohnung bezogen, welche Antonio mit so großem Eifer im alten Gebäude für ihn hatte einrichten lassen. Mit ihm war der Pater Santello angekommen, welcher den Auftrag erhalten hatte, als Secretair des Ritters die Correspondenz mit der Regierung von Seo d'Urgel zu führen. Er hatte sich zugleich mit dem Ritter einquartiert und ließ sich jetzt von Antonio in der Wohnung, welche ihm zuzusagen schien, herumführen und sich in ihr mit den Räumlichkeiten bekannt machen. So gelangten sie auch in das Erdgeschoß. Gleich bei der ersten Stufe der emporlaufenden Wendeltreppe, wenn man von Oben herunterkam, rechter Hand, befand sich eine Thüre, über welche oben ein rothes Kreuz gemalt war.

Da ſie nur angelehnt war, ſo ſtieß ſie Santello zurück und fragte, welches Heiligthum da drin ſei!

„Es iſt eine gewölbte Halle," verſetzte Antonio, „welche in alten Zeiten eine Hauscapelle geweſen iſt, im Winter aber zur Aufbewahrung von allerlei Früchten benutzt wird."

Santello beugte die Kniee, bekreuzte ſich und ſagte dann zu Antonio: „die Stelle, wo Gott im Sacrament einmal Leib geworden, iſt heilig für immer. Vergönnt mir, daß ich dieſe Capelle zu ſeinem Dienſte wieder einweihe."

„Macht davon Gebrauch," verſetzte Antonio, „wie es Euch beliebt!"

Sie waren in die Halle hineingetreten. „Dieſe Pforte hier geht in den anſtoßenden Hof," fuhr Antonio fort, „in welchem Ihr in der Waſſerkühle des Springbrunnens Euch ergehen könnt, ſo oft Ihr Luſt habt."

Mit dieſen Worten ſchob er den Riegel an der Pforte zurück, drückte das Schloß auf und ſtieß die beiden Thürflügel auseinander, daß plötzlich die helle Tagesgluth in das verödete Heiligthum hereindrang.

Der mit Marmorplatten abgeſchloſſene Hofraum, in deſſen Mitte die Fontaine zwiſchen Sonnenblumen

und Georginen, wie ein kryſtallener Baum empor-ſprühte, erſchien wie eine heitere Vorhalle, welche das menſchliche Gemüth zu träumeriſcher Andacht in die dunklen Räume der Capelle einladen mochte.

Antonio und Santello ſetzten ſich auf die ſteinernen Stufen, welche zu der Capelle führten und beriethen ſich, wie ſie am ſchnellſten wieder herzuſtellen ſein möchte, damit der Ritter ſo bald als möglich ſeine Hausandacht darin halten könnte.

„Ihr habt mir erzählt," ſagte endlich Santello, indem er die Kapuze über ſeinen tonſurkahlen Kopf zog, „daß dieſes alte, herrliche Gebäude, welches wir nun bewohnen, vor unſerer Ankunft, ſeit einer langen Reihe von Jahren, verlaſſen und öde geſtanden, und daß Ihr jetzt nicht begreifen könntet, wie Euch früher die Augen vor dieſem phantaſiereichen Bauwerke, welches zugleich wieder ſo wohnlich iſt, hätten verſchloſſen ſein können! und wie Ihr früher dieſe Abwechſelung in der Größe und Form der Fenſter und Thüren, die Mannigfaltigkeit der Verzierungen, und die ſcheinbaren Willkürlichkeiten in Vertheilung der Räume ſo geſchmacklos hättet finden können, ſo daß Euch erſt jetzt plötzlich der Sinn davon, wie von einem alten, ſchönen Gedichte, aufgegangen ſei. Gerade

ſo wie es Euch mit dieſem alten Gebäude gegangen iſt, ſo wird unſerer Zeit plötzlich wieder die Glorie der Kirche und des Throns in aller ihrer Herrlichkeit offenbar werden, daß ſie vor dem Glanze erblinden wird wie Saulus, als ihm der Herr erſchien und zu ihm ſprach: warum verfolgſt du mich?“ —

„Wohl denn!“ verſetzte Antonio, „wie ohne Zwang, ſondern von ſelbſt der Geiſt der alten Baukunſt an dieſem Hauſe mir klar wurde, und wie der Herr nicht mit irdiſchen Waffen, ſondern durch die Herrlichkeit ſeiner Erſcheinung und die Milde ſeiner Worte Saul bekehrt hat, eben ſo ſollte die heilige Kirche mit den geiſtigen Waffen der Wahrheit, nicht aber mit Bajonetten und Feuerbränden gegen Ketzer und Demagogen zu Felde ziehen!“

Santello lächelte erſt über dieſe Worte mit einem ſpöttiſchen Zuge um den Mund, dann wurde er ernſt und antwortete mit gehaltener Stimme: „Euren Irrthum, lieber Freund, habe ich getheilt während der ſchönſten Zeit meines Lebens, wo ich noch als Einſiedler auf dem heiligen Berg Montſerrat meine Tage im Gebete dahinlebte. Welche Erinnerungen wachen in mir auf! Meine Vaterſtadt iſt Tarragona, hoch auf dem Felſen, die Königin der reichen, blühenden

Ebenen und Gefilde bis zum Fuße des Montſerrat, die Beherrſcherin des Meeres, das von Oſten her ihr ſeinen Tribut bringt, Tarragona, Freundin des Scipio, des Afrikaners, Cäſars Julia Victrix, Roms und ſeiner Kaiſer geliebteſte Stadt!"

„Doch, verzeiht mir," unterbrach ſich Santello, „daß ich vom Strom meiner Gefühle dahingetrieben werde an die Küſten meiner Vaterſtadt!"

„Wollt Ihr mir ſo viel Vertrauen ſchenken," erwiederte Antonio, „daß Ihr mir von Eurer Heimat und Euren Schickſalen erzählen wollt, ſo ſeid verſichert, daß ich es zu ehren verſtehen werde."

„Meine Eltern," fuhr Santello fort, „ſind mir unbekannt geblieben; ich wurde im Franziskanerkloſter unweit der Baſtion des Roſenkranzes und des neuen Thores des heiligen Franziskus erzogen, ohne daß ich je etwas von ihnen gehört und geſehen habe. Der Abt des Kloſters wich meinen Fragen um ſie aus, obſchon er von ihnen das Nähere wiſſen mochte. Ich war ein Kind, deſſen Daſein vor der Welt verborgen bleiben ſollte, ſo viel iſt gewiß. Einſtmals beſuchte mich ein alter Herr, welcher mit dem Abte zu mir kam und mich unter Thränen herzte und küßte. Im Laufe des Geſpräches hatte ihn der Abt einmal

Uguanna genannt, das iſt Alles, was ich über ihn erfahren habe. Da er nie wiederkam, ſo vergaß ich ihn allmälig wieder, und erſt jetzt fällt mir der Name: Uguanna! wieder ein. Vielleicht hätte dieſer Name mir Gelegenheit gegeben, auf die Spur meiner Eltern zu kommen."

„Als ich ſchon die prieſterliche Weihe erhalten hatte, wuchs meine Sehnſucht nach der Einſamkeit des fernen Berges ſo ſehr, daß ich vom Erzbiſchof mir Dispenſation verſchaffte, und ſo endlich mich auf den Weg dahin begab."

„Unter vielen Gebeten gelangte ich bei ſeinem Fuße an. Die Gebete ſtiegen mit mir empor, die Kümmerniſſe blieben zurück an der Schwelle, hinweggebannt vor dem heiligen Odem des Berges. Da gerade zu jener Zeit die Einſiedelei St. Jago erledigt war, ſo wurde ſie mir auf die Verwendung meines Priors eingeräumt. Ich ſtieg bei dem grauenden Morgen die ſteile Escala des Berges hinan, geführt von einem der Väter aus dem Kloſter. Um uns her ragten empor die ungeheuren, nackten Felſenkegel, wie Rieſenfinger zum Himmel deutend, während die Natur um uns in Abgründe ſich hinunterſtürzte, um den Menſchen mit Gott allein zu laſſen in der Einöde der

ſtarrenden Klippen und der ziehenden Wolken. Wir ſtiegen durch Klippen und Wolken hinauf in die klare Luft des Himmels und unter uns ruhte die Erde im Schleier des unter ſich wirbelnden Nebels. Endlich kamen wir bis zu den vier höchſten Felſenpyramiden, von welchen die höchſte an ſteiler, ſenkrechter Wand die Hütte trägt, welche ich bewohnen ſollte. Tief unten in unermeßlicher Tiefe lag das Kloſter, ringsumher die Felſeneinöde, und weithin ausgebreitet die unermeßliche Ausſicht auf die unbegrenzte Ferne, wo das Auge die großen, volkreichen Städte wie eine zerſtreute Lämmerheerde auf dem Felde, die Ströme wie glitzernde Thautröpfchen im Graſe, das Meer wie einen kaum ſichtbaren Silberfaden am Horizonte und die Gebirge wie Wolkenketten erblickt. Dort fällt die Welt mit allen ihren Leiden und Freuden wie ein Mantel von der Schulter des Einſamen, und das Herz ſchwingt ſich wie eine todesfreudige Hymne zum Throne Gottes."

„Zwiſchen zwei Felſenwänden ſchräg vor bis an die Sonne zog ſich der Garten, von welchem ich mich mit dem Spaten in der Hand nähren ſollte. Die köſtlichſten Feigen- und Aepfelbäume waren dort ſeit Jahren gediehen und nie müde geworden, für das

bischen Erde, welches ihnen der Mensch gegönnt hatte, ihm dankbar die süßeste Fülle von Früchten in den Schooß zu schütten. Gar bald hatte ich mich daran gewöhnt, Alles, was ich bedurfte, meiner eigenen Hand zu verdanken. Jedes Kraut, was ich gepflanzt, jeder Keim, der aus dem Kerne sich hervordrängte, jede Blumenstaude, welche ich bis zur Blüthe gepflegt hatte, erfüllte meine Seele mit süßem Entzücken. So ging Jahre lang mein Leben hin mit Gebet und Arbeit. Jeder Tag brachte mir eine neue Freude, denn ich lebte im Odem Gottes, der mich auf allen meinen Tritten anwehte. Es war mir, als hätte sich das Paradies, als es von der übrigen Erde verschwand, auf diese Bergeshöhen zurückgezogen. Selbst die Thierlein, welche seit dem Sündenfalle die Menschen scheuen, waren wie freundliche, kleine Geister um ihn herum. Die Vögel, welche um meine Einsiedelei herum die Nester hatten, besuchten mich harmlos in meiner Stube, wenn ich betete, und halfen mir mit zu meinem Schöpfer singen, sie waren um mich, wenn ich arbeitete, und eins oder das andere setzte sich wohl gar auf meine Hutkrempe und sah neugierig zu, wie ich grub und pflanzte. Dieses Alles ist nun vorüber, um nie wiederzukehren. Keine grüne Stelle

ſollte von der alten glückſeligen Zeit mir übrig bleiben."

„Ihr ſeht mich an, Don Antonio, mit zweifelnden Mienen? Gott wird entſcheiden, auf welcher Seite das Recht iſt. Ich kenne die Anklagen, welche in den Cortesverſammlungen erhoben worden ſind, ſie mögen jeden, der nicht zu Hauſe iſt in meinem Vaterlande und ſeiner Geſchichte, verwirren, aber der gerechte Richter wird die Wahrheit von der Lüge unterſcheiden."

„Unſere Demagogen wollen die Freiheit erjagen, und verjagen ſie aus ihren uralten Aſylen. Wollt Ihr freie, edle Männer ſehen, ſo lernt unſere ſpaniſchen Bauern kennen. So ſelbſtſtändig, ſtolz und kühn habe ich anderwärts nicht Fürſten und Grafen getroffen. Ich habe lange Zeit bei den verſchiedenſten Gelegenheiten unter ihnen zugebracht, und mir iſt kein Fall bekannt, wo ein ſpaniſcher Bauer den Anſtand und die männliche Höflichkeit verletzt hätte. In den unruhigſten Zeiten dürft Ihr Euch dem angeborenen und allgemeinen Ehrgefühl der Spanier vertrauen; keiner würde um alle Schätze des Morgenlandes das Gaſtrecht verletzen."

„Was iſt Freiheit anders, als das Freiſein von dem, was die Menſchenwürde entadelt? Dieſe Freiheit

das ſtolze Eigenthum meines Volkes, wurzelt in der Religion; ſie iſt eine Freiheit, gepflegt aus der grauen Vorzeit herüber in unſere Tage von Prieſtern und Königen: Wir nennen ſie die Ehre!" —

„Als der Revolutionskaiſer Napoleon dieſe Ehre angetaſtet, wuſch der Spanier ſich rein im Blute der Franzoſen."

„Unter den Mönchen des Kloſters war kein einziger, welcher nicht mit Wundennarben aus Schlachten und Gefechten in jener Zeit geſchmückt geweſen wäre; denn ſie hatten die Guerillas der cataloniſchen Bauern zum Kampfe für Gott und König geführt, und ihre Namen als Vaterlandsretter mit Blut eingeſchrieben auf die Blätter der Geſchichte."

„Ich kenne," verſetzte Antonio, „die Heldenthaten der Spanier zu jener Zeit, und meine Bewunderung für den ſpaniſchen Nationalcharakter iſt unwandelbar, doch kann ich nicht begreifen, wie die Rathgeber des Königs ihn verleiten mochten, bei ſeiner Rückkehr aus den franzöſiſchen Feſſeln, mit Bajonetten die Urkunde der Freiheit von 1812 zu vernichten und die Cortes, welche ſeinen Thron gerettet hatten, einzukerkern oder zu verbannen!"

Santello war bei dieſen Worten düſter geworden, doch ſprach er mit mühſamer Faſſung weiter: „möchtet Ihr nicht zugleich erfahren, welchen Lohn die Mönche des Kloſters auf dem Montſerrat für ihre Kämpfe und Siege erhielten?“

„An einem Morgen ließ mich der Abt bitten, hinunterzukommen, denn viele Brüder müßten uns verlaſſen. Ich ſtieg hinunter und trat in die Kloſterkirche. Die Mönche und Einſiedler waren dort verſammelt. Der Abt, jener edle Greis, deſſen ſchwermuthsvolles Antlitz ich nie vergeſſen werde, ſtand auf dem Altare und verkündete: daß die Cortesverſammlung das Kloſter aller ſeiner Einkünfte beraubt, und jeder ſeiner Brüder die Erlaubniß hätte, dahin zu gehen, wohin er wolle. Und die meiſten gingen hinweg und ſtiegen hinunter zu dem Volk und riefen es zu den Waffen.“

„Eine dumpfe Schwüle ſchien auf das Land hinabzufallen.“

„Nun ſaß ich tagelang oben und ſchaute hinaus auf das weite Land und betete für ſeinen Frieden, den ich ſelbſt nicht mehr finden konnte. Der ſchöne Monat April war gekommen und hatte meine Bäume mit Blüthen und ſummenden Bienen überſchüttet,

jeder Grashalm, jedes Blümchen und jegliche Creatur freute ſich des Daſeins, nur in meiner Bruſt war es drückendſchwer und dunkel vor dem heranziehenden Gewitter der nächſten Zeit. Da kam eines Morgens Xaver, einer der drei übriggebliebenen Mönche, aus dem Kloſter zu mir herauf. Ich freute mich, ihn wieder zu ſehen, obwohl ſein Angeſicht todtenbleich geworden war. Als ich ihn fragte, wie es ihm ginge? meinte er: wie einem Geknebelten!"

„Er ging mit mir vor zur Stelle, wo man ganz deutlich unten die Stadt Cervera liegen ſieht. Ich erfuhr jetzt von ihm, daß die Unſern ihr Hauptquartier dort aufgeſchlagen, die Heerſtraße, die von Barcelona nach Madrid führt, beſetzt und alle Verbindung zwiſchen beiden Städten in ihrer Gewalt hätten. Seht dort, rief Xaver, aus der Morgendämmerung heraus wickelt ſich die Anhöhe, welche Cervera beherrſcht, dort hat ſich der Trappiſt verſchanzt. Seht dort weiter links die Sturmhaufen des Gouverneurs von Lerida; Gott ſtrecke ſie nieder in ſeinem Zorn! — Jetzt ſahen wir von der Anhöhe Blitzſtrahlen vorzücken und ein Gewühl in den Reihen des Gouverneurs; jetzt nachhallend ein Donnern. Das ſind Kanonen! jauchzte der alte Guerillaführer Xaver,

das ſind Kanonen der Unſern! Wir beide ſanken jetzt nieder auf die Kniee, um Verderben herabzuflehen auf die Feinde des Altars und des Thrones; doch unſere Gedanken waren nicht bei dem Gebete, es ward nicht erhört."

„Vierzehn Stunden lang dauerte der Kampf vom Morgen bis zum Abend, da waren die Unſern geſchlagen und zurückgeworfen in die Stadt. Dieſe ſtand angezündet an allen Ecken und mit Bajonetten ſtürmten die Soldaten; aber die Bürger, voran die Mönche mit dem Crucifix, ſtanden mitten im Brande und Gemetzel. Von den Straßen verdrängt, ſtanden ſie auf den Dächern und warfen herab auf die Aſturier Ziegel, Balken und Steine. Ein Schutt- und Leichenhaufen blieb übrig, darunter lagen hundert und funfzig Prieſter und Mönche begraben. So ſtirbt ein Spanier für ſeinen Glauben."

„Aber als der Himmel geröthet war von den Flammen der ſchönen Cervera, faßte mich plötzlich Xaver bei der Hand, ſchleuderte mich weit hinunter, daß ich beinahe den Abhang hinuntergeſtürzt wäre in die grauenvolle Tiefe und rief: ein ehrloſer Schuft, der jetzt Altar und König verläßt! — Dann ſprang er mir wieder nach und rief: ſchwöre

Rache! Ich ſchwur! — Und nun, ſprach er, komm, komm! Ich folgte ihm durch die dämmernde Nacht immer tiefer hinunter, und doch war es mir als wenn mich jeder Strauch mit tauſend zarten Fingern zurückhalten wollte, und jeder Stein des Felſens, den ich betrat, meine Füße feſtbannen, und doch riß es mich allgewaltig vorwärts wie einen Dürſtenden zur rieſelnden Quelle. Hier und da ſetzten wir uns in der Nacht, und er erzählte mir von Riego und ſeinen Soldaten, von dem bedrängten König, von den Cortes, und wie ſie dem Altar, dem Könige, dem Adel und allen Vorrechten einzelner Provinzen den Krieg erklärt, und wie ſie alles Große und Herrliche in den Staub darnieder treten wollten im Wahnſinn der Revolution. Alles erfuhr ich von ihm, und wie durch die Provinzen die alten ſpaniſchen Herzen ſich zuſammen fänden, und die Waffen ergriffen zur Vertheidigung der Ehre Gottes. Und ich und Xaver beteten und fluchten durcheinander. Am Morgen langten wir im Thale an. Ich habe ſeitdem den heiligen Berg nie wieder beſtiegen, und weit hinter mir liegt die grüne Bergeinſamkeit mit ihrem Frieden auf der Höhe.

Capitel 2.

Es geſchieht wohl, daß bei fröhlichem Feſtgelage einer der Gäſte heimlich unter dem Tafeltuch ein Geldſtück von einer Hand zur andern wandern läßt, während ein anderer rathen ſoll, in welcher Hand ſich der wandernde Gegenſtand befinde? Man bemerkt unter der Decke eine fortwährende Regſamkeit und auf den Geſichtern eine luſtige Spannung, ohne daß ein Zuſchauer vor der Thüre dahinter kommen würde, was hier vorgeht. Eine ähnliche verhüllte Thätigkeit begann jetzt in Verona auf den verſchiedenen, diplomatiſchen Bureau's. Bei einem dieſer Bureau's hatte der junge Graf Joſeph von Frankenſtein, welcher ſich früher ſchon länger in Verona in unbekannten Aufträgen aufgehalten hatte, thätigen Einfluß.

Gebildet und verſchlagen zugleich, wurde er zu verſchiedenen Geſchäften gebraucht und er hatte dabei

immer dem Vertrauen entſprochen, welches man in ihn geſetzt hatte.

Er gehörte zu den Menſchen, welche die wildeſten, verzehrendſten Leidenſchaften im Buſen mit der kühlſten Beſonnenheit vereinigen können, indem ſie mit dem Teufel ihres Blutes einen Vertrag gemacht zu haben ſcheinen, in welchem ſie ihm zwar ihre Seele verſchrieben, jedoch dabei die Bedingung gemacht haben, daß er nie die Etiquette verletze und die Stellung zur Welt gefährde.

Graf Joſeph hatte zwei Jahre vorher in Verona die Schweſter Antonio's in Geſellſchaft kennen gelernt.

Sie hatte auf ihn einen unauslöſchlichen Eindruck gemacht, auch anfangs ſeine Huldigungen angenommen, dann aber ſie ſo ſpröde und rückſichtslos zurückgewieſen, daß er Mühe hatte, nicht in die Rolle eines zurückgeſetzten, ſentimentalen Liebhabers zu verfallen.

Er blätterte jetzt in ſeinem Portefeuille, in welchem er ſeine früheren Veroneſer Erinnerungen aufbewahrt hatte, herum und ſuchte alle Verhältniſſe, an welche ſie geknüpft waren, ſich wieder vor die Seele zu führen, um ſie für ſeine jetzige Stellung, welche er hier wieder einnahm, nützlich zu machen.

Bei dieſem Geſchäfte fielen ihm auch die Abſchriften kleiner franzöſiſcher Gedichte, welche er in hoffnungsreichen Stunden gedichtet und, auf feines roſafarbenes Papier geſchrieben, an Franceſca geſendet hatte, wieder in die Hände.

Dazwiſchen befanden ſich die Concepte zu den Billeten, welche er an ſie geſchrieben hatte, nach der Reihenfolge ſauber geordnet.

Während er jede Zeile las, ſchienen die verſchiedenartigſten Empfindungen in ſeiner Seele wieder anzuklingen.

Zuweilen war ſein Geſicht ſo regungslos, als wäre es aus Wachs pouſſirt, ſelbſt die Augen ſchienen eine gläſerne Lüge, da die Augäpfel darin ſich kaum bewegten; dann aber zogen ſich doch wieder kleine, leichte, lächelnde Schlängelchen um die feinen Mundwinkel.

In dem letzten Billete, welches er an ſie geſchrieben hatte, wollte er ſie beſchwören, ihm über die Urſache der Veränderung in ihrem Benehmen zu ihm, gnädig, wie eine lichte, ſchöne Sonne, Licht zu geben, damit er ſich rechtfertigen oder um Vergebung bitten könne, wenn er irgendwie ihre Abneigung durch eigene Schuld ſich zugezogen habe.

Francesca hatte dieſes Billet zwar geleſen, jedoch unter ſeiner Adreſſe ihm wieder zurückgeſendet.

Als Graf Joſeph es damals wieder erbrach, fand er mit Bleiſtift darunter geſchrieben: spione! —

Bei dieſem einzigen Worte war die Correſpondenz beendigt.

Als ihm jetzt dieſes faſt verblichene Wörtchen in die Augen fiel, war es ihm, als führe ein glühendes Eiſen in ſeine Seele und drücke es ihm dort ziſchend und unauslöſchbar für alle Ewigkeit ein.

Seine Finger ſchnappten krampfhaft zuſammen, ſein Kinn zuckte in die Höhe, und zwiſchen ſeinen Zähnen murmelte er ein unverſtändliches Wort; — dann faßte er dieſe Papiere zuſammen, nahm das brennende Wachslicht und ging zum Kamin, um ſie zu verbrennen, aber bald ſtellte er das Licht wieder auf den Tiſch und legte die Papiere in das Portefeuille.

Jetzt trat vom Bedienten angemeldet Bartolo herein, welcher ſich auf ſeinen Viſitenkarten Chevalier de Venta betitelte und behauptete, daß ihn Napoleon bei der Schlacht von Waterloo dazu ernannt habe, weil er erſt dort ſeine ausgezeichneten Dienſte in einem Reitergefechte bei Venta, von dem ſonſt Niemand

etwas in den Zeitungen vernommen hat, erfahren haben ſollte. Es war ein hoher, ſchöner Greis mit ſchneeweißem, kurzgeſchnittenen Haupthaar, von welchem ſeine kohlſchwarzen Augenbrauen ſeltſam abſtachen. Er war einfach und ſauber gekleidet und trug im Knopfloche das Kreuz der Ehrenlegion. Seine Erſcheinung war einnehmend und ehrwürdig zugleich. Mit einer eleganten Verbeugung näherte er ſich dem Grafen mit den Worten: „Excellenz hat mir erlaubt, meine unterthänige Aufwartung machen zu dürfen?“

„Laſſen Sie ſich nieder, Chevalier! ich hoffe, auf die Dauer des Congreſſes von Ihrer Beobachtungsgabe wieder Gebrauch machen zu können! Sind Sie im Stande, Ihr Corps ſogleich wieder organiſiren zu können?“

„Ich habe,“ verſetzte der Chevalier, „im Voraus auf Ihre Genehmigung hin in allen Ständen der Geſellſchaft kluge Augen und Ohren gewonnen; doch verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich deſto umfaſſendere Berichte abſtatten kann, je mehr mir Mittel zur Verfügung geſtellt werden können.“

„Sparen Sie kein Geld!“ entgegnete der Graf, indem er aus ſeinem Pulte einige Rollen Ducaten nahm und ſie in die Hand des Chevaliers ſinken ließ,

„denn ich muß täglich eine ganz genaue Ueberſicht über das, was hier in Verona vorgeht, haben können! Womit haben Sie ſich während meiner Abweſenheit die Zeit vertrieben?"

„Ich habe mich auf das Magnetiſiren gelegt, um zu entdecken, ob nicht die Clairvoyance für die Politik nützlich gemacht werden könne. Ich habe dabei die wunderbarſten Erfahrungen gemacht. Recht ſehr bedaure ich, daß der Congreß nicht im vorigen Sommer ſtattgefunden hat. Unter meinen Clairvoyanten hatte ich damals ein Frauenzimmer, welches von Natur blind war, jedoch im Hochſchlafe Alles ſah, was meilenweit in der Runde vorging. Ihre Seele war ein verklärter Polizeidiener geworden. Legte man irgend etwas, das Jemand an ſich gehabt hatte, meiner Clairvoyanten auf die Herzgrube, ſo ſah ſie die ganze Perſon, mit welcher ſie auf dieſe Weiſe in Rapport kam, vor ſich und wußte genau anzugeben, was dieſe dachte, ſprach oder ſonſt vernahm. Ihre Seele zuckte wie ein Elf über Land und Meer, durch Fenſter- und Thürritzen zu der Perſon, welche man auskundſchaften wollte."

„Leider bin ich Schuld an ihrem Tode; ich hatte ſie einſt nach Neapel zu einem Profeſſor der Phyſik

geſchickt, welcher als Carbonaro verdächtig geworden war. Meine Clairvoyante fing an zu ſprechen: ich ſehe viele große Häuſer und ein Meer mit Schiffen und einen feuerſpeienden Berg! — Ich ſtehe an einer kleinen Spalte, durch welche ein Draht geht — ſoll ich hinein? — Der Draht geht tief hinein in ein Gewölbe, dort ſteht ein Mann, welcher eine gläſerne Walze, mit Siegellack beſtrichen, herumdreht, — muß ich hinein? — Ich befahl ihr, ohne Zögern hineinzufahren. In dieſem Augenblicke ſchrie ſie auf und war nicht mehr. Sie war an den Draht einer Elektriſirmaſchine gekommen und hatte einen tödtlichen Schlag erhalten."

Graf Joſeph lächelte über die ſeltſame Geſchichte und ſagte: „wäre es denn nicht möglich, eine ſolche Clairvoyante wieder herbeizuſchaffen?"

„Vielleicht!" entgegnete der Chevalier, „aber es iſt eigen, daß bei einer Jeden durch den Magnetismus immer eine andere Seelenthätigkeit hervorgebracht wird. Die Eine ſetzt ſich mit Geſpenſtern in Vernehmen, die Andere mit den Elementargeiſtern, wieder eine Andere mit Engeln und Dämonen, doch habe ich ſeitdem keine gefunden, welche praktiſch zu gebrauchen geweſen wäre. Eine meiner kleinen Prophetinnen

wird intereſſant, ſie kann zuweilen das Schickſal einer Perſon aus den Augen prophezeihen."

„Bei gelegener Zeit," verſetzte Graf Joſeph, „werde ich Sie erſuchen, mich zu ihr zu führen; — doch geben Sie mir jetzt einige Auskunft über das Haus unſeres Freundes Antonio; — wie ſteht es dort?"

„Antonio iſt noch immer der Arzt aller unverheiratheten Damen, welche Intereſſe haben an einem jungen Arzt mit ſanften, träumeriſchen Augen. Sein Haus wird wie früher beſucht von intereſſanten Fremden. Unter dieſen, welche jetzt dort aus und eingehen, dürften nur Jouy, ein franzöſiſcher Journaliſt, Arnold, ein deutſcher Gelehrter, und ein Neugrieche, welcher mit antiken Gemmen handelt, vielleicht einige Aufmerkſamkeit verdienen. Da Jouy Mitarbeiter am Conſtitutionnel iſt, ſo braucht man blos die Artikel, welche aus Verona datirt ſind, dort nachzuleſen, um zu wiſſen, was man von ihm zu halten hat. Der Deutſche forſcht nach Alterthümern herum und iſt ein Träumer, und der Neugrieche hat bis jetzt wenig von ſich verrathen."

‚Seit einiger Zeit kommt auch der Maler Malocchio häufiger dorthin; Antonio's ſchöne Schweſter ſitzt

ihm zu einer Ariadne, an welcher er ſchon ſeit langer Zeit malt.“

„Da ihr den wunderlichen, melancholiſchen Geſellen kennt, ſo brauche ich über ihn keine Worte zu verlieren. Doch wohnt ſeit einigen Tagen dort in dem alten Gebäude ein Spanier, welcher ein Anhänger Queſada's, des Generals der Glaubensarmee, iſt und von der Regentſchaft in Seo d'Urgel als Agent hierher geſandt ſein ſoll. Seine Tochter, welche er mitgebracht hat, ſoll eine ſeltene Schönheit ſein. Excellenz ſollten ſich die Mühe nicht dauern laſſen, ſie kennen zu lernen; denn ſchönere Frauen habe ich nirgends geſehen, als in Spanien, wo ich, wie Ihnen bekannt iſt, vor Jahren als Obriſt unter Maſſena den Feldzug mitmachte.“

„Sehr wohl, Chevalier! Doch vergeßt nicht, auf dieſes Haus und alle, welche dort Zutritt haben, ein aufmerkſames Auge zu richten.“

Der Chevalier empfahl ſich, als jetzt der Bediente den Neugriechen Achilleus anmeldete. „Er mag hereinkommen,“ befahl Graf Joſeph, „und ſich kurz faſſen.“

Achilleus trat ein, begrüßte den Grafen und erwartete ruhig die Antwort auf ſeinen Gruß. Joſeph

faßte ihn muſternd in das Auge, ſo daß eine kleine Pauſe entſtand; denn die Geſtalt des Griechen und ſein ruhiges, großes Weſen, welches er an ſich hatte machte auf ihn einen Eindruck, welchen er gern durch vornehme Kälte im Augenblicke aufwiegen mochte. Endlich fragte er: „Was bringt Ihr?"

„Eine Frage und eine Bitte!" entgegnete Achilleus dem Grafen, welcher in ſeinem Seſſel ſitzen geblieben war und nur mit halb über die Schulter hinübergewendetem Geſicht ihn anſah.

„Ich halte mich hier ſeit einiger Zeit auf," fuhr Achilleus fort, „und gedenke die Zeit des Congreſſes, welcher ſo viele hohe Herrſchaften hier vereinigt, zu guten Geſchäften mit einigen werthvollen altgriechiſchen, geſchnittenen Steinen zu benutzen. Geſtern jedoch iſt mir ein ſchwereres Geſchäft aufgetragen worden. Die Deputation, welche meine Regierung an den Congreß ſendet, iſt vor Ancona angelangt und hält dort die Quarantaine. An ihrer Spitze ſteht der Graf Andreas Metaxa, ein Freund meines Hauſes. Von ihm habe ich einen Brief erhalten, worin er mich angeht, Erkundigungen einzuziehen, ob die Deputation hoffen dürfe, von den hohen Mitgliedern des Congreſſes angenommen zu werden. Doch ich bin ſelbſt hier fremd

und unkundig diplomatiſcher Wege; nur weiß ich, daß Eure Excellenz die Gunſt des erleuchteten Staatsmannes beſitzen, in deſſen Hand das Schickſal der Hellenen ruhen dürfte."

Jetzt hielt Achilleus inne, um dem Grafen Gelegenheit zu einer Antwort zu laſſen, welche ihm die Weiſe andeuten könnte, in welcher er weiter ſich auszulaſſen hätte.

„Und Ihr," verſetzte Graf Joſeph, „wagt es, Euch einer ſolchen Anfrage zu unterziehen?"

„Wer möchte nicht gern ſeinen Landsleuten dienen?" entgegnete Achilleus, „und wer nicht gern da um Rath fragen, wo man den beſten und klügſten ſich holen kann. Herr Graf, mich führt das Vertrauen und dann die Ueberzeugung hieher, daß es vielleicht bequem ſein dürfte, mittelbar dem Grafen Metaxa das wiſſen zu laſſen, was man ihm kund thun möchte.

Graf Joſeph fühlte ſich von Achilleus klaren und ruhigen Worten eingenommen; doch konnte er nicht einig mit ſich werden, wie er ſich ihm geben ſollte, da er wußte, daß ſein Chef ſelbſt noch zu keinem beſtimmten Princip, welches in Bezug auf Griechenlands Sache befolgt werden könnte, gekommen war.

Wußte man auch, daß der Aufstand der griechischen Nation nicht ohne Vorwissen der russischen Diplomaten ausgebrochen war, so fürchtete man doch wieder die Pläne Rußlands auf Constantinopel, theils auch das Beispiel, welches unterdrückten Völkern dieser Heldenkampf der Hellenen geben konnte, noch mehr aber die Begeisterung, welche dafür bei allen Völkern Europa's erwacht war; doch eben die Begeisterung, welche den Aufstand der Griechen zu einer Sache der Christenheit machte, stand der Meinung im Wege, welche gern mit Waffengewalt den Türken zur Unterwerfung der Griechen geholfen hatte.

Indem Graf Joseph dieses erwog, beschränkte er sich auf die Frage: „Und zu welchem Zwecke soll diese Deputation nach Verona kommen?"

„Es hatte sich schon früher," versetzte Achilleus, „in Morea die Nachricht verbreitet, daß der heilige Bund den türkischen Sultan zum Bundesmitgliede aufzunehmen gedenke; irre ich nicht, so soll die Deputation mit dem heiligen Kreuze in der Hand um Aufnahme eines christlichen Volkes zu bitten wagen. Vielleicht ist der Schritt kühn, verzeihlich dürfte er immer sein."

„Es leben leider viele christliche Völker," entgeg-

nete Graf Joſeph, „unter türkiſcher Botmäßigkeit; aber da die Zeit der Kreuzzüge vorbei iſt, ſo dürfte zu erörtern ſein, welches beſondere Recht die Hellenen auf den Beiſtand Europa's in Anſpruch nehmen wollen?“

„Das Recht der Thatſache,“ verſetzte Achilleus; das Land ihrer Väter: Attika, Livadien, Aetolien, Akarnanien und der ganze Peloponnes iſt in ihrer bewaffneten Hand; im Augenblicke, wo ſie die Türken über die Grenze gejagt hatten, iſt ihre Inſurrection zu einem rechtmäßigen Kriege eines chriſtlichen Volkes mit den Barbaren geworden. Odyſſeus bewacht die Thermopylen, Niketas den Iſthmus von Korinth, Maurocordato Akarnanien, Ypſilanti Athen, und unſere Flotten beherrſchen das Meer bis zu den Mauern des Serails. Man kann nur fragen: wie viele Opfer noch bluten müſſen, ehe die Regenten Europa's ſich entſchließen werden, Stillſtand zu gebieten; denn je länger Hellas kämpft und blutet, deſto mehr werden ihre eigenen Völker zu gefährlichen Thaten begeiſtert; oder meinen Excellenz, daß man Hellas zwingen müſſe, die Fahne der Republik aufzuſtecken?“

Graf Joſeph fragte: „ſo meint Ihr, daß die Großmächte der Chriſtenheit durch die Nothwendig-

keit der Politik gezwungen würden, sich Eurer anzunehmen? Ich will Eure Nachricht von der Ankunft der griechischen Deputation in Ancona und Eure Meinung über ihre Angelegenheit dem Staatskanzler vortragen; gebt bei meinem Secretair Eure Adresse ab; ich wünsche Euch Nachricht zu geben." Hiermit war Achilleus entlassen.

Graf Joseph ging, nachdem sich Achilleus entfernt hatte, lange in tiefen Gedanken im Zimmer umher; denn dieses Gespräch, welches er eben gepflogen hatte, stellte sich von selbst in die genaueste Verbindung mit dem Auftrage, welchen ihm sein Chef ertheilt hatte: in einem Berichte alle die verschiedenen Ansichten über den griechischen Aufstand und die Maßregeln, welche die conservative Politik hier zu nehmen habe, zusammen zu stellen.

Er mochte selbst glauben, daß der Gesichtspunkt, unter welchen er diese Angelegenheit bringen würde, nicht geringen Einfluß auf die letzte Meinung seines Chefs und endlich auch den Beschluß, welcher gefaßt werden würde, äußern könnte.

Die leicht hingeworfenen Worte Achilleus' hatten den Gedanken in ihm erregt, daß man doch vielleicht später vom günstigen Erfolge des griechischen Frei-

heitskampfes genöthigt werden könnte, ihn als einen loyalen anzuerkennen. Er verbarg es ſich nicht, daß die große Aufgabe der Diplomatie ſei, das Unvermeidliche der Zukunft freiwillig und affectlos kurz vorher, ehe es ſich ſelbſt Bahn gebrochen, mit dem Stempel der Loyalität zu plombiren, um dadurch die weiter fortwirkende Kraft deſſelben zu ſchwächen. Konnte er in dieſem Falle die Anerkennung Griechenlands als nothwendig vorausſehen, ſo war er ſelbſt, wenn er darauf die Aufmerkſamkeit ſeines Chefs in Zeiten hinzulenken geſucht hatte, als vollendeter Diplomat anerkannt.

Er beſchloß, zunächſt hierüber noch keine beſtimmte Meinung zu haben oder zu äußern.

Während er ſo gedankenvoll auf und abging, war Fürſt Iwan eingetreten, mit welchem er ein freundſchaftliches Verhältniß angeknüpft hatte, um durch ihn Anerbietungen von höherer diplomatiſcher Stellung bei einem nordiſchen Hofe vielleicht möglich zu machen, welche ihn, gut benutzt, bei ſeinem eigenen Cabinete auf ſeiner Carriere fördern konnten.

Kaum erblickte ihn Joſeph, ſo ſtreckte er ihm die Hände entgegen mit den Worten: „Willkommen, nordiſcher Schwan!“

„Sie können immer heiter ſein," erwiederte der Fürſt mit mattem Lächeln, und ſank dabei in die Ottomane, „ich bin nicht ſo glücklich; eine gewiſſe Schwermuth iſt mir angeboren."

„Und doch verdanken wir vielleicht gerade dieſer ſchönen Schwermuth," verſetzte Graf Joſeph, „die entzückenden Genüſſe, welche uns Ihr muſikaliſches Genie bereitet. Ich bin zu egoiſtiſch, um Sie ganz von dieſer göttlichen Melancholie geheilt zu wiſſen."

„Ich weiß zwar nicht," entgegnete Fürſt Iwan, „wie die Muſik auf das Nervenſyſtem Anderer wirkt, welche ſtärker organiſirt ſind; mich verzehrt ſie in ihren Wogen in Fieberſchauern. Geſtern hatte ich das Glück, meinem Souverän die neueſte Compoſition des Goethe'ſchen Liedes: Kennſt Du das Land, wo die Citronen blühen? vorzutragen."

„Seiner Majeſtät tauchte bei den Worten: im dunkeln Laub die Goldorangen glühn! die Erinnerung an den ſchönen Moment unſeres Einzuges empor in der Geſtalt einer jungen, ſchönen Veroneſerin, welche vom Balkon herab einen Lorbeerkranz geworfen hatte."

„Da Ihnen, lieber Graf, die hieſige ſchöne Welt bekannt iſt, ſo wollte ich Sie erſuchen, mit mir durch

die Straße zu fahren, wo ich vielleicht noch das Haus und den Balkon herausfinden könnte, wo uns dieſe junoniſche Geſtalt erſchienen iſt.“

Graf Joſeph hatte ihm mit geſpannter Aufmerkſamkeit zugehört; er ſann eine kurze Weile vor ſich hin, dann fuhr ihm plötzlich eine Vermuthung durch den Sinn und ein ſchadenfrohes, kaum bemerkbares Lächeln über das Geſicht, als er aufſtand und ſagte: „Hoheit, ich ſtehe zu Ihrem Befehl!“

Vor dem Palais hielt Iwans Wagen mit den drei neben einandergeſpannten prächtigen verſchiedenfarbigen Schäcken, und bald flogen darin die beiden Jünglinge, zum Entzücken junger, glühender Mädchenaugen hinter den Jalouſien, entlang der Straße dahin.

Capitel 3.

Francesca ruhte halb liegend, halb sitzend, wie in Schlummer und Traum versenkt, auf dem Divan, in reichfaltigem altgriechischen Gewande, den linken Arm über das Haupt zurück und die rechte Hand auf das Herz gelegt, während ihre alte Dienerin auf einem Kissen auf dem Boden saß und auf ihrem Schooße in der mit Holzschnitten gezierten Ausgabe der Werke Ariosto's herumblätterte. Unfern davon saß vor seiner Staffelei der Maler Malocchio mit Palette und Pinsel, in sein Gemälde vertieft, von dem er zuweilen mit schnellauffassenden Blicken das Auge zu Francesca hinüber gleiten ließ. Endlich sprach er wie für sich: „und da bleibt hier Alles nur eine stotternde Erzählung eines wunderherrlichen Gedichtes! Da fliegt die Natur vor einem her wie ein wunderbar schöner Vogel mtt purpurglänzenden Flügeln und

ſchmetternden Tönen, daß man blind und taub werden möchte, und der arme Künſtler ſucht ihn auf der Leinwand in die Farben zu bannen, und am Ende iſt man froh, wenn darauf nur ein verzerrter Schatten des göttlichen Urbildes zurückbleibt."

„Und nun genug!" rief Francesca ungeduldig und ſprang vom Lager empor, „begnügt Euch mit dem, was Ihr habt!"

„Schenkt mir nur noch einen Augenblick," flehte Malocchio, „dann will ich gern verzweifeln an mir und meiner Kunſt! Nur die Beugung der Hand auf dem Herzen und den röthlichen Schein im Schatten laßt mich nur noch einen Augenblick lang ſtudiren!" —

„Alſo nicht mehr ſchlafen?" erwiederte Francesca, „gut denn! Hier ſitze ich ſchon wie ein gehorſames Kind!" —

Malocchio miſchte ſchnell einige rothe Farbennüancen und fuhr zu arbeiten und zu ſprechen fort: „die kriechende Ameiſe erhält Flügel ehe ſie ſtirbt, und eine große, ſchöne Zeit vor ihrem Ende die Verklärung in der Kunſt, — die letzte Oelung auf der Leinwand des Malers. Ehe die Blätter vom Baume fallen, werden ſie bunt wie Blumen, und in bunten Malerblättern fiel die Zeit des Mittelalters vom

Baume des Lebens in Florenz, Rom und Venedig, und jetzt beginnt die Kunst in Frankreich und Deutschland zu blühen. Unerbittlich scheint das Schicksal das Schöne und Herrliche zu verfolgen, wo es die Bahn des gewöhnlichen Daseins verlassen will. Francesca, Ihr seid wunderbar schön!" —

„Was fällt Euch ein, Malocchio? — Ihr krächzt ja wie ein Leichenhuhn!"

„So? — das ich nicht wüßte!" versetzte Malocchio, welcher wie aus einem Traume aufwachte, in welchem ihm zuletzt Achilleus vor die Seele getreten war, indem er weiter sprach: „Achilleus ist so eine Heldengestalt, so ein hoher Thurm, in welchen gern der Blitz einschlägt; aber Minerva hat ihm die Klugheit zugesellt als Blitzableiter. Es ist seltsam, daß die zwei schönsten Menschen, welche mein suchendes Auge auf dieser häßlichen Welt aus den hunderttausend Ungethümen herausgefunden und sich an ihrer Erscheinung auf ein langes Leben hinaus gesättigt hat, sich nicht zusammenfinden? — Francesca?"

„Ich höre Euch! was phantasirt Ihr?"

„Ich möchte wissen," bat Malocchio fragend „welche Meinung Ihr über Achilleus habt?"

„Aus bloßer Neugierde?"

„Aus Wißbegierde," verſetzte Malocchio; „denn es iſt immer bemerkenswerth, was zwei ausgezeichnete Menſchen von einander halten."

„Meine Meinung über ihn iſt bald geſagt. Er iſt ein ſchönes Menſchenthier, jedoch begabt mit übermenſchlicher Klugheit, eine ſchlanke Cypreſſe, welche ſtolz verſchmäht Nadeln oder Blätter zu tragen, wie andere Bäume; oder mit kürzern Worten: er iſt für nichts da, als für die Sache, welche er einmal ergriffen hat, alles Andere opfert er ihr hartherzig hin. Eher wollte ich einen Stein lieben, als mein Haupt an ſein Herz legen. Wenn es darinnen pocht und hämmert, ſo iſt es nur das Pochen und Hämmern einer Waffenſchmiede, und wenn er freundlich zu lächeln ſcheint, ſo iſt das nur das Leuchten einer heimlich geſchliffenen Waffe. Er iſt ſo recht ein Mann, wie ihn die Männer gern haben. Für ein edles Weib, welches nicht ſeine Magd ſein will, iſt er nicht geſchaffen. Er iſt artig und zuvorkommend, er verletzt nicht den Anſtand gegen uns, aber mir iſt es immer, als wenn ſein Fuß heimlich trachte, einem auf den Nacken zu treten."

Malocchio lachte luſtig auf und rief: „alſo ein Pantherthier im Menſchenfell!" —

„Welche Art von Männern wäre denn nach Euerem Geſchmack?“

Franceſca ſah ihm bei dieſer Frage luſtig in die Augen, wandte ſich und war in das Nebenzimmer verſchwunden.

Malocchio ſtand noch lange vor ſeinem Bilde, nickte jetzt mit dem Kopfe und ſchüttelte ihn dann wieder, bis er endlich der alten Dienerin, welche im Zimmer umher Alles wieder in Ordnung brachte, noch einen Gruß an ihre Gebieterin auftrug und ſich entfernte.

Kaum war Malocchio unter der Thür verſchwunden, als Graf Joſeph hereintrat und die alte Anna begrüßte.

Sie erkannte ihn auf der Stelle wieder, da er früher öfters im Hauſe geweſen war, und fragte ihn mit zuvorkommender Freundlichkeit nach ſeinem Befehle.

Joſeph drückte ihr ein Goldſtück in die Hand und erſuchte ſie, ihrer Gebieterin ihn als einen alten Hausfreund anzumelden, jedoch ſeinen Namen, da er ſie überraſchen möchte, zu verſchweigen.

Anna küßte das Bild des Kaiſers auf dem Goldſtücke, winkte bejahend und ſagte: „Excellenz, laßt

Euch nur die Zeit nicht verdrießen, denn Signora Francesca wird sich jetzt umkleiden; ein Maler, wie Ihr hier seht, malt sie in ganz andern Kleidern, als hier zu Lande gebräuchlich sind, das muß Alles um sie so recht unordentlich sein, weil das erst recht schön sein soll."

„Geht nur, Mütterchen," sagte Joseph, „und verrathet nicht meinen Namen, Ihr verderbt ihr sonst eine große Freude!" — und trieb sie in das Zimmer hinein.

Graf Joseph war, wie erzählt worden ist, von Francesca auf das Empfindlichste verletzt worden, und ein Gemüth, wie das seine, kann nie vergessen oder verzeihen. Er hatte sich durch seine Verbindungen verschiedene Briefe zu verschaffen gewußt, in welchen Antonio über die lombardischen Zustände mit Neapolitanern correspondirt hatte. Joseph besaß in diesen Briefen hinreichende Mittel, Antonio der Theilnahme an demagogischen Umtrieben zu beschuldigen und zu verderben. Er zögerte jedoch, davon Gebrauch zu machen, einmal, weil eine unbestimmte Regung in seiner Seele ihn davon zurückgehalten hatte, und dann, weil das Verderben, in welches er Antonio stürzen konnte, zwar auch seine Schwester, aber doch

nur mittelbar getroffen haben würde, und weil er ſich endlich raffinirter und ganz beſonders an ihr rächen wollte.

Er ſuchte jetzt über ihrem Haupte von allen Seiten her Fäden zu ſpinnen, um ſie zu ſeiner Zeit zu einem verderblichen Netze für ihre unbefangene, ſchönverwegene Seele zuſammenziehen zu können.

Mit ähnlichen Gedanken war er hierher gekommen. Es galt ihm jetzt, um deſto ſicherer zum Ziele zu kommen, ſich ihr wieder zu nähern.

Das Mittel, welches er gewählt hatte, um dieſen Zweck zu erreichen, war klug auf ihre große, edle Seele berechnet und konnte den beabſichtigten Erfolg nicht verfehlen.

Er ſtand jetzt vor dem Gemälde, welches Ariadne darſtellte, wie ſie auf Naxos, hingelehnt an einen Felſen, noch ſchlummert, während das Schiff, auf welchem Theſeus entflieht, in Meeresnebel in der Ferne verſchwindet.

Joſeph liebte, wie alle Feingebildete, welche durch beharrliche Abſtumpfung der Empfänglichkeit für den Enthuſiasmus irgend einer in die Menſchenbruſt tretenden großen Idee, ſich das Leben leicht gemacht haben, Muſik und Malerei, weil dieſe Künſte auf die

Sinne und die Sinnlichkeit, nicht aber auf den Gedanken wirken, wie die Poesie.

Je länger seine Augen auf dem Gemälde verweilten, welches er jetzt betrachtete, desto mehr fesselte es seine Seele. Malocchio hatte dem Tizian nicht nur die Farbe, sondern auch die schöne Sinnlichkeit abgelauscht, welche wie ein süßer Zauber über seine Gestalten ausgegossen ist. Auch war er seinem Ideale noch nie so nahe gekommen, als in diesem Bilde.

Die Gestalt der schönen Schläferin, der Felsen, an welchem sie ruhte, und das weite Meer, welches fast bis zu ihren Füßen die weißzüngelnden Wellchen herantrieb, waren vom hellen, rothen Scheine der Morgensonne übergossen. Wie leicht und natürlich war der eine Arm hinter das träumende Haupt zurückgebogen, und wie süß ruhte die rechte, weiche Hand auf dem entfesselten Busen! man wähnte zu sehen, daß die Brust die leichte Hand im Athmen auf und nieder wiege. Bis zur Hüfte sah man sie bekleidet mit einem weichen, weißen Gewande, welches Nacken und Arme frei ließ, der Knoten des Gürtels war beinahe aufgezogen und gönnte dem jungen, schlanken Leibe die ungezwungenste Ruhe im Schlafe; übrigens verhüllte ein schweres, purpurrothes Zeug, welches

noch über den Stein, auf welchem ſie ruhete, hinabfiel, ihre zarten Glieder bis zu dem einen weißen, kleinen Füßchen, welches zur Hälfte aus ſchattendunkler Röthe hervorblühte.

Ihr Haupt hatte ſich ihrer Herzſeite zugeſenkt, daß die reichen Lockenfluthen weit herunter rollten und mit einzelnen Spitzen Schulter, Arm, Bruſt und endlich den Steinſitz berührten. Waren auch ihre Augen im Schlummer geſchloſſen, ſo waren die Augenlider doch ſo weich behandelt und die langen Wimpern verhüllten ſo ſüß das helle Licht dahinter, daß es einem war, als müßte man die Träumerin mit Küſſen wecken.

Ein leichter, wehmüthiger, ſchmerzenahnender Zug um den Mund machte das Antlitz nur noch lebendiger und anziehender.

Joſeph fühlte in ſich alle Sinne von dieſem ſeltnen Bilde aufgeſchwelgt bis zu fieberhafter Erregung. Dieſe Geſtalt, dieſes Antlitz und dieſe Mienen hatte er einſt geliebt, und dieſe ſo ſüß auf dem Herzen ruhende Hand hatte das Wort geſchrieben, welches wie ein Dolchſtich in ſeiner Seele brannte. Schmerzliche Sehnſucht, heißer Haß, innige Zuneigung und bittere Feindſchaft, alle dieſe widerſtreitenden Gefühle

kochten in ſeiner Bruſt, als er jetzt am Schloſſe der Thüre den Griff umdrehen hörte und Francesca hereinkommen ſah.

Sie ſchien erſt betroffen zurückzutreten, faßte ſich jedoch bald und bewillkommnete den Grafen, welcher mit heiterem, beinahe offenem Geſichte und faſt unſchuldigen Blicken, welche in ihre unwilligen Augen hineinſchauten, ihr entgegenkam und ſie anredete: „Verzeiht mir, Signora, daß ich Euch meinen Beſuch nicht erſpare; nur ein Geſchäft, welches ich früher für Euer Haus einmal beſorgt habe und wovon ich Rechenſchaft geben muß, konnte mich bewegen, Euerem Zürnen mich auszuſetzen. Ihr dürft mir erlauben, Euch umſtändlich das auseinanderzuſetzen, was nothwendig iſt, um Euch verſtändlich werden zu können.“ Bei dieſen Worten ließen ſich Graf Joſeph und Francesca nieder, indem er weiter fortfuhr: „welche Verſuche ſeit einigen Jahren in Spanien, Neapel, Sicilien und Piemont gemacht worden ſind, mit frevelhafter Hand alle beſtehenden Verhältniſſe umzuſtürzen, und mit welchem ſieggekrönten Erfolge die öſtreichiſchen Armeen vor mehreren Monaten Ruhe und Frieden den bedrohten Bürgern Italiens wieder zurückgebracht haben, iſt Euch nicht unbekannt geblieben. Die von

den Volksverführern herausgeforderte Justiz verwaltet nunmehr jetzt ihr Amt."

Francesca sprang empor und rief: „nicht weiter! ich höre das mitternächtige Seufzen der Gefangenen, das Stöhnen der heimlich Erdrosselten."

„Verzeiht," warf Graf Joseph ein, „die überwiesenen Hochverräther werden in aller Stille mit dem Schwerte zur Ruhe gebracht," und fuhr dann weiter fort: „ich bin nicht hier, um die Vertheidigung der gesetzlichen Macht oder der Rebellen zu führen, ich bin nur genöthigt, Thatsachen zu berühren; — so viel ist außer Zweifel, daß alle diejenigen, welche auch nur aus Unvorsichtigkeit sich in die Händel verwickelt haben, bei erwiesenem Verdachte der Theilnahme an hochverrätherischen Plänen verloren sind."

Francesca hielt in ängstlicher Spannung den Odem an sich, Joseph weidete sich einen Augenblick an der beklemmenden Stille, als er jetzt ein wenig inne hielt, dann aber sprach er wie von einer ganz gleichgiltigen Sache: „und Antonio, Euer Bruder, konnte so unvorsichtig sein, seine Gesinnungen bloß zu stellen?"

Bei diesen Worten wich alle Röthe aus dem Antlitze Francesca's, sie saß todtenbleich wie eine

Sterbende im Lehnſeſſel, ihre brechenden Blicke irrten im Geſichte des Sprechenden wie hilfeflehend umher; ſie war jedoch nicht im Stande ein Wort über ihre Zunge zu bringen.

„Als ich im vorigen Jahre," ſetzte Joſeph ſeine Rede fort, „in Aufträgen meines Cabinets mich hier in Verona aufhielt, wo ich gaſtfreundlich von Euch und Eurem Bruder aufgenommen, hier in dieſem Zimmer die glücklichſten Stunden verlebte, erhielt ich von der Unterſuchungscommiſſion in Neapel Anzeigen, daß der Arzt Antonio verdächtig ſei, ſich compromittirt zu haben. Von dieſem Augenblicke an ſtellte ich mir die Aufgabe, ihn zu retten. Ich bot alle Mittel auf, mich ſeiner Correſpondenzen mit den verſchiedenen Logen der perfetti maestri zu verſichern, und endlich gelang es mir, vielleicht alle ſeine unvorſichtigen Briefe in meine Hände zu bringen. Schon war ich im Begriff, vor Euch hinzutreten und zu ſagen: ſieh, Franceſca, Dein Bruder iſt gerettet! — als ich dieſen Brief, welchen ich an Euch geſchrieben hatte, wieder zurück erhielt mit einer Bleiſtiftbemerkung. Ihr hattet mich bis auf den Tod beleidigt; genug davon! — Ich erlaube mir, dieſen Brief in Eure Hand zurückzugeben, mit der Bitte, Eure Bemerkung darunter

gelegentlich noch einmal zu prüfen, und ihn dann zu behalten, oder auch ihn nochmals an meine Adresse wieder abzugeben. Hier sind die Briefe Eures Bruders! Er wird, wie ich glaube, es nicht ungern sehen, sie wieder zu besitzen, und nun, Signora, bitte ich, wenn Ihr Alles wohl erwogen habt, um Euer ferneres Wohlwollen."

Francesca hielt die Briefe in der Hand und sprach: „Ihr habt in diesem Augenblicke eine That gethan, welche als guter Engel für Euch im Himmel bitten wird in der Stunde der Todesangst! — Ihr habt eine Beleidigung vergeben mit den Mitteln zur grimmigsten Rache in Euren Händen! Nie will ich das Euch vergessen! Und gegen die Stimme meines Herzens will ich Euch von nun an vertrauen, denn so handelt nur ein edles Herz!"

„Verabscheut mich wenigstens nicht mehr!" sprach lächelnd Graf Joseph, küßte ihre Hand und empfahl sich.

Capitel 4.

Francesca und Isabella hatten einander lieb gewonnen. Ihre Wohnungen waren nur getrennt durch die freie Brücke, welche vom neuen Hause hinüber in das alte führte, so daß sie jeden Augenblick benutzen konnten, wo sie einander zu sehen und zu sprechen begehrten.

Da die Capelle heute wieder eingeweiht werden sollte, so waren sie schon seit einigen Tagen zusammen beschäftigt mit Blumen, Kränzen, Bändern und Zeugen, mit welchen sie das Heiligthum schmücken wollten.

Santello hatte aus Spanien die heiligen Geräthschaften, welche zu einer Privatmesse nöthig waren, mit hierher gebracht.

Isabella hatte Alles übernommen, um mit Hilfe Francesca's und ihrer Dienerin Decken, Gewänder und heilige Gefäße zu reinigen.

Es war ein fröhlicher Anblick, die beiden blühenden Jungfrauen hier zu ſehen zwiſchen Blumen und Kränzen, vor ihnen aufgeſtellt die ſilbernen Leuchter, das elfenbeinerne Crucifix, den goldnen Kelch, das Ciborium und die Wachskerzen, während Santello's Chorknaben, welche ihm Pater Benedetto zugewieſen hatte, auf und abliefen und ein Stück nach dem andern hinabtrugen zu dem Prieſter, welcher dort mit einigen Leuten beſchäftigt war, Alles an Ort und Stelle zu bringen. Kaum hatten Franceſca und Iſabella die ſauber abgeſtäubte, mit bunter Seide geſtickte Stola noch einmal betrachtet, ſo waren die Knaben ſchon wieder da und ließen ſich die Paramente über die Arme legen und eilten wieder von dannen.

Jetzt rollte Iſabella vor ihrer Freundin das Altartuch auseinander, deſſen blaßblauer Grund ganz überdeckt war von arabiſchen Buchſtabenzeichen in abwechſelnden Farben mit bunter Seide und Gold und Silber hineingeſtickt.

„Dieſes Altartuch hat einſt einer meiner Ahnen," erzählte Iſabella, „aus einem Mohrenkriege aus Cordova mit zurückgebracht und dem Altar geweiht."

„Und weiß Niemand," verſetzte Franceſca, „was dieſe Zauberzeichen durcheinander bedeuten?"

„Es ſoll darauf," erwiederte Iſabella, „das Schickſal Spaniens gezeichnet ſein, aber Niemand kann die Charaktere leſen."

Doch die Chorknaben waren wieder hier, Iſabella rollte das Tuch zuſammen und ſchickte ſie fort mit den Worten: „und nun kommt ihr erſt zurück, wenn wir alle hinunterziehen zur Einweihung des Altars; denn Alles, was noch zurück iſt, kommt erſt ſpäter hinunter."

Jetzt öffnete die Spanierin ein elfenbeinernes Käſtchen, nahm daraus einen Roſenkranz und ſagte: „nun ſetze Dich zu mir und erzähle mir Mährchen, ich muß noch vor der Weihe fünf Vaterunſer und funfzigmal den engliſchen Gruß abbeten!"

Franceſca nahm an, daß ein gutes Geſpräch die Roſenkranzandacht nicht ſtören könne und fragte daher unbeſorgt: „ſehnſt Du Dich nicht zuweilen recht ſehr nach Deiner Heimat?"

„Zuweilen wohl," verſetzte Iſabella, während ſie in Gedanken fortzubeten wähnte, „wenn ich unſer kleines Bergſchloß, worin ich geboren und groß geworden bin, von außen wie es oben auf der Klippe mit ſeinen zehn weißen Thürmchen, ſo ſchmal und hoch, ſo luſtig und trotzig ſteht, mir vor die Seele träume, und wie der Weg in tauſend Windungen und Biegungen

hinaufkriecht zur engen Pforte, dann möchte ich wohl mir Flügel wünſchen, um dorthin zu fliegen; aber denke ich an die dunklen Stuben und Gänge, an die zehn alten Geſichter die darin herumwandeln, ſo bin ich recht froh, mit meinem Vater in der weiten Welt umherſchweifen zu können. Alles, was ich jetzt erlebe, das iſt wie ein ſchöner Traum aus meiner Kindheit, der ſich nun ganz erfüllt."

„Meine alte Duenna erzählte mir immer viele ſüße, ſchaurige Geſchichten, von Prinzeſſinnen und mauriſchen Rittern in abenteuerlichen Trachten. Und da geſchah es denn, daß es mir endlich war, als müßte aus dem Glanz der Edelſteine, wenn ich recht lange in mein Schmuckkäſtchen blickte, oder aus den Kelchen der Blumen, welche unter meinem Fenſter blühten, mir plötzlich etwas erſcheinen, was noch hinter dem Glanz und den Farben verborgen läge. Wenn die Schloßglocke läutete, oder der Ton der Orgel in mein Ohr drang, oder Wind und Regen an die Fenſter ſchlugen, kam es mir vor, als ob dieſes Etwas mit mir ſprechen wollte, das noch nicht recht reden könnte, oder das ich nur nicht verſtände. Da kam mir immer ein Märchen in den Sinn, in welchem ein Mädchen die Sprache der Vögel verſteht, und

im einſamen Thurme, wo es gefangen iſt, von ihnen Nachricht aus aller Welt her erhält, bis eine Schwalbe ihr erzählt, daß ſie einen Ritter geſehen habe, ſo ſchlank und ſchön, wie einen heiligen Georg, der ganz in Gold, Silber und Purpur flamme, deſſen Augen wie Sterne funkelten, deſſen langes, lockiges Haar wie eine goldne Löwenmähne ihm um die Schulter woge, und der auf einem geflügelten weißen Roſſe einherbrauſe, ſie zu retten. Nun rannen mir der weite, blaue Himmel, das aus der Ferne herüberleuchtende Meer und die Klänge der Glocken und Orgel zu einem funkelnden, klingenden Nebel zuſammen, hinter welchem verſchleiert der junge Ritter ſtand mit den glänzenden, rollenden Locken."

„Wo ich auch weilte, dachte ich an ihn, und nun —" hier unterbrach ſich Iſabella, da jetzt zwiſchen ihre Finger eine größere Kugel am Roſenkranze gerieth, wo ſie ein Vaterunſer beten mußte.

Nach einer Weile fuhr ſie wieder fort: „und nun habe ich bei unſerem Einzuge vor Verona eine Erſcheinung von ihm gehabt. Wie unſer Wagen um die Felſenecke bog, ſtand hoch in freier Luft vor uns der Löwenritter mit den goldnen, glänzenden Haaren und den feurigen Augen; aus dem Gürtel hervor ſah

ich den Griff eines Meſſers blinken, ein weites faltenreiches Gewand hing herunter bis auf die Kniee; ſonſt flammte er ganz in Weiß, Blau und Gold, ſo herrlich, daß ich heute noch nicht weiß, wie mir geſchehen iſt. Gewiß habe ich nur geträumt."

„Wenn der Ritter," verſetzte Francesca, „Dir in der Luft erſchienen iſt, dann haſt Du ganz gewiß geträumt. Wenn der Held auf ebener Erde geſtanden hätte, könnte ich Dir vielleicht einen beſſern Troſt geben. Doch jetzt wird es Zeit, daß wir uns feſtlich ankleiden, damit Spanien und Italien heute bei der Altarweihe nicht gering erſcheinen."

Iſabella legte bei dieſen Worten ſchnell den Roſenkranz in das Käſtchen und eilte dann mit ihrer Freundin in das Nebenzimmer, um mit ihr unter ihren Gewändern das paſſendſte zu wählen.

Unterdeſſen hatte ſich der Vicomte Montmorency und, auf Veranlaſſung ſeines Chefs, auch Graf Joſeph bei dem Ritter Malavilla eingefunden, um von ihm die Auskunft über die ſpaniſchen Angelegenheiten zu erhalten, welche er der hohen Verſammlung zu geben hatte.

Der Ritter hatte ſie im großen Saale der alterthümlichen Wohnung in ſeinem Hofornate, den Treſſenhut auf dem Haupte und den Stoßdegen an der Seite,

feierlich empfangen. Sein Diener hatte für jeden einen Armſtuhl in die Mitte des Zimmers gerückt und reichte jetzt Chocolade mit Zuckergebäck herum.

Nachdem der Diener ſich entfernt hatte, wickelte der Ritter eine zuſammengebrochene Schrift, an welcher ein großes Siegel in einer Kapſel hing, aus einem weißen Stück Seidenzeug, faltete ſie auseinander und küßte die Unterſchrift. „Hier von meinem Könige und Herrn meine Vollmacht!“ mit dieſen Worten überreichte er die Schrift dem franzöſiſchen Vicomte, welcher ſie an Graf Joſeph gab, dieſer aber ſtellte ſie dem Ritter wieder zu.

Der Vicomte erhob ſich dann und ſagte: „Herr Ritter, Frankreich wird, wie der Cherub, welcher Petrus aus dem Gefängniß erlöſt hat, ſeinen Bruder Spanien aus den Händen der Demagogen retten, ſobald es von den übrigen brüderlichen Großmächten die nöthigen Zuſtimmungen und Garantieen erhalten haben wird. Gott, der König der Könige, hat die Hirten der Völker hier verſammelt zum Rathe, und Frankreich rüſtet ſich zur That!“

„Es dürfte nur,“ verſetzte Graf Joſeph, „zu erwägen ſein, wie die Bevölkerung Spaniens eine bewaffnete Dazwiſchenkunft aufnehmen würde? —

wie tief dort die Lehren der Demagogie ins Volk eingedrungen ſind? — und ob beſorgt werden müſſe, daß die ſpaniſche Revolution den Charakter der franzöſiſchen annehmen und das übrige Europa in Verwirrung bringen könne? Nur zwei Meinungen können hier in Betracht kommen: ob es beſſer ſei, Spanien durch den franzöſiſchen Cordon wie ein verpeſtetes Land abſchließen zu laſſen, bis dort ſich von ſelbſt die Krankheit ausgeraſt hat, oder ſchnell mit den Waffen in der Hand einzuſchreiten, um der Demagogie vielleicht ein gewaltſames Ende zu machen?" —

„Der Name Ferdinand's des Siebenten," erwiederte Malavilla, „hat den Spaniern zum Feldzeichen gegen Napoleon gedient, für eine bourboniſche Armee wird er ein Talisman ſein, welcher die Feinde ſchon mit ſeinem majeſtätiſchen Klange ſchlägt. Doch ſchnell muß die Hilfe kommen, ehe es den Cortes gelingt, ſich mit dem Volke zu verſöhnen! Wenn eine Räuberbande ſich eines Landes bemächtigt hätte, könnte es nicht ſchlimmer berathen ſein, als jetzt Spanien mit ſeinen Cortes. Sie wollen die Schatzkammer bereichern, welche ſonſt ſchon des Königs Name gefüllt hat, durch den Raub an den Gütern der Kirche und des Adels, und doch iſt das platte Land mit Leib und Seele

ergeben ſeinen ritterlichen Lehnsherren. Sie haben an einem einzigen Tage hunderttauſend Mönche obdachlos gemacht und in das Elend gejagt, und doch beherrſchen dieſe das Gemüth des Volkes, und um einen Jeden von ihnen ſammeln ſich die Schaaren der Guerilla's, dieſe Wespenſchwärme, welche Löwen zu Tode jagen, dieſe ſchnellen Würgengel der Gebirge, welche die napoleoniſchen Legionen zerſtreuen und zertreten konnten. Wundert Ihr Euch, daß Berg und Thal gegen die Cortes ſind?" —

„Wie aber," fragte der Vicomte, „iſt das Heer geſinnt?"

„Darauf hat die beleidigte Garde in Madrid," entgegnete Malavilla, „den Cortes am 7. Juli mit Flintenkugeln geantwortet."

„Doch ſcheinen die Cortes," warf Joſeph wieder ein, „auf die großen Städte mit ihren Kaufleuten und Fabrikanten ſich ſtützen zu können?"

„Wie auf ein ausgehöhltes Rohr," verſetzte Malavilla; „der ſpaniſche Handel iſt vernichtet, die redlichen Kaufleute werden bankerott und die Schleichhändler reich. So raffinirt haben die Cortes im Wahnſinn der Revolution Alles aufgeboten, bei ihren eigenen Freunden ſich verhaßt zu machen, daß ſie ſelbſt

den Provinzen ihre urväterlichen Namen, an welchen der Ruhm und der Stolz des ſpaniſchen Volkes mit allen ſeinen großen Erinnerungen hängt, genommen haben; ſie trieben ihre revolutionären Taufen ſo in das Große und Kleine, daß ſie ſelbſt den Straßen und Gaſſen in den Städten neue, elende Namen gaben."

„Sie ſind," entgegnete Joſeph, „die elegiſchen Affen der franzöſiſchen conſtituirenden Verſammlung."

„Und wenn die Vorfälle in Spanien," fuhr Malavilla fort, „Aehnlichkeit mit der Revolution in Frankreich haben, ſo iſt Spanien eine einzige Vendée!"

Bei dieſen Worten ſprang der Franzoſe in die Höhe und rief: „Gott der Bourbonen, ſieh herunter auf dieſe Stunde, wo Frankreich in die Hände das Schickſal Spaniens nimmt, wie eine Lilie!"

„Wie eine Schwertlilie," ſchaltete Malavilla ein, „mit ſtählernen Blättern! Frankreich," fuhr er fort, „wird die Thore offen und die Straße nach Madrid geebnet finden, wenn es als Bruder dem Bruder die hilfreiche Hand bietet. Der erſte König der Chriſtenheit muß in Spanien die Revolution beſiegen oder ſie in Paris erwarten, angeſchwollen zu dem Verderben der legitimen Throne, hinüberwogend über Deutſchland

mit den Trümmern zerbrochener Kronen bis an die Schwelle der ruſſiſchen Czarenburg."

„Herr Ritter," ſprach jetzt mit einem gewiſſen feierlichen Anſtande Graf Joſeph, „Sie werden erſucht, morgen meinem Fürſten Ihre Papiere vorzulegen, und halten Sie ſich verſichert, daß Ihre Mittheilungen über die ſpaniſchen Zuſtände den Beſchluß des Congreſſes, die Madrider Provocationen mit Thaten zu beantworten, beflügeln werden."

Capitel 5.

Santello trat im prieſterlichen Schmucke in den Saal und meldete dem Ritter, daß die Reſtauration der Hauscapelle vollendet ſei und die Einweihung des neuerrichteten Altars im Beiſein vieler guter Chriſten Statt finden könne.

Der Ritter gab dazu ſeine Zuſtimmung und lud zu dieſer feierlichen Handlung den franzöſiſchen Vicomte und den Grafen Joſeph, welche dieſe Ehre dankend annahmen, mit ritterlicher Höflichkeit ein.

Santello, welcher bemüht war, dieſe religiöſe Feier im vollſten Pompe herauszuſtellen, hatte die Dienerſchaft des Ritters im Vorſaale verſammelt. Er ließ Paar um Paar in das Zimmer Iſabella's kommen und gab einem Jeden ein geweihtes Geräth, dem Einen die Leuchter, einem Anderen den Weihwedel, dem Dritten den Kelch, er ſelbſt nahm die Monſtranz,

verhüllt in den seidenen Ueberzug, in beide Hände, dem Ritter übersendete er das Crucifix mit der Bitte, es vorzutragen. Auf seinen Befehl bewegte sich jetzt der Zug mit dem Fähnlein, worauf die Mutter Gottes und andere Heilige gemalt waren, und mit brennenden Wachskerzen feierlich in den Saal herein, voran die Chorknaben mit dem Weihkessel, der dampfenden Räucherpfanne, und den lautenden Glöckchen, zwischen ihnen der Priester und hinter ihm Isabella und Francesca, an welche sich dann alle Uebrigen anschlossen.

Graf Joseph sah jetzt zum ersten Male Isabella. Im ersten Augenblicke war er von der Pracht und dem Glanze beider Jungfrauen geblendet, dann aber faßte er Isabella in das Auge, welche mit ihrem dunkelblonden Haare und der Perlenkrone darüber, mit dem edlen, reinen Antlitze und den verschwimmenden, blauen Augen, und ihrem ganzen, andächtig schwärmerischen Wesen, ihm vorkam wie ein lebendiges Madonnenbild von Luini. Er verbeugte sich vor ihr und stellte sich mit dem Vicomte hinter sie in die Reihe der Uebrigen, während seine Blicke unmerkbar von der Perlenkrone bis zu dem an der schlanken Gestalt reich herabfallenden und nachschleppenden Ge-

wande herunterzitterten, um dann wieder auf dem mildgewölbten Nacken verſtohlen zu weilen.

Der Ritter hatte ſich mit dem Crucifix in beiden Händen, an die Seite des Prieſters geſtellt.

So bewegte ſich jetzt der Zug zur Hauptthüre des Saales hinaus und die Treppe hinunter.

Santello hatte beſtimmt, daß Antonio mit ſeinen Hausleuten und allen Uebrigen, welche der Feierlichkeit beiwohnen wollten, ſich im Hofe ihm anſchließen und von hier in die Capelle folgen ſollten.

Zufällig hatte ſich Achilleus mit eingefunden. Aus der Thür des Gebäudes führten breite Marmorſtufen hinunter. Achilleus lehnte mit untergeſchlagenen Armen nachläſſig am Treppengeländer, um das Schauſpiel mit anzuſehen. Jetzt ſchallte von der Treppe das Glöckchen hinunter, ſchon ſah man die flammenden Lichter, und nun kam der Zug Paar und Paar die Stufen herab und an Achilleus vorüber. Jetzt folgten in der Reihe Iſabella und Francesca mit frommen, niedergeſchlagenen Augen.

Wie Achilleus dieſe beiden wunderbar ſchönen Jungfrauen zuſammenkommen ſah, trat er wie leichterſchreckend einen Schritt zurück; Iſabella blickte ſchnell auf, ſie verfehlte die folgende Stufe, die Wachskerze

fiel ihr aus der Hand, doch schon hatte Achilleus die Strauchelnde aufgefangen.

Der Zug war in Verwirrung gekommen; Joseph suchte Achilleus die schöne Last abzunehmen, wurde aber von dem rechten Arme desselben zurückgedrängt, aber bald that Isabella wieder einen frischen Odemzug, schlug die Augen auf und sah in das Antlitz des jungen Griechen.

Jetzt trat auch der Ritter auf die Stufen zurück, doch schon hatte sich Isabella erholt und auf den Arm Francesca's gestützt. Jetzt ging der Zug weiter und verlor sich hinein in die restaurirte Hauscapelle zur Weihe des Altars.

Diese bestand aus einem Kreuzgewölbe, welches vier zu einem Pfeiler verbundene Säulen in der Mitte wie einen Blumenkelch emportrugen. Ein einziges Bogenfenster an der Hinterwand des Chores ließ durch kleine grüne Glasscheiben ein sehr spärliches Licht hereinfallen, so daß auf die Beleuchtung durch die ewige Lampe vor dem Altare gerechnet sein mochte Bis auf die reichverzierten Capitäle der Säulengruppe in der Mitte der Capelle, aus welchen in arabesken-artigen Pflanzenverschlingungen Kraniche ihre Hälse hervorbogen, waren Gewölbe und Wände ohne archi-

tektoniſchen Zierath, nur verliefen ſich die zackenartig ausgekerbten Hauptgurte des Kreuzgewölbes, an den Wänden in Kragſteine, welche Engelsköpfe vorſtellten.

Heute war jedoch der feſtliche Ausſchmuck dieſer Räume deſto reicher Die Wände waren bedeckt mit rothen Tuchſtücken, welche an den Wänden in reichen Falten herunterhingen. Darüber waren Blumenguirlanden von einem Kragſteine zum andern gezogen, ſo daß die ſteinernen Engelsköpfe wie auf Blumenwogen zu ruhen ſchienen. Ebenſo war der Tragpfeiler mit ſeiner Säulengruppe von Myrthen und Lorbeerreiſern, und die Capitäle mit ſchweren bunten Kränzen überdeckt.

In dieſe Capelle hinein kam jetzt der Zug, welchen Santello zur Einweihung des Altars führte. Antonio hatte den Altar nach der Vorſchrift Santello's ganz neu aufmauern und in die darüber befindliche Maueröffnung ein verſchließbares Schränkchen, auf deſſen Hinterwand Malocchio die Mater doloroſa mit den Geſichtszügen Iſabella's gemalt hatte, wieder einfügen laſſen.

Als der Zug der Andächtigen jetzt hereinkam, verbreiteten die vielen Kerzen ein helles Licht. Santello kniete jetzt vor dem Altare nieder und küßte die

erſte, dann die zweite und endlich die dritte Stufe. Nun ſtellte er ſich auf die Mitte des Trittes und erhob Augen und Hände zum ſtillen Gebet empor. Unterdeſſen waren die Chorknaben, Rauchpfanne und Glocke tragend, hinter ihm hingekniet; zu ſeiner Rechten und Linken ſtanden neben dem Altar Alle, welche heilige Geräthſchaften und Gefäße trugen, die Uebrigen füllten das kleine Schiff der Capelle bis zur Eingangsthür.

Jetzt nahm der Ritter von dem einen Chorknaben das Weihwaſſerbecken und hielt es dem Prieſter hin, welcher ſeine Rechte hineintauchte und dann an den vier Ecken und in der Mitte des Altars mit dem Waſſer das Zeichen des Kreuzes machte. Hierauf ſprengte er ſiebenmal mit dem Weihwaſſer den Altar, zum Zeichen, daß dieſer durch die ſieben Gaben des heiligen Geiſtes geweiht ſei. In die Oeffnung, welche in die Marmorplatte gehauen war, that er jetzt ein Reliquienkäſtchen und die Weihrauchkörner, zur Bedeutung, daß der Chriſt die Beiſpiele der Heiligen mit dem Glauben der Dreifaltigkeit in ſeinem Gedächtniſſe erhalten ſolle; dann bedeckte er dieſe Höhlung wie ein Grab mit einem eingefügten Steine, welchen er mit Oel und Chriſam überſchüttete und fünf Kreuze

zum Gedächtniß an die fünf Wunden Chriſti darüber zog. Nun bedeckte er nach uraltem Gebrauche den Altar mit drei leinenen Tüchern, zum Andenken an die Todtenhülle, in welcher Chriſtus in das Grab gelegt worden und zuletzt mit dem vielfarbigen und in ſeltſamen Charakteren ſchimmernden Altartuche, welches der Ritter aus Spanien mitgebracht hatte. Hierauf reichte der Ritter dem Prieſter die Räucherpfanne, womit dieſer die vier Seiten und die Mitte des Altars ſo glaubenseifrig beräucherte, daß die Kohlen von den Schwingungen des Gefäßes in helle Gluth geriethen und den fortwährend hineingeworfenen Weihrauch in großen Rauchwolken emporwirbelten, bis alle Anweſende und alle Gegenſtände in einen ſüßen, träumeriſchen Nebel verſanken, welcher durch die heftig und doch leiſe in Einem fort hervorgemurmelten Worte des Prieſters noch ſinnbetäubender wurde. Jetzt ſchien der Weihrauchdampf ſich zu verziehen, denn aus den Nebelwogen erſchien das Crucifix zwiſchen zwei ſchimmernden Leuchtern auf dem Altar, aber bald verſchwand es wieder in einer neuen, aufquellenden Weihrauchwolke.

Als aber jetzt Santello mit gewaltiger Stimme die Jubelworte des zwei und vierzigſten Pſalms laut

vorbetete, ſanken alle Anweſenden nieder auf ihre Kniee; denn es begann die Einleitung zur Meſſe mit ihren Gebeten, Geſängen und Ceremonien.

Graf Joſeph war während dieſer feierlichen Handlung an der Seite Iſabella's niedergekniet, und ſchien in Andacht und Gebet verſunken zu ſein, während alle ſeine Gedanken ſich nur mit ihr beſchäftigten. — Er ſuchte den Augenblick des ſchönen Sinnenrauſches, auf welchen der kirchliche Cultus ihm berechnet zu ſein ſchien, für ſich zu benutzen; denn Iſabella ruhte hier auf ihren Knieen, eingewiegt in ein ſchönes Dahinträumen, welches ihre Augen mit den langen Wimpern bedecken ließ und ihr Antlitz mit einem ſeligen Lächeln übergoß.

Die weiten Aermel ihres Gewandes waren über die Armgelenke zurückgefallen und der ſeidene, mit reichen Spitzen beſetzte Handſchuh hatte ſich vom Ellenbogen zurückgeſtreift. Da der Graf ein wenig weiter zurückkniete, ſo beugte er ſein Geſicht ſo weit herunter, daß ſeine fieberhaft brennende Wange zuweilen ihren Arm leiſe berührte, ohne daß Iſabella etwas davon zu merken ſchien. Ihr kam es nur zuweilen vor, als wäre Achilleus in ihrer Nähe.

Drittes Buch.

Capitel 1.

Graf Joſeph erſtattete bei ſeinem Chef über die Zuſammenkunft mit dem Ritter Malavilla Bericht.

Dieſe Mittheilungen ſtimmten ſo ſehr zu den Anſichten des Fürſten, daß er noch an dieſem Tage eine beſondere Conferenz mit dem Vicomte Montmorency zu halten beſchloß. Zugleich nahm auch Graf Joſeph Gelegenheit, ihm die Verhandlung vorzutragen, welche er mit Achilleus gepflogen hatte.

Obwohl Joſeph ſeine eigene Meinung über die griechiſche Sache zurückhielt, ſo merkte doch der Fürſt, daß er nicht ganz unbefangen geblieben war.

In dieſem Sinne ſagte er zu ihm: „Lieber Graf, ich bin mit Ihren Verhandlungen ſehr wohl zufrieden, nur behalten Sie bei den Zuſammenkünften, welche Sie mit den Vertretern der verſchiedenſten politiſchen Intereſſen haben werden, immer die erſte Regel unſerer Diplomatie

in den Augen: daß ihre Aufgabe nicht iſt, neue politiſche Zuſtände herbei zu führen, ſondern das Beſtehende gegen das revolutionäre Princip zu beſchützen, in welcher Form dieſes auch erſcheinen mag."

„Eine Revolution kann nur ſiegen durch unzeitige Nachgiebigkeit derjenigen, welche ſie zu bekämpfen haben. Sie iſt immer ein Fieberzuſtand ganzer Nationen, welcher nie anhalten kann. Je gefährlicher die Kriſis zu ſein ſcheint, deſto näher iſt die Zeit der Abſpannung; und die Diplomatie hat weiter nichts zu thun, als dieſen Zeitpunkt abzuwarten, um dann plötzlich mit aller aufgeſparten Kraft zu reagiren."

„Die böhmiſchen Zuſtände, wie ſie vorhanden in der Beſeitigung der alten huſſitiſchen Bewegung, die franzöſiſchen Verhältniſſe in der Bewältigung der Revolution, ſind ſolche Meiſterſtücke der alten Schule der Diplomatie. Die Bewegungen in Italien und Spanien ſind ſchwache Nachwehen des bereits beſchwichtigten Revolutionsfiebers."

„Der griechiſche Aufſtand gehört in dieſe Kategorie, und er iſt um ſo behutſamer zu nehmen, als die nordiſche Macht ihn zu ihren alten Plänen auf Conſtantinopel benutzen kann. Unſere ganze Aufmerkſamkeit

muß jetzt darauf gerichtet ſein, dieſe vor ihrem eigenen Schatten einzuſchüchtern. Doch das bleibe mir überlaſſen!"

„Den jungen Griechen, welcher hier als heimlicher Agent ſeiner Regierung verhandelt, überlaſſe ich Ihrer Ueberwachung. Suchen Sie auf jeden Fall ihm den Zutritt zu den ruſſiſchen Staatsmännern mit den Mitteln, welche zu Gebote ſtehen, zu verwehren. Von ſeiner polizeilichen Entfernung von hier kann erſt dann die Rede ſein, wenn Sie aus ihm herausgeholt haben, was zu wiſſen nöthig iſt. Ich meine damit, auf welche Unterſtützungen die Griechen ſich Hoffnung machen können, und welche Wege ſie eingeſchlagen haben, ſie zu erlangen, oder welche Mittel ſie bereits in den Händen haben, um ihre Pläne vielleicht durchzuſetzen."

„Im Uebrigen iſt mir aus Bologna die Mittheilung zugekommen, daß dort die griechiſchen Deputirten mit päpſtlichen Päſſen eingetroffen ſind und ihren Weg weiter hierher verfolgen wollen. Sie haben ſofort eine Eſtafette an das Polizeibureau an der Grenze bei Lago ſcuro abzuſenden, mit dem Befehl, ihnen die Viſa nach Verona zu verweigern und ſie dafür zunächſt nach Roverdo zu inſtradiren; dort mö-

gen ſie ſich der weiteren Weiſung gewärtigen. Nun, mein Lieber, wiſſen Sie, was zu thun iſt!“

Mit dieſen Worten war Joſeph entlaſſen. Dieſer eilte in ſein Quartier zurück, wo die perſönliche Intrigue, mit welcher er ſich an Francesca zu rächen geſonnen war, dieſen Morgen weiter ſich fortſpinnen ſollte.

Er hatte den Kaiſer von Rußland durch den Fürſten Iwan auf die Gemäldegalerie im Palais, in welchem er ein Quartier bezogen hatte, aufmerkſam machen laſſen; und wirklich wollte der Kaiſer dieſen Vormittag ſie beſehen. Sobald Graf Joſeph davon Nachricht erhalten, hatte er den Maler Malocchio kommen und ſein Gemälde, „die ſchlafende Ariadne,“ in einem Cabinete, worin kein anderes Bild ſich befand, in das günſtigſte Licht ausſtellen laſſen, denn ſchon früher hatte der Graf dem Künſtler verſprochen, ihm dieſes Bild kaiſerlich bezahlt zu machen, wenn er den günſtigen Augenblick abwarten wollte! Dieſer Augenblick war jetzt da. In der Eile der Zeit hatte er das ganze Cabinet mit rothem Plüſch tapeziren und das Bild in weiche Mouſſelinwolken hineinhängen laſſen, ſo daß die ſchöne Träumerin in weichen Betten zu ſchlafen ſchien.

Jetzt hörte man das Sechsgespann des Kaisers anrollen, Graf Joseph flog hinunter vor die Thür, ihn ehrenvoll zu empfangen. Vor dem Saale, in welchem die besten Gemälde aufgehangen waren, stand Malocchio, welcher sich tief vor dem großen Kunstfreunde verbeugte. Graf Joseph machte den Kaiser auf ihn aufmerksam mit den halblaut gesprochenen Worten: „einer unserer vortrefflichsten Maler in Verona, berühmt in ganz Italien! Wollten Eure Majestät geruhen, seinem neuesten Gemälde, welches er hier ausgestellt hat, einen flüchtigen Blick zu gönnen, so würde er sich glücklich preisen."

Der Kaiser nickte dem Künstler im Vorübergehen gnädig zu und entgegnete: „der Künstler mag uns erst die Bilder der alten Meister deuten und uns so in den Stand setzen, nachher seine eigenen Verdienste zu beurtheilen."

Mit diesen Worten traten sie in den Saal. Malocchio, welcher früher alle die hier aufgehäuften Kunstschätze studirt hatte, wußte jedes Werk geistreich zu erklären, und dabei die zierlichsten Künstlergeschichten fröhlich einzuflechten; doch waren sie, da der Kaiser nur bei den vorzüglichsten Gemälden verweilte, bald

die drei Säle, in welchen die alten Gemälde und Statuen ſich befanden, hindurch.

„Und nun," ſagte der liebenswürdige Kaiſer, „wollen wir das Bild des lebenden Meiſters betrachten!"

„Geruhen, Sire," verſetzte Joſeph, „Sich in dieſes Cabinet zu begeben?" Mit dieſen Worten öffnete er die Thür, und der Kaiſer trat ein. Das Bild war noch verhangen. Jetzt zog Malocchio den Vorhang vom Bilde hinweg, und betroffen von der reizenden Geſtalt, welche in leuchtenden Farben im Bilde hingegoſſen lag, trat der Kaiſer einen Schritt zurück. Ihm war es, als ſähe er in dieſem Augenblicke das Wunderherrlichſte, was je auf dieſer Erde geſchaut worden iſt.

Es trat jetzt eine lange Pauſe ein, welche weder Graf Joſeph, noch Malocchio zu unterbrechen wagte. Der Kaiſer hatte ſich in den Lehnſeſſel davor geworfen, die Hände über das Knie zuſammengeſchlungen, und das Haupt vorgeneigt wie zum ſüßen Zwiegeſpräch. Es war ihm, als tauche in ſeiner Erinnerung eine ähnliche, holdſelige Geſtalt mit demſelben traumererglühten Antlitze auf, und doch verſchwand ſie

ihm wieder, wenn er ſie vor ſeiner Seele feſthalten wollte.

Endlich ſprach er wie für ſich: „glücklicher Künſtler, dem es vergönnt iſt, eine ſo herz- und ſinnergreifende Schönheit aus ſich heraus zu erſchaffen! Welche Seligkeit muß in Euch ſchlummern, wenn es Euch vergönnt iſt, ſie in einer ſolchen Geſtalt verkörpert herauszuſtellen!"

„Eure kaiſerliche Majeſtät," verſetzte beſcheiden lächelnd der Künſtler, „nehmen die Kunſt zu vornehm, wenn ich ſo ſagen darf. Sie wird immer nur eine Nachahmerin der ewig ſchönen und ewig jungen, herrlichen Natur bleiben."

„Ihr meint," entgegnete der Kaiſer, „eine ſolche räthſelhaft ſchöne Geſtalt könne in der Wirklichkeit exiſtiren? Heißt das nicht, den Traum für eine Wahrheit erklären?"

„Gewiß," antwortete Malocchio, „wird auch die gelungenſte Menſchenfigur in einem Kunſtwerke immer nur das Spiegelbild einer Perſon ſein, deren Bruſt lebendiger Odem gehoben, deren Odem lebendiges Blut durchſtrömt hat. Nur kann es geheimnißvolle Beziehungen geben, welche im Schöpfungsmomente den Künſtler hellſehend machen und aus der fernſten

Gegend ihm das gesuchte Ideal vor die Seele stellen. Vielleicht ist es auch möglich, daß Längstverstorbene nicht die Mühe scheuen, von einem wahren Künstler sich portraitiren zu lassen. Doch dieses Bild hier ist nur die Abschrift eines eigenthümlich herrlichen Originalgedichtes, welches hier in Verona erschienen ist."

„Dann habe ich sie irgendwo gesehen," entgegnete der Kaiser, „dann seid Ihr doppelt um Eure schöne Kunst zu beneiden, welche in Eure Zauberkreise das Schönste, was das Leben geben kann, zu bannen vermag."

„Nicht immer," versetzte Malocchio, „gelingt es dem armen Künstler, den vorüberfliegenden Vogel Phönix der Schönheit mit guten Worten in der Luft so lange schwebend zu erhalten, bis er ihn auf die Leinwand gebracht hat. Der Zufall wollte es nur, daß ich seit langen Jahren der Hausfreund der Familie der schönen Francesca bin. Ich habe sie mir gewissermaßen zu diesem Bilde hier aufgezogen. Schon wie sie noch als Kind in der Wiege schlummerte, belauschte ich die seligen Züge des kleinen Gesichts, bis sich die Knospe immer mehr zur schönen Blume entfaltete, deren ganze Entwickelungsgeschichte ich in mir

ſelbſt erlebt habe. Da ich ſo genau endlich den Zuſammenhang ihrer herrlichen äußeren Form mit den Bewegungen ihrer Seele im Laufe der Zeit vergleichen konnte und endlich daran verzweifelte, die mild und ſchön, doch fortwährend von ihrer Seele lebendig bewegten Linien feſtzuhalten, kam ich endlich auf den Gedanken, ſie zu malen in dem Momente, wo in gleichſchwebenden Wagſchalen Leib und Seele im Gleichgewichte ruhen, während der Schlummer die Wage des Lebens mit zarter, beruhigter Hand wägend emporhält. So ſehen Euere Majeſtät jetzt mein Ideal als träumende Ariadne auf dem Wendepunkte ihres Glückes, denn noch träumt ſie ſelig dahin, und doch iſt ihr ſchon der treuloſe Theſeus entflohen. So mag ſie denn hier im Bilde ewig ſchlummern, um nie aufzuwachen und das Entſetzlichſte zu erfahren."

Malocchio hatte ſo bewegt geſprochen, weil er lebhaft an Francesca, an ihren hohen, freien Sinn, und an Alles dachte, was an ihr ſo groß und ſchön war, und doch nach ſeiner Anſicht den Eindruck eines himmelhoch emporſchießenden Baumes auf ſteiler Höhe machte, welcher Blitz und Sturm trotzig herausforderte.

Der Kaiſer dachte anders; denn je länger er die ſo ſanft geſchloſſenen Augen betrachtete, deſto mehr wünſchte er, ſie wachend und lebend zu ſehen.

Graf Joſeph ſchien ſeine Gedanken zu errathen, indem er ſich fragend zu Malocchio wendete: „es müßte ein beſonderer Kunſtgenuß ſein, die ſchöne Veroneſerin lebend dieſes Bild vorſtellen zu ſehen? Vielleicht dürfte es nur auf eine ſchickliche Gelegenheit ankommen, ſie zu einer ſolchen Darſtellung zu bewegen.“

„Vielleicht,“ warf Malocchio ein, „könnte es mir gelingen, ſie dazu in geſellſchaftlichem Kreiſe zu bereden.“

„Iwan! Iwan!“ rief der Kaiſer den Fürſten, welcher vor der Thür ſtehen geblieben war, ſeinen Herrſcher zu erwarten, „ſorge dafür, daß dieſes Gemälde in mein Zimmer gebracht werde; und Ihr, Malocchio,“ ſprach er zum Maler, „laßt Euch aus meiner Kaſſe dafür den Preis bezahlen, den Ihr für Euer Meiſterſtück ſelbſt beſtimmt; vergeßt nicht, daß ein Kaiſer der Bezahler iſt! Iwan wird mit Euch das Weitere beſprechen. Euch, lieber Graf,“ ſprach er, zu Joſeph ſich wendend, „danke ich für die ſchöne Stunde, welche ich hier genoſſen habe, und alle

übrigen, welche mir der Beſitz des Gemäldes machen wird."

Mit dieſen Worten entfernte ſich der Kaiſer, ihm folgten hinterdrein zur Begleitung bis an den Wagen Joſeph und Iwan.

Capitel 2.

Schon ſeit mehreren Tagen ging in Verona die Botſchaft von Haus zu Haus, daß der Magiſtrat zu Ehren der hohen Gäſte das Theater prächtig erleuchten laſſen wolle.

Jetzt waren an allen Straßenecken große, buntfarbige Ankündigungen des Feſtpompes im Theater auf den Abend angekündigt.

Dieſe Nachricht belebte ganz Verona, und die Straßen mit Lakaien, Kammermädchen und Läufern, welche die koſtbarſten Stoffe für ihre Gebieterinnen herbei holten. Eine unendliche Geſchäftigkeit begann in den Kaufgewölben und Putzläden; denn Alles beeilte ſich, den Toiletten die nöthigſten Bedürfniſſe zu liefern: Straußenfedern, künſtliche Blumen, Venediger Ketten, Spitzenſchleier und Shawls von allen Farben und den feinſten Stoffen. Die Nachricht: alle Kaiſer,

Könige, Herzöge, Fürſten und Herrſchaften des Congreſſes erſcheinen heute im Theater! zuckte wie ein elektriſcher Funke durch hunderttauſend warmblütige Herzen.

Glücklich ſchätzten ſich alle Veroneſer, welchen es gelungen war, durch beſondere Begünſtigung Billete zu erhalten. Graf Joſeph hatte es vermittelt, daß für den Ritter Malavilla und Iſabella eine Loge zur Verfügung geſtellt worden war, und ſein Anerbieten, beide mit ſeiner Equipage in das Theater abzuholen, war höflich angenommen worden. Zugleich hatte er galant Francesca eingeladen, der Spanierin Geſellſchaft zu leiſten.

Iſabella und Francesca hatten ihre Toilette beendet und ſaßen jetzt noch im Geſellſchaftszimmer Antonio's beiſammen.

Francesca hatte ſich zu dem Abende im Theater ein einfaches ſeidenes Kleid von blaßgelber Farbe mit brochirten, großen Blumen gewählt; ſtatt des Schmuckes von Gold und Edelſteinen trug ſie nur eine weiße künſtliche Roſe in ihren Haaren; Iſabella hatte auf Befehl ihres Vaters ſich mit einem grünen, goldgeſtickten Sammetgewande geſchmückt.

Eben war Antonio von ſeinen Krankenbeſuchen in der Stadt zurückgekommen und brachte eine zuge-

bundene Mappe in Quartform mit, welche er mit freundlicher Begrüßung seiner Hausgenossen vor sie hin auf den Tisch legte, jedoch die rechte Hand darauf ruhen ließ.

„Welchen schönen Lohn erhalte ich," fragte er scherzend, „wenn ich hier Etwas mitgebracht hätte, was Euch gefällt?"

„Was Ihr verlangen könnt!" antwortete freundlich Isabella.

„Sei nicht aus Eigennutz geheimnißvoll!" rief Francesca und nahm ihm die Mappe weg.

Schnell hatte sie die Schleifen daran aufgezogen, sie aufgeschlagen, und ihre Blicke fielen auf englische Stahlstiche.

„Wie schön," rief Isabella, „ist das eine Gegend aus Spanien?"

„Schmolle nicht, Bruder," rief Francesca, „setze Dich lieber zu uns und erkläre die Bilder!"

Antonio folgte dieser Mahnung, setzte sich zu den beiden Freundinnen und begann in den Stahlstichen herumzublättern.

Jetzt trat Achilleus, welcher zuweilen gegen Abend Antonio besuchte, in das Zimmer; Isabella, welche ihn zuerst erblickte, zuckte ein wenig zusammen; dann

aber flog ein roſiges Lächeln über ihr Geſicht und wob ſich um ihre Lippen, daß ihre hellen Zähne wie Thauperlen in einem Roſenkelche dazwiſchen hervorleuchteten.

Auch Achilleus konnte überraſcht keine Worte finden.

Francesca, welche dieſe ſüßen Verlegenheiten bald bemerkte, rief ihm heiter zu: „kommt, ſetzt Euch zu uns; hier betrachten wir Anſichten aus Eurer Heimat! Ihr könnt uns am beſten ſagen, ob man aus dieſen Blättern ſich eine Vorſtellung davon machen kann. Hieher, hieher!“ bedeutete ſie ihn, indem ſie ihm das Tabouret neben Iſabella anwies.

Mit pochendem Herzen ließ ſich Achilleus nieder; Francesca ſchlug ein Blatt um; es war eine Anſicht von der Inſel Scio.

„Du unglückſeliges Eiland,“ ſprach Achilleus wie für ſich, indem er das Blatt betrachtete, „noch vor Kurzem das Entzücken der Welt, und jetzt mit allen deinen reizenden Villen und Weingärten ein ödes Todtenfeld, eine Wohnſtätte der Geier und Raben!“

„Wer hat das gethan?“ fragte mit bewegter Stimme Iſabella, „Erdbeben oder Moriſko?“

„Der blutgierige, wortbrüchige Türke," versetzte Achilleus, „welchen die Herrscher Europa's ihren legitimen Bruder nennen, wenn er sie ungläubige Hunde schilt. Doch Hellas ist wie der Heiland vom Grabe auferstanden, und die Nägelwunden an Händen und Füßen bluten von Neuem, und das Herzblut sprüht auf die Erde."

„Wollt Ihr uns nicht den traurigen Untergang der Scioten erzählen?" fragte Antonio.

„Wenn Ihr es befehlt," versetzte Achilleus; „aber die Geschichte davon ist durchaus nicht geeignet, eine heitere Gesellschaft zu unterhalten."

„Ihr dürft uns nicht zu zärtlich behandeln," entgegnete Francesca, „denn auch wir haben Entsetzliches genug erlebt."

„Don Achilleus," wagte jetzt Isabella ihn anzureden, „ich bin eine Spanierin und aufgewachsen mitten im Bürgerkriege. Von unsern Wartthürmchen herunter sah ich fast täglich Feuersbrünste den Himmel röthen, und viele Edelleute, welche ich in meiner Kindheit gekannt habe, sind erschossen oder aus dem Lande in das Elend verjagt worden. Ich bin die Tochter dieser eisernen Zeit!"

Achilleus hing mit seinen Blicken, während sie sprach, an ihrem schönen, ernsten Angesichte; sie hatte zu sprechen aufgehört, und noch immer war er in ihrem Anblick verloren, bis Francesca ihn wieder aufforderte, seine Erzählung zu beginnen.

„Die Insel Scio," erzählte jetzt Achilleus, „hat nördlich die schöne Insel Mitylene, südlich Samos, westlich Ipsara, östlich das reizende Ufer Kleinasiens, wovon sie ein zwölf Stunden breiter Meeresarm trennt, zur Nachbarschaft. Auf Scio soll Homer geboren sein, und noch jetzt zeigt man bei der Quelle Rakte die Stelle, wo er eine Sängerschule gestiftet hat. In vier und zwanzig Dörfern wurde dort der Mastix für die schönen Sclavinnen des Sultans gebaut, wofür die Insel große Gunst genoß. Hundert und funfzig Barken trieben den Handel mit der kleinasiatischen Küste und allen Inseln des Archipels bis nach Constantinopel und Aegypten."

„Reich und üppig geworden durch die Schätze des Morgenlandes unter dem Schutze der Pforte glaubte Scio, als rings um sie her der Freiheitskampf der Hellenen entbrannte, sich retten zu können durch kluge Ruhe und Ergebenheit an ihre Herren."

„Sorglos sahen die Scioten den Sultan die furchtbare Flotte in seinen Arsenalen zur gänzlichen Unterwerfung der griechischen Inseln ausrüsten und sie unter Ali Pascha mit den erfahrensten und geschicktesten türkischen Seeleuten bemannen, und ruhig die Inseln Hydra, Spezzia und Ipsara ihre Briggs und Brander zur Gegenwehr bereiten."

„Vergeblich wurden die Scioten von allen Seiten gewarnt; sie lagen still und vertrauten auf ihren unbedingten Gehorsam, als wenn nicht in einer Zeit, welche Alles auf die Spitze des Schwertes zur Entscheidung drängt, die Theilnahmlosigkeit der sicherste Weg zum Untergange wäre!"

„Während so die Insel Scio Alles wohlbestellt hielt und wie im tiefsten Frieden schlummerte, erwachte der Sciote Antonaky Burnia. Heimlich begab sich dieser zum Logotheten Lykurg auf Samos und bewog ihn zur Befreiung von Scio mit einigen hundert Samiern, welchen eine Schaar ausgewanderter Scioten folgte, dort zu landen."

„Dem Aufrufe zum allgemeinen Aufstande folgten Wenige, denn der Erzbischof und die Primaten eilten rings umher und mahnten zum Frieden."

„Am 12. April des verwichenen Frühjahres aber lief die türkische Flotte mit 7 Linienschiffen und 26 Fregatten in den Kanal von Tschesme ein; die Stadt wurde beschossen und genommen. Die Scioten flohen in das Gebirge, die Samier auf ihre Schiffe."

„Die Ipsarioten erhielten zugleich mit der Nachricht vom Auslaufen der türkischen Flotte die entsetzliche Kunde vom Unglücke auf Scio."

„Die griechische Flotte eilte sogleich zur Rettung herbei, aber Scio war bereits vernichtet. Die Stellen, wo die Stadt, wo die Dörfer, wo Villen sonst dem Seefahrer entgegengeglänzt hatten, bezeichneten nur noch emporqualmende Rauchsäulen."

„So schnell der Admiral, Ali Pascha, zur Mordbrennerei gewesen, so zauderte er doch jetzt, die entflohenen Scioten auf den Bergen anzugreifen. Er wandte sich arglistig an die europäischen Consuln der Insel und übergab ihnen ein Amnestiedecret für alle Scioten, welche die Waffen niederlegen würden. Die Consuln kletterten auf den steilsten Bergen umher und durchliefen die ganze Seeküste mit ihrer Friedensbotschaft und verkündeten die Gnade des Moslem, als ob in einem Kampfe auf Tod und Leben von Gnade die Rede sein könnte, als ob der Türke die

europäiſchen Conſuln höher achtete, als die europäiſchen Herrſcher ſelbſt.“

„Die Scioten lieferten ihre Waffen ab und ſandten 700 Primaten, um ſich dem Admiral zu Füßen zu werfen.“

„Das wortbrüchige Ungeheuer ließ ſie an die Raaen ſeiner Flotte aufknüpfen und gab das Zeichen zum allgemeinen Mord. Da begann das Raſen mit Feuer und Schwert. Ein unendliches Wehgeſchrei ging vom Morgen bis wieder zum Morgen durch Wald und Gebirg. Wer vermag die Gräuel zu ſchildern, die um Rache emporſchreien zum ehernen Himmel!“

„Selbſt der Stahl der mordenden Säbel ſchien endlich vor Schauder zu erſtumpfen, nicht die Wuth des Admirals. Das Herz des Tigers konnte nicht das Flehen der Unmündigen, nicht das Lächeln der Säuglinge rühren. Er hieß ſie von den Felſen in die Abgründe ſchleudern und auf dem offenen Felde an die Bäume aufhängen; ihre Mütter und ihre ſchönen Schweſtern wurden abgeführt zum Verkaufe in die Bazars von Conſtantinopel und Algier.“

Iſabella rief in Angſt und Schreck: „O, haltet

ein, Ihr ermordet mich! Giebt es denn keine Gerechtigkeit im Himmel?"

„Es giebt eine Wiedervergeltung!" entgegnete Achilleus. „Die türkiſche Flotte lag im Kanal vor Tſchesme vor Anker, zwei wachthabende Fregatten kreuzten Tag und Nacht vor ihr."

„Im Rathe der griechiſchen Seehelden zu Ipſara war beſchloſſen, zwei Brander abzuſenden. Conſtantin Kanaris aus Ipſara und Georg Papinis aus Hydra waren zu dem tödtlichen Wageſtücke bereit."

„Der Mond war im letzten Viertel; die dunkle Mainacht verbarg die kühnen Rächer. Das türkiſche Admiralſchiff von 80 Kanonen lag an der Spitze der Linie vor Anker, über 2000 Menſchen an Bord; denn es war der Ramaſan der Moslem. Ali, der Admiral, gab Audienz, und die Generalſtabsoffiziere aller Schiffe waren in dieſer Nacht dorthin gekommen."

„Da kam die Schebecke Kanaris mit günſtigem Winde herangeflogen, ſchnell und ſtill wie das Verderben; jetzt war der Brander an das Boogſpriet des Admiralſchiffs befeſtigt, und nun zündete Kanaris ihn an."

„Die Lohe ſprang empor, Kanaris zugleich in die Gondel zu ſeinen Matroſen und ‚brach glücklich

mitten durch die Linie der Feinde. Lärm und Angstgeschrei erfüllten den Hafen. Jetzt flog das Admiralschiff wie ein Eliaswagen donnernd und flammend zum Himmel. Der Pascha hatte es verlassen und wollte in der Schaluppe sich an das Land retten; doch vergeblich. Die brennenden Schiffstrümmer stürzten herunter auf ihn und versenkten ihn ins Meer. Seine Sclaven rissen ihn wieder empor, aber gegen ihn war die rächende Gottheit. Sterbend lag er jetzt am Ufer der Insel, auf ihm die Blutschuld, über ihm der Fluch seiner That und in seiner Seele die Verdammniß. Die türkische Flotte wurde zerstreut. Dieß ist der Untergang der Scioten und die Rache an Ali Pascha!"

Achilleus schwieg jetzt, in sich versunken. Als er wieder aufblickte, sah er in die leuchtenden, dunkeln, blauen Augen Isabella's, welche keinen Blick von ihm verwendet hatte.

„Bei solchen gewaltigen Erinnerungen," sagte endlich Isabella, „welche jedes Herz zu Heldenthaten begeistern müssen, kann ich jede griechische Jungfrau beneiden, welche einen Bruder hat, der mit für die Freiheit kämpft. Eine solche weiß, unter welchem Bilde sie das junge Heldenthum verehren und lieben

kann; ſie kennt Einen, welchem ſie den Lorbeerkranz bei ſeiner Heimkehr auf das Haupt drücken, oder für wen ſie, wenn er ruhmbedeckt den Heldentod ſtirbt, die Todtenklage anſtimmen ſoll."

„Der Tod für das Vaterland iſt immer ſüß," verſetzte Achilleus, „aber er muß unausſprechlich ſchön ſein, wenn im Augenblicke des Verſcheidens das Bild der geliebten Jungfrau vor die Seele tritt. Ich beneide den Kameraden, der lebend und ſterbend die Freiheit unter dem Bilde ſeiner Braut ſich denken kann. Ich ſelbſt werde bald dort ſtehen bei meinem Freunde Botzaris, für die Freiheit fechten, ſo lange noch ein warmer Tropfen Blut durch mein Herz fliegt, und an Euren Wunſch denken, wenn ich nicht an Euch ſelbſt denken darf!"

„Habt Ihr nicht Luſt, Signora Iſabella," rief Antonio ſcherzend, „mit uns dorthin zu ziehen, wo die eiſernen Würfel fallen, — nach dem Peloponnes! Vielleicht gehe ich als Arzt dorthin und kämpfe gegen die Türken mit Charpie und Pflaſter."

„Ich halte Euch beim Worte!" verſetzte Achilleus; „Ihr würdet Ernſt aus Euren Worten machen, wenn Ihr ſehen könntet, wie viele Hundert tapfre Männer

an ihren Wunden umkommen müſſen, weil wir keine Aerzte haben."

„Meinetwegen," entgegnete Francesca, „wandert Alle aus; ich bleibe hier in meinem ſchönen Italien! Hier bin ich geboren und hier iſt meine Heimat. Hier will ich auch ſterben, wenn es Noth thut, und — dann bin ich ein Mädchen und kann nur wirthſchaften und fünf Arien zur Zither ſingen."

Eben war Ines hereingetreten und ſprach mit Francesca, welche ſich zu ihr gewendet hatte; Antonio ging gedankenvoll im Zimmer auf und ab.

„Der Ritter läßt uns ſagen," rief Francesca zu beiden wieder zurückgewendet, „daß er uns erwarte. Ich bin bereit."

„So müſſen wir ſcheiden," ſprach aufbrechend Iſabella zu Achilleus, „und ich werde beten um Gottes Beiſtand für Euch in der Schlacht und Todesgefahr für die Freiheit." Sie reichte ihm die Hand, welche er ergriff und einen Kuß darauf hauchte. Iſabella wandte ſich ſchnell und folgte ihrer Freundin.

Capitel 3.

Als die Abenddämmerung angebrochen war, hörte man den Wagen des Grafen in den Hof vor die Wohnung des Spaniers anrollen. Isabella und Francesca erwarteten den höflichen Grafen im großen Saale. Bald trat er selbst herein, Arm in Arm mit dem Ritter, beide in den Uniformen ihrer Höfe, beide festlich; doch hatte der Graf voraus die Eleganz des Schnittes und die Anmuth, mit welcher er nicht der Mode, sondern diese ihm zu dienen schien.

So nahte er sich mit klaren, lächelnden Augen den beiden Damen, und flüsterte, während er jeder einen Arm zum Führen bot, ihnen zu: „Heute werden Sie zum erstenmal den Glanz von ganz Europa überstrahlen!"

Zugleich schlugen die Diener des Ritters die beiden Flügelthüren vom Haupteingange des Saales

zurück, der Ritter ſetzte den Treſſenhut auf das Haupt, hob mit dem linken Arm den langen Stoßdegen in die Höhe und ſchritt voran, während ſein Haushofmeiſter mit einem langen Stabe, und ſein älteſter Bediente mit zwei Wachskerzen ihm vorausgingen, und die übrige Geſellſchaft mit der hinterdrein trippelnden Duenna nachfolgte.

Unten bei dem Wagen angelangt, ſchlug der Livreejäger des Grafen haſtig den Auftritt herunter und riß den Kutſchenſchlag, zur Seite ſpringend, ſchnell auf, während Graf Joſeph zuerſt die Damen, dann den Ritter hinein becomplimentirte und ſich dann ſelbſt ſchnell und leicht hineinſchwang. Jetzt flog der Kutſchenſchlag zu, der Jäger wieder hintenauf und die Kutſche raſſelnd durch die Straßen nach dem Theater.

Obgleich der Magiſtrat zur Unterſtützung der Polizei auch noch ein Commando öſtreichiſcher Grenadiere ſich erbeten hatte, ſo war es dem Grafen und ſeiner Geſellſchaft doch kaum möglich, den Eintritt in das Theater zu gewinnen.

Aber welches Gluthmeer von tauſend und wieder tauſend, zu brennenden Sträußern vereinigten Wachskerzen überraſchte ſie, als ſie in die Loge eintraten;

und doch ward dieser Glanz noch überboten von den aus allen Logen flammenden Diamanten, Rubinen und anderen köstlichen Edelsteinen. Alles, was die große Welt an Pracht darbieten kann in allen Formen, Kostümen und Kostbarkeiten, war hier in den Hauptlogen vereinigt. Die mit Orden übersäeten, hochaufgewölbten Busen der Mächtigen blitzten wie Sternensysteme in klarer Winternacht; mit ihnen wetteiferten die Damenlogen, welche von Diamanten wie mit hellen Regentropfen, in welchen sich die Sonne spiegelt, übersprüht schienen. Nie mehr werden die Kleider- und Haarkünstler von einer gleichen Ausstellung ihrer Künste erzählen können. Dieser Abend hatte ihren raffinirtesten Scharfsinn und ihr ganzes Genie erschöpft. Jede Loge war in der Pracht der Gewänder und des Schmuckes ein Triumph der neuesten Mode.

Das Theater war allmälig vollgedrängt von Zuschauern vom Parterre bis in die äußerste, oberste Reihe hinauf. Prinzen, Herzöge, Marquis, Grafen, Vicegrafen und Barone grüßten mit vertraulichem Nicken Marschälle, Generale, Obristen und Majore, und diese neigten sich ehrerbietig vor den Staatsministern und Gesandten. Alle die sich hin und herneigenden Ordensbänder, Kreuze und Sterne machten

den Eindruck eines Blumenbeetes, in welchem ein linder Abendwind wehte. Man mußte Jouy Recht geben, welcher nach Paris berichtete, daß das royalistische Europa an diesem Abende in die Blüthe geschossen sei.

Graf Joseph hatte hinter den Stühlen seiner Damen Platz genommen, heiter beflissen, ihnen der Reihe nach die merkwürdigsten Personen in dem Kopf an Kopf vollgedrängten Hause zu bezeichnen.

„Dort in der Mittelloge," flüsterte er zu Isabella, „der Bühne gegenüber, in dem reichgestickten Fracke mit dem Ludwigskreuze, in imposanter Haltung unveränderlich aufrecht stehend, ist der Graf von Caraman, der französische Botschafter in Wien. Ihm gegenüber erblickt man den Grafen von Lieven in dunkelgrüner Uniform, in der Pracht der Stickerei und der herabhängenden Ketten von massivem Golde; etwas entfernter erscheinen eben so reich costümirt die russischen Grafen Nesselrode, Pozzo di Borgo und Herr von Tatitscheff. Dort sehen Sie meinen Fürsten, meinen Chef und Gönner mit dem höchsten Schmucke aller Ehrenzeichen, mit welchen die Herrscher Europa's seine Brust überschüttet haben. Kaum wetteifert mit ihm neben an der lange, schmächtige Herzog von Wellington

in der Uniform des Großmeisters der Artillerie. Es fehlt nur der Fürst Esterhazy, dessen Diamanten vielleicht über alle den Ausschlag geben könnten."

„Und wer ist denn die prächtige Frau," fragte Isabella, „dort in dem Kleide von Brüsseler Spitzen auf weißem transparenten Atlas?"

„Sie meinen die Fürstin dort, mit einem Nelkenkranze um das Haupt, welcher die Haare so zurückhält, daß man darunter das in bläulichrothen Blitzen spielende Diadem hervorstrahlen sieht, über welches die einzelnen Locken schmachtend herunterfallen?" —

„Es ist," versetzte Francesca übermüthig, „die Wittwe Napoleon's!"

Der Graf trat bei diesen Worten wie erschreckt einen Schritt zurück und fragte dann, um Francesca nicht antworten zu dürfen, Isabella, „ob sie schon etwas Aehnliches erblickt hätte?"

„Nur einen Schatten von dieser Herrlichkeit," versetzte sie, „und zwar bei einem Stiergefecht in Toledo, wo brennender Sonnenschein und spanische Augen noch heller funkelten, als diese Edelsteine und die Messer des Matadors!" —

Jetzt erschütterte eine schmetternde Fanfare das Haus, alle Zuschauer erhoben sich und tausend Farben

in Schleiern, Federn, Bändern und Steinen ſchimmerten durcheinander; in der mit rothem Sammet und Goldſtickerei drappirten Hauptloge erſchienen die höchſten Monarchen Europa's. Sie trugen öſtreichiſche Uniform, der Kaiſer Alexander die Oberſtuniform ſeines ungariſchen Regiments.

Graf Joſeph hatte Francesca feſt in das Auge gefaßt, doch bemerkte er keine beſondere Veränderung in ihrem Geſichte, nur erſt, als er ſagte: „die beiden Kaiſer Oeſtreichs und Rußlands!“ erweiterten ſich ihre Augen, als wollten ſie ſich an einem einzigen Anblicke ſättigen.

„Ob Alexander der ſchönſte Mann iſt, für den man ihn hält,“ fuhr der Graf weiter fort, „muß ich den Damen zur Entſcheidung heimgeben, ſo viel nur kann ich behaupten; daß er das größte und edelſte Herz der Welt in ſeiner Bruſt trägt. Blond und hoch wie ein Hohenſtaufe, iſtr er omantiſch und ritterlich wie der Held einer Sage aus alter Zeit. Er hat das doppelte Glück, Ueberwinder der Männerheere und Beſieger der ſprödeſten Damenherzen zu ſein. Welche Feſtung könnte ſich auch gegen die Sonne ſelbſt vertheidigen! Ich mag es wohl glauben, daß er gerade für ein ſtolzes Damenherz am gefährlichſten iſt.“

Francesca's Blicke ruhten während dieſer Lobpreiſung auf den Spitzen, welche vor ihrem Buſen zitterten, ſie ſagte nichts dagegen, doch ſchlich ein jedes Wort, welches Joſeph zwiſchen ſie und Iſabella hereinflüſterte, wie eine kleine, glatte Schlange in ihre Seele hinein.

Jetzt begann die Oper: „l'inganno felice" von Roſſini, und die Crivelli, Paſſerini und Galli boten ihre äußerſten Triller auf, ſich den Beifall der erlauchten Verſammlung zu erwerben.

Doch war an dieſem Abende das Schauſpiel vor der Bühne feſſelnder, als das, welches auf ihr dargeſtellt wurde. Das Auge machte immer neue und unvergeßlichere Entdeckungen, indem es von Loge zu Loge trunken umherirrte.

Nur ein Zuſchauer, welcher unten beim Eingange in das Parterre wie ein Tannenbaum über Buſchwaldung mächtig emporragte, hielt ſeine Augen auf einen einzigen Punkt hin gerichtet, von woher ihm ſelige, freundliche Blicke entgegenkamen. Es war Achilleus, welcher dieſen glücklichen Platz gewonnen hatte, wo er Iſabella lange und ruhig anſehen durfte.

Seit dem Augenblicke, wo ſie bei dem Gange zur Einweihung der Capelle, von den Treppenſtufen herab,

ſtrauchelnd in ſeine Arme geſunken, war ihr Bild nicht aus ſeiner Seele gewichen. Er fühlte es in ſeiner Bruſt wie zwei Hände, welche ihm das Herz abzufangen ſuchten. Sie ſtand wie ein lichter Mond in ihm, vor welchem ſeine Geſchäfte und Sorgen immer wie ſich kreiſelnde ſilberne Wolken vorüberflogen.

Als er aber jetzt bemerkte, daß auch ihre Blicke ſich zuweilen verſtohlen herunterſchlichen, da jauchzte ſein Herz hochauf in wildem Jubel der neuen, noch nie empfundenen Leidenſchaft.

Das argwöhniſche Auge des Grafen Joſeph hatte dieſes Alles bemerkt; während er in das Textbuch zu blicken ſchien, wußte er den Augapfel ſo zu halten, daß er Beide immer im Blicke behielt. In ſeiner Seele hob ſich wie eine liſtige, grimmige Schlange die Eiferſucht empor, und zugleich ſtand mit einem Male Iſabella ſo reizend, ſo begehrenswerth vor ſeiner Seele, daß er von dieſem Augenblicke an in verliebtem Haſſe ſie zu erobern beſchloß, und ſelbſt auf die Gefahr ſeiner Freiheit hin.

In einer Menſchenſeele haben neben einander ſo viele Gedanken Raum, daß er zugleich ihren alten Adel mit dem ſeinigen der jüngeren Zeit angehörigen,

und ſeinen Reichthum mit ihren Verbindungen am ſpaniſchen Hofe abwog.

Während Alles in ihm ſo glühte und gährte, war ſeine Seele wie ſiedendes Blei, welches die fürchterliche Gluth mit dunkeln Häutchen bedeckt. Er hielt ſeine Augen ſo lange auf die Buchſtaben des Textes, welche ihm wie Ameiſen durcheinanderliefen, bis er wieder die Aufſchrift: „l' inganno felice“ leſen konnte und daraus merkte, daß er ſeinen Blick wieder in der Gewalt hatte. Er fühlte an ſeine Stirn, ſie war eiskalt, und nun trat er aus dem Schatten vor an die Brüſtung der Loge, und fixirte mit dem Operngucker ruhig den Neugriechen. Kaum bemerkte jedoch Achilleus, daß er beobachtet wurde, ſo zog er ſich zurück und drängte ſich hinaus, um den Ausgang zu gewinnen, wo er Iſabella beim Einſteigen in den Wagen noch einmal zu ſehen hoffte.

Der Ritter, welcher hier den ganzen Hof von Madrid zu vertreten glaubte, ſtand jedoch an ſeinem Platze wie eingewurzelt mit geradeaus ſehenden Augen, welche gar nichts zu bemerken ſchienen, doch war ihm nicht entgangen, daß verſchiedene reichdecorirte ruſſiſche Fürſten und Grafen, Joſeph vertraute Grüße zugewinkt hatten. Wenn der Graf es

darauf abgeſehen hatte, ſich dadurch bemerklich zu machen und bei dem Ritter ein einflußreiches Anſehen zu gewinnen, ſo war ihm ſein Vorhaben gelungen. Der Ritter legte ſeit dieſem Abende etwas Feineres in ſein Benehmen gegen den Grafen.

Jetzt ging jedoch der erſte Act zu Ende, die Monarchen grüßten mit Verneigung das aufſtehende Publikum und entfernten ſich; Alexander führte die Kaiſerin von Oeſtreich, und Friedrich Wilhelm die Erzherzogin Marie Louiſe bei dem Ausgange an ihre Wagen.

Die Entfernung der höchſten Herrſchaften gab das Signal zum Aufbruche der übrigen Hoheiten, welche ihre Würde durch längeres Verweilen nicht gefährden wollten, ihnen ſchloſſen ſich auch der Ritter Malavilla mit ſeinen beiden Begleiterinnen und Graf Joſeph an.

„Werden Sie," ſprach Graf Joſeph zum Ritter, „nunmehr Vertrauen faſſen auf die Aufrechthaltung der abſoluten Throne?"

„Ich habe," verſetzte der Ritter, „daran gedacht, daß mein Herr und König in demſelben Augenblicke, wo die übrigen Herrſcher Europa's im Theater in Glanz und Macht vereinigt ruhig zuſammenſaßen, in ſchmachvollſter Knechtſchaft ſchmachtet und nach Rettung ſich ſehnt."

Bei dieſen Worten traten ſie aus dem Schauſpielhauſe hervor; Achilleus ſtand ſeitwärts an dem einen Thürpfeiler des Ausganges. Der Graf warf ihm im Vorübergehen einen vornehmen, kalten Blick zu, Iſabella aber ließ heimlich ihren Fächer fallen, welchen Achilleus ſchnell aufhob und an ſeiner Bruſt verbarg.

Joſeph bemerkte dieſe Bewegung, aber ſchon drängte die herauswogende Menge ſich zwiſchen ihn und Achilleus, welcher ſich in ihren Wogen verlor.

Capitel 4.

Wer ſich im Genuſſe des Schönen nicht ſtören laſſen will, der muß ſich hüten, in die heimlichen Werkſtätte zu ſehen, wo es berettet wird. Wer ſich an einer üppig ſüßen Frucht erquickt, der darf nicht nachgrübeln, woraus die Wurzeln die Säfte dazu unter der Erde bereitet haben. Doch, wer auch die Nachtſeite der Mächtigen und Herrlichen kennen lernen will, der darf ſich nicht ſcheuen, aus dem Lichtmeere des Veroneſer Theaterabends dem Erzähler in ein düſteres Gewölbe nachzufolgen und dort den Chevalier Bartolo zu belauſchen.

In dieſem Gemache befindet ſich kein einziges Fenſter, es iſt nur erhellt von einer Lampe, welche über der großen Tafel hängt, an welcher der Chevalier arbeitet. Vor ihm ſteht ein großer Kaſten voll verſiegelter Briefe, zu ſeiner Rechten ein Kohlenbecken,

auf welchem ſich ein Keſſel ſiedendes Waſſer befindet. Er hält jetzt einen, mit einer Oblate verſiegelten Brief eine Zeitlang über das Waſſer in den heißen Dampf, betrachtet zuweilen das Siegel, hält es wieder in den Dampf, dann fährt er mit einem dünnen, ſcharfen Meſſer unter den Aufdruck des Petſchafts hinein und der Brief iſt geöffnet. Mit einem Blicke hat er den Inhalt überflogen, ihn wieder zuſammengebrochen, auf die Stelle, wo die Oblate gelegen, mit einem kleinen Malerpinſel ein wenig Buchbinderkleiſter aufgetragen und den Brief wieder verſchloſſen, daß auch nicht das argwöhniſchſte Auge eine Verletzung des Siegels zu bemerken im Stande ſein würde. Nach dieſer Handhabung wirft er den Brief in einen zweiten Kaſten, welcher neben ihm auf der Erde ſteht. Jetzt nimmt er einen andern, welcher mit Siegellack zugeſiegelt iſt. Der Chevalier macht damit wenig Umſtände; mit einem heißen Meſſer löſt er das Siegel von der Unterlage ab, öffnet ihn und lieſt.

Jetzt zieht derſelbe ſeine Brieftaſche hervor und copirt ſchnell den Inhalt; dann er bringt etwas heißes Siegellack, welches er am Feuer flüſſig gemacht, auf die Stelle, wo das Siegel aufgelegen, drückt den Brief wieder zuſammen, beſchaut lächelnd ſein Meiſterſtück

am Lichte und wirft ihn dann in den Kasten auf der Erde.

Er nahm jetzt einen andern Brief, welcher ihm besonders geschickt couvertirt schien; kaum hatte er jedoch das Siegel an der Lampe besehen, so sagte er für sich: „Von dem Grafen? — Du zuerst darfst nicht ununtersucht passiren; aber mit welch' verdammt feinem Lack, welcher dazu noch oblatendünn aufgetragen, hat er den Brief versiegelt! Also an den Präsidenten, den alten Fuchs, ist er gerichtet? — Dieser Brief gehört vor mein eigenes Gericht!" — Während er sich so mit sich selber unterhielt, hatte er verschiedene Stempelstöckchen, in welchen immer unten ein Ausschnitt sich befand, um ein Petschaftblatt aufzunehmen, über das Siegel probirt; eins davon paßte. Er knetete nunmehr Wachs, drückte es auf das Siegel, nahm es ab, bestrich es dann mit flüssigem Gyps und paßte den Stempel darauf. So ließ er es eine kleine Weile stehen, während er andere Briefe untersuchte, und entweder ohne Weiteres in den Kasten warf, oder erst dann, wenn er sie geöffnet und übersehen hatte.

Jetzt aber löste er das Stempelstöckchen vom Wachse ab und fand, daß das Siegel rein ausgedrückt war. Schnell war das Siegellack mit dem heißen

Meſſer abgeſchabt und der Brief geöffnet. Der Chevalier las:

„Der Chevalier Bartolo, der Corſe, iſt wieder zum Rapporteur angeworben. Er und ſeine Agenten ſind thätig in allen Regionen der Geſellſchaft, um Ihren vielbeſchäftigten Freund allwiſſend zu machen. Da es aber immer gefährlich bleibt, einem ſo unternehmenden Menſchen ſich anvertrauen zu müſſen, ſo bitte ich Eure Excellenz, den Franzoſen Arnaud mir zuſenden, damit er den Chevalier beaufſichtige. Noch frage ich an: auf welche Weiſe Dieſelben ſeinen Mund zu verſiegeln gedenken, wenn ich ihn nach Beendigung des Congreſſes Ihnen zuſenden werde?“

Der Chevalier zuckte empor und murmelte: „Peſt und Teufel! iſt es ſo gemeint? Ich danke verbindlichſt, Herr Graf, für die Beaufſichtigung und das Mundſtopfen! Ich danke!“ — Sein Geſicht verzerrte ſich jetzt zu einem häßlichen Lächeln. Er verſchloß, während er wüſte Worte in ſich hineinmurmelte, wieder den Brief mit dem in Gyps geformten Siegel und warf ihn mit verächtlicher Miene in den Kaſten.

Er nahm jetzt wieder andere und immer andere Briefe, öffnete sie mit den verschiedenartigsten, niedlichen Instrumenten, bald so, bald anders, zeichnete daraus Einiges in seine Brieftasche auf, schloß sie wieder, nahm wieder andere, deren Aufschrift schon allen Verdacht beseitigte, als wenn der Inhalt von besonderem Interesse für ihn sein könnte, und warf sie zu den andern, welche besichtigt waren.

So arbeitete er bis tief in die Nacht hinein.

Endlich kam er mit seiner Beschäftigung zu Ende. Er nahm ein Glöckchen und schellte damit. Auf dieses Zeichen trat ein höckriges, einäugiges Männchen herein. „Das dauerte lange," flüsterte er, „das war heute eine Henkersarbeit!" —

„Schweig! Schwätzer. Hier hast Du Dein Schloß vor den Mund! und kann die Zunge sich dann noch nicht bändigen, — so —"

Der Chevalier sprach den Satz nicht aus, sondern machte nur eine drohende Bewegung mit der Hand. Der Alte lächelte schüchtern, und sagte: „ei, was geht das Alles mich an? — Ich bin ein armer, alter Kerl, den die Welt zeitlebens mit Füßen getreten hat, und ich sehe nicht ein, warum ich nicht das Bischen Glück,

das ich da zum erſtenmal in Eurer Hand finde, nicht hinnehmen ſoll!“

„„Alle Briefe hier gehen an ihre Adreſſen!““

Der Alte nahm den Briefkaſten und entfernte ſich. Der Chevalier aber ſetzte und legte Alles in Ordnung, nahm dann ſeine kleine Blendlaterne, welche er anzündete, löſchte die herunterhängende Lampe, die ſtumme Vertraute ſeiner ſtillen Arbeit, aus und begab ſich hinweg.

Jetzt ſchlugen von Außen die Thüren zu, der Schlüſſel drehte ſich im Schloſſe um, und dann verhallten die Schritte des Chevaliers im Corridor.

Es war nun im Gewölbe todtenſtill; nach einer Weile aber regte es ſich in allen Winkeln, viele kleine glitzernde Augen begannen zu blitzen, jetzt ſprang es auf den Stuhl und jetzt auf den Tiſch, und nun bildete ſich ein Kreis von Ratten um das warme Kohlenbecken. Eine um die Andere ſchien ſich ihr Pfötchen zu wärmen, während viele Andere die Köpfchen zuſammenſteckten und von wunderlichen Dingen und umgehenden Geſpenſtern ſich ſchauerliche Geſchichten zu erzählen ſchienen.

Ein ebenſo heimlicher Congreß fand in einer einſamen verfallenen Hütte, außerhalb der Stadt, in einem

verwilderten Garten ſtatt. Der Mond war untergegangen und der Himmel war dicht umwölkt, ein feiner, ſchauriger Regen wehte mit kalter Novemberluft über die Eisberge der Alpen herüber. Verona lag öd und lichtlos wie ein großer, trauriger Kirchhof unten zwiſchen den Feſtungsmauern. An der Hütte im Garten zog die Etſch zur Stadt hinunter, um ihr Leid und ihre ſchluchzenden Wellen hineinzugießen in das adriatiſche Meer.

Ueber die eingefallene Mauer des Gartens durch Neſſeln und Brombeergebüſche krochen jetzt zwei verhüllte Männer.

„Wir kommen doch nicht fehl?“ murmelte der Eine; „wir ſind am Ziel!“ der Andere.

„Ein abſcheuliches Wetter!“

„„Es meint es gut mit uns und giebt uns Sicherheit.““

„Hu, da liegt ein Menſch im Graſe!“

„„Eine umgeſtürzte, verwitterte Statue. Halt Dich links!““

„Wo biſt Du?“

„„Hier! hier iſt meine Hand, Bojonna!““

„Aber wo iſt endlich das Haus?“

„„Wir ſtehen gleich' davor; — hier kriech durch, ich biege eine Cypreſſenſtaude zur Seite.““

Mit dieſen Worten nahten ſich beide der verfallenen Hütte.

In dieſer waren ſchon drei andere, in Mäntel verhüllte Menſchen verſammelt. Auf dem zerbröckelten Eſtrich ſtand eine verdeckte Lampe, ſo daß ihr Licht nur einen ſchwachen Dämmerſchein in ihrer Nähe verbreitete, und die Wände unbeleuchtet blieben. Vor der Lampe ſtand ein Käſtchen, ſonſt war weiter kein Gegenſtand in dem öden Gemache zu erblicken.

Die drei umherſtehenden Männer hatten ihre Hüte tief in die Stirne gedrückt und ſich in ihre Carbonaromäntel gehüllt, ſo daß von den Geſichtern nur die wilden, brennenden Augen ſichtbar waren.

Jetzt pochte es dreimal an die von innen verriegelte Thüre an. „Wer da?“ rief der Eine der Vermummten, während jeder von ihnen eine Piſtole herauszog, jedoch ruhig wieder beiſteckte, als durch das Schlüſſelloch geantwortet wurde: „la povera Italia!“ — Die Thüre wurde auf dieſe Parole geöffnet, und herein traten die beiden andern Vermummten.

Nachdem ſie ſich gegenſeitig mit Handſchlag begrüßt hatten, ſtellten ſich dieſe fünf Perſonen um die Lampe, und der, welcher zuerſt geſprochen hatte, eröffnete die Verſammlung mit der Anrede:

„Wo fünf der Unſern ſich treffen, iſt eine Loge verſammelt. Bajonna von Neapel, woher kommſt Du in der Stunde der Mitternacht?“

Einer der Zuletztgekommenen trat näher, enthüllte ſein Geſicht, welches todtenbleich und eingefallen war, und entgegnete: „aus Ketten und Gefängniß, vom Mahle der Verzweiflung! Vom Todtenbette der Freiheit!“

„Wer kommt mit Dir?“

„„Die Geiſter Morelli's und Silvati's!““

„Todt? Beide todt?“ murmelten die Vermummten entſetzt unter einander.

„„Todt, wie der Gott der Hoffnung! Ich bringe Euch ihren letzten Gruß! Mittwochs Abends vor drei Wochen waren die beiden Verurtheilten in die Capelle gebracht, wo ſie umgeben von Prieſtern die Nacht zubringen mußten. Silvati lieh ihnen Gehör, beichtete und empfing die letzte Oelung.““

„Schmach über ihn!“ riefen dumpf die Vermummten.

„„Vergebt ihm; denn furchtbar iſt die Stunde vor dem Tode! Morelli, der brave Carbonaro iſt verſtockt geblieben, wie ſie ſagten; er iſt ein Mann geblieben, ſpreche ich! Er hat ihnen geſagt in die ~~Hölle~~,

zuckenden Pfaffengeſichter hinein: daß er nicht an die Kirche und ihre Dogmen glaube und die Prieſter verachte!""

„Morelli!" riefen die Vermummten — „Bewunderung und Ehre ſeinem Geiſte!"

„Donnerſtag um 7 Uhr Morgens," fuhr Bajonna fort, „wurden beide hinaus vor das Thor von Capua geführt. Man hat ihre Augen verbunden, ihre Geſichter mit ſchwarzem Flor umwunden, ihre Schuhe und Strümpfe ausgezogen, und ſie in Oberröcke von grobem ſchwarzen Zeuche geſteckt. Mit feſten, ruhigen Schritten gingen ſie der Guillotine entgegen. Zwei Prieſter, mit dem Crucifix in der Hand, gingen ihnen zur Seite."

„Als Silvati an das Blutgerüſt gelangt war, kniete er auf die Stufen nieder und betete mit ſeinem Prieſter. Morelli blieb ſtehen, weigerte ſich, dem geiſtlichen Zuſpruch das Ohr zu leihen, und rief: er will mich betrügen! Als der Prieſter ihm abermals mit den Worten: Gott iſt gerecht! zuzuſprechen anfing, erwiederte Morelli: nicht für mich; ich war ſtets ein ehrlicher Mann und ſterbe doch wie ein Verbrecher! — Dann ſtürzte er nieder auf die Kniee und warf ſich mit dem Rufe: es lebe Italien! unter die

Guillotine. Seinem entſeelten Körper iſt ein Grab in geweihter Erde verſagt worden.““

Jetzt ſchwieg Bajonna, die Umſtehenden ſchauerten in ſich ſelbſt hinein; der Sprecher aber fragte weiter: „ſind die übrigen Brüder ſicher?“ —

„„Das Beil,“ verſetzte Bajonna, „züngelt über dem Nacken Aller, welche nicht entflohen ſind.““

„Welche Hoffnung bringſt Du für die Zukunft mit?“

„„Keine! Ich komme, um Rache zu fordern für Morelli und Silvati!““

„Rache?“ fragten die Vermummten.

„„An dem Einen, der uns Alle in das Verderben geſtürzt hat! Hört an!““

„„Zu Anfange des vorigen Jahres erſchien in Neapel ein Chevalier Bartolo, dem Anſchein nach einer der begeiſterten Anhänger der guten Sache. Er wußte als alter franzöſiſcher Officier das Vertrauen mehrerer Eingeweihten zu erwerben, und ſo gelang es ihm, ſich in unſere Loge aufnehmen zu laſſen. Doch bald erregte er die Aufmerkſamkeit des namenloſen Oberen. Schon waren die Dolchbrüder gewählt, ihn unſichtbar zu machen, als er plötzlich in einer Nacht mit den wichtigſten Papieren verſchwunden war. Am nächſten Morgen wurden die

tüchtigſten Bundesmitglieder verhaftet und auf Thatſachen und Pläne hin, von welchen nur der Chevalier wiſſen konnte, gerichtet und zum Schaffot oder der Galeere verdammt. In der letzten Verſammlung am Avernerſee erhielten wir aus England die Botſchaft, daß der Chevalier im Solde des Grafen Joſeph als deſſen geheimer Polizeiſpion und Agent ſtehen ſolle.

„Er ſterbe!“ riefen die Vermummten.

„Er ſterbe!“ — er iſt wieder hier während des Congreſſes in Verona, um das Netz des Verderbens weiter zu ſtricken! — Silvati fordert von Euch des Mannes Blut!“

„So frage ich die Loge: iſt der Mann des Todes ſchuldig?“

„Schuldig! Schuldig! Schuldig!“

„Werft das Loos!“ rief der Sprecher, kniete nieder und ließ drei Würfel auf den Boden rollen. Ein Anderer zählte die Augen und rief: „ſieben!“ —

Jetzt warf der Zweite, dann Bajonna. Kaum überſah dieſer die Würfel, ſo zuckte er krampfhaft zurück, ſtarrte wieder auf die Augen der Würfel hin und ſtöhnte faſt kaum vernehmbar: „es iſt ein Paſch von fünfzehn!“ —

Jetzt warfen auch die zwei Uebrigen. Der Wurf Bajonna's blieb der beste.

„Bluträcher, tritt vor!" rief der Sprecher, indem er sich das Kästchen aufschließen ließ, es öffnete und einen weißen Todtenkopf daraus hervorhob.

„Fürchtest Du den Tod?"

„Nein! Nein!"

„Lege die drei Finger der rechten Hand auf diesen Schädel und schwöre:

„Bei dem lebendigen Herzen in meinem Leibe schwöre ich, den Chevalier Bartolo als Spion und Verräther zu tilgen von der Erde; verflucht sei seine Seele, sein Odem, sein Gebein! Wie ich verflucht sein will, lebt der Verräther noch drei Mondes-Wechsel lang!"

Der Bluträcher sprach schwörend diese Worte nach.

„Schwöre weiter:

„und sollte ich aus Feilheit, Feigheit oder Schwachheit einem Richter, einem Priester oder einem Schergen, oder sonst wem den Namen eines Bundesbruders nennen, so biete ich mein Haupt der Keule, meinen Hals dem Strange, meine Brust dem Dolche und mein Andenken der Schande! — Ich will Verrath und Meineid von mir wenden

und lieber ehrlich ſterben, als ſchuftig leben. Amen."

Als der Bluträcher auch dieſe Worte geſprochen hatte, umarmten und küßten ihn alle Uebrigen.

Dann entfernte ſich Einer nach dem Andern, der Letzte löſchte die Lampe aus, nahm das Käſtchen an ſich, und verſchloß die Thür des verfallenen Gartenhauſes, in welchem nichts vom Leben zurückblieb, als die Schwämme, welche ungeſtört fortwucherten in dem tropfenden Moder der Wände.

Capitel 5.

Achilleus hatte ſich ſpät in der Nacht auf ſein Lager geworfen, welches auf dem Eſtrich ſeiner Stube bald gefunden war. Ein Teppich und ſeine Kapuze, in welche er ſich wickelte, genügten ihm. Wie er ſein Gebet zur heiligen Panagia geſprochen hatte, war es ihm, als ſehe er ſie rieſig hoch über dem Taygetes herüber wandeln, in der rechten Hand Zepter und Schwert und in der linken als Reichsapfel die Sonne von Griechenland, unter ihren Füßen den türkiſchen Mond. Wie ſo die Panagia hinwandelte, ſah er ihr goldnes Haar wie Ströme über Bergesrücken herunterwallen und ihr blaues, langherabfallendes Gewand über das wogende Meer dahinſchleppen. Indem er den Saum ihres Gewandes küßte, war es ihm, als ſänke er tief hinab, bis ihm die Sinne vergingen und er nichts mehr vernahm, als den Ruf

des Kukuks von den kockcygiſchen Bergen und den Schlag der Wachtel aus weiter Ferne. Jetzt ſtreifte das Gewand der Panagia über duftende Kornfelder und Weinreben und über unendlich purpurglühende Roſengebüſche, aus welchen wie tönende Meßnerglöckchen Schwärme von Nachtigallen ſingend emporflogen, — und in die waſſerfriſche Luft von Meer, Gebirg, Quellen und Strömen goß der an Berghängen blühende Thymian, der Rosmarin und das Geißblatt neuen Duft, daß ſeine Bruſt vor Entzücken ſich ſchwellte und ſeine Seele trunken jauchzte: Hellas! mein Vaterland!

Da kam es ihm vor, als würde plötzlich von ſeinem innern Auge ein Schleier hinweggezogen, und unter ſich ſah er die Hörner des Parnaſſes, den Golf von Korinth, nordwärts und jenſeits der Ebenen von Theſſalien den Olymp mit dem kryſtallenen, ſchneeglänzenden Gipfel und weithin Achaja, Argolis, Elis und Arkadien und das unendliche Meer. Nun verwirrten ſich wieder die Bilder in ſeiner Seele, betäubt vom Rauſchen der Wälder und der Gewäſſer. Da war es ihm endlich deutlich, daß er mit vielen tauſend anderen Jünglingen, welche ſich die Stirn mit Roſenkränzen umwunden und dem Tode geweiht hatten,

in den heiligen Kampf gegen die türkiſchen und ägyptiſchen Paſchen zog. Wie ein weißes Mohnfeld lag unter ihnen ausgebreitet mit unzähligen Zelten das Lager der Barbaren. Es war Nacht, und doch Alles deutlich zu ſehen, denn die Panagia hielt ein Schwert hinunter, welches wie ein Meteor hellaufleuchtete, jetzt aber wieder verſchwand und Alles in Nacht und Dunkel begrub. Sie zerbrachen jetzt die Scheiden ihrer Schwerter und flüſterten unter einander: Sieg oder Tod! Dann beſtimmten ſie das große Zelt in der Mitte des Lagers zum Sammelpunkte und in einzelnen Abtheilungen ſchlichen ſie behutſam hinunter. Auf den nachgeahmten Ruf der Nachtigall, welcher jetzt erſcholl, wurden die ſchlafenden Wachen niedergeſtreckt, auf einen zweiten Ruf würgten ihre Schwerter mitten im Lager und nun wogte Alles in Finſterniß und Kampf gräßlich durch einander. Jetzt wurde ſein Traum ſinnlos und chaotiſch; nun aber hörte er Flöten, Trommeln und Siegesjubel. Aus den Dörfern und Städten ſtürzten Greiſe, Weiber und Kinder heran und löſten die Ordnung des Heeres. Jeder ſeiner Kameraden drückte einen jüngeren Bruder oder Schweſter, oder ſein Weib, oder ſeine Braut an ſein Herz, nur er war allein. Jetzt theilten zwei

weiße Arme den an der Straße neben ihm blühenden Oleanderbuſch, und ſie ſchlangen ſich um ſeinen Nacken, und er rief vor Freude laut weinend: „Iſabella! Iſabella!“ Mit dieſen Worten wachte er auf. Der helle Tag hatte ihn überraſcht und vor ihm ſtand Iſabellens Duenna.

„Ja freilich,“ ſagte liſtig lächelnd die Alte, „komme ich von Donna Iſabella; freilich muß man gleich am frühen Morgen auslaufen, wenn der Don nicht merken ſoll, daß der ſchönſte chineſiſche Fächer von der Welt verloren gegangen iſt und ihn eine wildfremde Nation gefunden hat. Kann man euch Männern denn gleich trauen, Ihr habt den Weibern wohl ſchon mehr geſtohlen als einen Fächer. Man muß Euch gleich hinterdrein ſein und Euch auf die Finger klopfen, daß Ihr fremdes Gut wieder fallen laßt. Verſtellt Euch nur nicht, als wüßtet Ihr von Allem nichts! — So ſind ſie Alle, erſt mit Blicken und Rehfüßchen um die Dame herum, — bis ſie ein ſogenanntes Andenken geſtohlen haben, um damit vor der Welt zu prahlen! Was denkt Ihr denn in Eurer grünen Jugend, als ob die Ehre einer vornehmen, ſchönen Donna nicht gehütet werden müßte wie das Kind im Augapfel! — Nur heraus mit dem chineſiſchen Fächer!

Ich weiche nicht von der Stelle, ich laſſe mich nicht hinausbecomplimentiren!"

„Was haltet Ihr denn von mir? Ihr laßt mich ja nicht zu Worte kommen!" verſetzte lachend Achilleus, „aber ſetzt Euch ein wenig nieder, und laßt mit Euch reden; Ihr ſeid alſo die Duenna der ſchönen Iſabella aus Spanien?"

„Aus Catalonien! Freilich iſt ſie ſchön wie ein Altartüchelchen! Ich will mich nicht eher ſetzen, bis ich den Fächer meiner gnädigen Iſabella wieder bekommen habe. Es haben mehr Leute geſehen, wie Ihr, ja gerade Ihr, den Fächer aufgehoben habt."

„Warum ſoll ich Euch den glücklichen Fund verläugnen?" ſagte Achilleus, nahm den Fächer, drückte einen Kuß darauf und gab ihn der Alten. Dieſe aber nahm ein ſeidnes Tüchelchen aus der Taſche und wiſchte die Stelle ab, welche Achilleus' Lippe berührt hatte und zankte für ſich: „das nenne ich dreiſt! wenn das unſer Don geſehen hätte, der arme Fächer müßte in das Feuer wandern." Mit dieſen Worten ſchlug ſie den Fächer auf, welcher ſo zart und fein aus dünnen Elfenbeinblättchen gearbeitet war, daß er wie aus zierlich gemuſterten Brüſſeler Spitzen verfertigt zu ſein ſchien.

Während die Duenna ſich das Ausſehen gab, als betrachtete ſie die ſeltſamen Figürchen der darauf befindlichen Drachen und Mandarinen, blickte ſie durch die durchbrochenen, kleinen Zwiſchenräume und belauſchte den Griechen, um aus ſeinem Geſichte und Mienen ſeine Gemüthsart kennen zu lernen. Er ſchien ihren Beifall zu haben. Achilleus, welcher errieth, daß die Alte ihn ausforſchen wollte, glaubte nichts Beſſeres thun zu können, als ſie zu gewinnen. Er nahm aus ſeinem Reiſekäſtchen eine ſchöne Kette, an welcher türkiſche Goldſtücke hingen, und ließ die Glieder ſpielend durch ſeine Finger gleiten, während die Duenna durch die Fenſterchen des Fächers dem Spiele neugierig zuſah.

Endlich nahm er das Wort: „habt Ihr nie gehört, daß ſelbſt ein grauſamer, ſtolzer, mächtiger Löwe ſich an einem goldnen Kettchen herumführen ließ?"

„Viele Menſchen," verſetzte die Duenna, „laſſen dieß umſonſt an ihrer Naſe geſchehen, — was meint Ihr denn mit Eurer klugen Frage?"

„Ich möchte Euch dieſe goldne Kette mit den daran klimpernden Goldſtückchen um den Hals hängen, und es müßte Euch ſehr ſchön laſſen, wenn ich damit Euren Schutz mir erwerben könnte. Bei den großen

Heiligen in unſeren Kirchen weiß man gewiß, daß ſie die Hände ſegnen, welche nicht leer zu ihnen kommen, aber die Menſchen ſind oft anders geſinnt."

„Wozu braucht Ihr," erwiederte die Duenna, „auch den Schutz einer alten Frau? — Ihr ſpottet recht herzhaft über mich!"

„Seid Ihr nicht täglich und ſtündlich um Donna Iſabella? — Könnt Ihr nicht ſprechen von mir?"

„Warum? Warum von Euch ſprechen?"

„Weil es mich glücklich machen würde, wenn Iſabella recht gut von mir dächte; daher wäre es ſehr gut von Euch, wenn Ihr zu allererſt mit ihr über mich in allem Guten zuweilen ſprechen möchtet." Mit dieſen Worten ließ Achilleus die goldne Kette in ihren Schoos fallen.

Die Duenna rief wie erſchreckt: „San Jago! was ſoll ich mit dieſer Pracht und Herrlichkeit? Das iſt viel zu koſtbar für mich, und Ihr müßt am Ende es bereuen, ſo einen großen Schatz weggeworfen zu haben."

Achilleus, welcher die Abſicht der Alten errieth, bedachte ſich nicht und erzählte: „mein Oheim hat fünf Schiffe auf dem Meere, welche Getraide von Alexandrien nach Marſeille führen, und im Peloponnes

beſitzt er große, reiche Landflecken; ich bin ſein zukünftiger Erbe."

„Alſo ſeid Ihr ein griechiſcher Marquis?" —

„Wir gehören zu den fürſtlichen Geſchlechtern der Phanarioten."

Die Alte hatte bei dieſer Unterredung zuerſt die Augen groß gemacht und den Kopf wohlgefällig herüber und hinüber gewiegt; dann hatte ſie die Füße zurückgezogen und ſich gehoben, jetzt aber ſtand ſie und machte einen tiefen Knicks, während ſie vornehm ſich mit dem Fächer Luft zufächelte und mit ehrerbietiger Stimme ſprach: „Fürſtliche Hoheit geruhen, über Ihre Dienerin zu befehlen und meinen unterwürfigen Dank für die ſchöne Kette zu genehmigen; gern will ich, wie daran Glied an Gliedchen ſich reiht, für Euch goldene Wörtchen an goldene Wörtchen fädeln, wenn Euch damit bei meiner Gebieterin gedient iſt. Aber was meint Eure Hoheit, daß ich ihr ſage?"

Achilleus wurde durch dieſe Frage verlegen, doch entgegnete er endlich: „ihr ſchönes Bild ſteht vor mir im Traume, welcher mit der Nacht beginnt und mit dem Tage nicht aufhört! und daß ich mir zu vergönnen bitte, in der Capelle im Dunkel des Einganges ſtehen zu dürfen, wenn ſie vor dem Altare kniet und

betet. Das und Alles, wofür ich keine Worte habe, könnt Ihr zu ihr ſagen, wenn Ihr an mich denken wollt."

„Dann wäre es wohl beſſer," erwiederte die Duenna, „daß Ihr morgen gegen Abend erſt in die Capelle kämt, wenn das Abendgebet beendigt iſt. Ich will Donna Iſabella zu bewegen ſuchen, daß ſie noch einen Roſenkranz durchbete, wenn unſer Beichtvater Santello mit Don Malavilla und den Uebrigen ſich ſchon wieder hinauf in die Zimmer begeben hat. Am Springbrunnen im Hofe könnt Ihr warten, bis ich Euch das Zeichen gebe, auf welches Ihr in die Capelle kommen könnt. Aber nicht wahr, ehrlich ſeid Ihr, und ehrlich meint Ihr es mit meiner lieben, herzigen Iſabella?"

„Bei meiner Seele!" rief Achilleus und ſtreckte alle fünf Finger empor.

„Das Alles will ich Donna Iſabella erzählen!" rief die Duenna, machte einen Knicks, küßte ſeine Hand und entfernte ſich! —

Capitel 6.

Arnold hatte auf dem Rumpelboden des alten Hauſes ſo viele hiſtoriſch merkwürdige Gegenſtände aller Art, beſonders verſchiedene ſchöne ritterliche Waffen gefunden, daß er damit ein Raritätencabinet zu Stande brachte.

Antonio hatte ihm auf ſein Begehren das eine Gemach, welches daran ſtieß, mit der ſchönen Ausſicht auf das Caſtell St. Peter und die Ruinen der Theodorichburg, zur Wohnung eingeräumt, damit er immer in der Nähe der Kunſtſchätze und Merkwürdigkeiten ſein konnte.

Da er an keinem Vorfalle oder Geſpräche, ſondern mit Hingebung mehr an Perſonen Theil nahm, ſo gewann er bald Alle, die im Hauſe Antonio's aus und eingingen, vor Allen Francesca für ſich, welche von ihm öfters ſagte: ſein Gemüth wäre wie friſches

Quellwaſſer; man könnte den fieberhaften Geiſt darin geſund baden.

Es war ihm vergönnt, ſtundenlang zu ihren Füßen zu ſitzen und zu plaudern oder mit ihr zu ſingen, oder ſchweigend in ihr ſchönes Angeſicht empor zu ſehen.

So ſaß er auch heute wieder zu ihren Füßen, während ſie aus den Saiten ihrer Zither mit einer Federſpule abgeriſſene Klänge ritzte. Sie lachte dazwiſchen oft hell auf, denn Arnold war bemüht, die ganz beſondere Art ſeiner Liebe zu ihr zu erklären; denn daß er ſie liebe, behauptete er eifrig und faſt erzürnt.

„Alſo wie ein ſchönes Gemälde liebt Ihr mich?“ wiederholte jetzt Francesca fragend ſeine letzten Worte.

„Und doch wieder anders,“ verſetzte Arnold, „ich liebe Euch wie ein beſeeltes, lebendiges Gemälde!“

„Unſinn! ein Kind ſeid Ihr! Da bin ich ja wieder, was ich eben bin!“

„Habt Ihr nie eine ſchöne Blume geliebt, welche ſo zart und ſchön war, daß Ihr kaum ſchüchtern ihr zu nahen, am allerwenigſten ſie zu berühren gewagt hättet?“

„Wenn ich nun ſagte — es fällt mir aber nicht ein — Arnold, da iſt meine Hand, ſtecke einen Ring daran und ich bin Dein Weib!“

„Das wäre ſo, als wenn die Gottheit für ein Gärtchen, das ich überſehen kann, mir den Sirius oder einen andern Stern als Rittergut in Lehn geben wollte. Das Geſchenk erdrückte mich! Ich liebe Euch, wie man den Frühling liebt, man weiß, daß man ihn nicht feſſeln, nicht beſitzen kann; mit Blumen, Düften und Nachtigallen rauſcht er beſeligend vorüber und lange ſehen wir ihm wehmüthig nach, aber zu feſſeln iſt er nicht! Den Frühling liebt man um Luft und Klang, Blüthe und Duft —.“ —

„Alſo doch mit Eigennutz; Ihr müßt mich doch noch anders lieben? Denkt darüber nach.“

„Darf ich nicht in Euer ſchönes Antlitz, nicht in die ſchwarzen Sonnen Eurer Augen blicken? nicht Eure Stimme vernehmen? Eure Haltung, Euren Gang bewundern? die leiſeſte Schwingung Eurer ſchönen Seele ahnen? — Iſt das nicht genug? — Und frage ich weiter noch, ſo habe ich nur einen einzigen verwegenen Wunſch dazu!“

„Dürft Ihr ihn nicht nennen?“

„Zürnt Ihr, wenn er albern und vielleicht toll iſt, oder wenn er gar täppiſch beleidigen ſollte?“

„Nein! aber ſprich ihn nur aus! Mißfällt er mir, ſo habe ich ihn nicht gehört.“

Arnold ſah für ſich hin und ſprach faſt ſtotternd: „Wenn es Euch je einfallen ſollte, alle die Herrlichkeit, welche ich jetzt vor mir blühen ſehe, wegzuſchenken, um vielleicht damit einen Krösus reich zu machen, dann möchte ich die Erlaubniß haben, mir vorher von dem blüthenüberſchütteten Roſenſtrauche nur ein Blättchen nehmen zu dürfen, um es in meiner Seele wie in einem Stammbuche aufzubewahren, um von ſo großem Reichthume ein Scherflein für die Erinnerung zu retten!“

Francesca wurde bei dieſen Worten nachdenkend und ſchwermüthig. Es entſtand eine ängſtliche Pauſe; endlich fuhr ſie mit der Hand über die Stirn, ſtrich die ihr in das Geſicht fallenden Locken hinweg und fragte: „habt Ihr nicht ſchon einmal geliebt?“

„In meiner früheſten Jugend, ja!“

„So erzählt mir Eure Liebesgeſchichte, während ich über Eure Verwegenheit nachdenken will.“

„Wäre es mir nur möglich,“ erwiederte Arnold, „vor Eure Seele einen deutſchen Tannenwald zu zaubern,

Digitized by Google

denn dieſer gehört nothwendig dazu. Ich wurde in einem Gebirgsdorfe geboren, welches von Waldung rings umgeben war. Die meiſten Leute darin lebten von ihren Rinderheerden, welche in den Buſch auf die Weide getrieben wurden. Auch ich mußte ſchon als neunjähriger Knabe die Heerde allein hineintreiben in den großen, ſchauerlichen Wald und vom frühen Morgen bis zum Rufe der Abendglocke ſie hüten. Meine Mühe ward aber ſehr erleichtert durch einen alten, großen Hund, welcher nie ein Stück abirren ließ und die Heerde, wenn ſie ſich einem Abgrunde näherte, mit gewaltigem Bellen zurücktrieb. Da der Wald meilenweit ſich in das Gebirge hineinſtreckte, ſo mußte der Hund oft nur allein den Weg wieder zurückfinden. Ich konnte mich ganz auf das treue Thier verlaſſen und ſorglos die Neſter der Vögel ausſpüren oder die Quellen aufſuchen, deren Gewäſſer dem Thale zuſtrömten, um dort endlich einen Fluß zu bilden, oder die Hirſche und Rehe belauſchen, wenn ſie durch den Wald ſicher in Rudeln vorüberzogen. Ich brauchte blos auf die Glocke, welche die ſchönſte Kuh am Halſe trug, oder auf das Bellen des Hundes zu hören, um wieder im Augenblicke bei der Heerde zu ſein. Dazu wird in der Einſamkeit des Waldes

das Gehör ſo fein, daß man ſtundenweit den Ruf eines Vogels oder Wildes vernimmt. Einſt aber entdeckte ich eine große, purpurrothe Blume, welche ich noch nie geſehen hatte. Ich beugte mich zu ihr nieder und ſah in ihren Kelch hinein, doch zugleich ſtieg mir ein ſo ſüßer, betäubender Duft entgegen, daß mir alle Sinne davon trunken wurden. Wie ich ſo immer unverwandt hineinſah, legten ſich plötzlich die Fädenbüſchel und Troddeln darinnen auseinander und mir war es, als wenn ich wie durch ein Fenſter hineinſähe in ein durchſichtig goldenes, mit Diamanten überſäetes Gewölbe, in deſſen Mitte in einem blaßgrünen Gewande ein Mädchen zu ſchlummern ſchien. Ich rief endlich hinunter: „Guten Tag! guten Tag! Schlaf doch nicht am hellen, lichten Tage, Du kleines Mäuschen!“ — Da that das Kind ein Paar große, wunderblaue Augen auf und ſah mich lange an. „Willſt Du denn nicht mit herauskommen und herumſpringen?“ Da ſtieg das ſchöne Kind wie auf kleinen, kryſtallenen Stufen herauf und bis zum Fenſter, durch welches ich hineinſprach, und ſagte: „„ſei nur endlich ſtill; denn wenn Du meine Großmutter aufweckſt, ſo darf ich auch morgen nicht hinaus!““

„Wenn Du aber auch morgen ganz gewiß kommſt?“

„Morgen, wenn Du wieder hierherkommſt, brich die Blume ab, aber mit hinweggewendeten Augen und wirf ſie rückwärts in das fließende Waſſer; dann ſuche die Quelle, von woher das Waſſer kommt und Du wirſt mich finden. Du darfſt aber keinem Menſchen davon ſagen, was Du jetzt geſehen und gehört haſt, auch von mir nie, nie etwas erzählen; denn ſonſt darf ich nicht mehr zu Dir kommen.“

„Jetzt fielen die Fäden und Troddeln wieder am Fenſter herunter und das Kind war verſchwunden, aber zugleich war auch die Abenddämmerung ſchon angebrochen und meine Heerde verſchwunden. Ich horchte und horchte, aber ich vernahm weder das Bellen des Hundes, noch das Tönen der Glocken. Ich fing laut an zu weinen und zu klagen und lief auf das Geradewohl durch den Wald, um zu meiner Heerde zu kommen. Bald glaubte ich den Hund, bald die Kuhglocke zu hören, aber immer wieder hatte ich mich getäuſcht. Endlich ward es Nacht und ganz ſtill im Walde, daß ich die Bäume athmen hörte. Der Mond war aufgegangen und ſein Schein fiel wie Schnee durch die Baumzweige auf das Moos. Bald kroch ich durch niedriges, wildverwachſenes Gebüſch im moorigen Grunde, wadete durch die kleinen Wald-

bäche, kletterte wieder ſteile Berge hinan, indem ich mich von Aſt zu Aſt hinaufzog, um vielleicht oben eine Ausſicht zu haben; — aber ich ſah nichts, als weiten, großen Wald. Jetzt kniete ich nieder und bat den guten, lieben Mond, daß er mich heimführen möchte. Ich war ſo in Wehmuth und Gebet verſunken, daß ich endlich darüber eingeſchlafen und in das weiche Moos geſunken war. Meine Verzweiflung ließ mich ſo feſt ſchlafen, daß ich nicht eher aufwachte, bis die Strahlen der Morgenſonne mich auf die Augenlider tippten."

„Aber wie ſeltſam ward es mir zu Muth, als ich mich jetzt gerade wieder auf derſelben Stelle befand, von welcher ich geſtern ausgegangen war, und da, wo gleich vor meinen Füßen die große, rothe Purpurblume aus dem hohen Moos herausblühte!"

„Ich brach die Blume ſchnell ab und warf ſie in den vorüberfließenden Bach. Dann begab ich mich wieder auf die Wanderſchaft und ging dem Gewäſſer immer entgegen, tief, tief in den dunkeln Waldgrund hinein, welcher immer enger ward, ſo daß ich endlich im Bette des Bächleins fortwaden mußte. Nach einer Weile endlich ſchob ſich ein großer, hoher Berg, an welchem das Waſſer herunterrieſelte, vor mir empor."

„Ich kroch durch die Büſche hinauf und immer weiter, bis ich an einen großen Stein kam, unter welchem die Quelle des Baches hervorrieſelte. Ich bohrte mit dem Finger hinein, um mich ganz gewiß zu überzeugen, daß hier der Anfang des Baches ſei, als ich über mir ein Lachen hörte wie das eines Lachtäubchens. Ich ſah empor, und oben auf dem Steine ſaß das Blumenkind. Es war heute nicht mehr ſo koſtbar angezogen, wie Tags vorher, es hatte nur ein grünes Kleidchen an und ein Strohhütchen auf dem Kopfe; aber ſeine großen, blauen Augen und die langen Haare, welche ringsherumfielen wie ein goldner, langer Schleier, hatte es immer noch."

„Ich ſagte: wer biſt Du denn? — „„Du biſt aber einmal neugierig, verſetzte die Kleine, habe ich Dich doch auch noch nicht gefragt, wer Du biſt?"" Du kannſt mir es doch ſagen, da könnte man Dich doch bei dem Namen rufen. „„Nun ſei nur wieder gut, erwiederte das Mädchen, meine Großmutter iſt die Kräuterfrau, und ich laufe mit ihr den ganzen Tag im Walde herum und ſuche Baldriam, Ehrenpreis, Waldmännchen, Wachholderbeere und allerlei Wurzeln, welche Krämpfe oder Blut ſtillen, die trägt ſie dann weit hinaus in die Stadt zu dem Apotheker,

der kauft ihr Alles ab; — und ich heiße Vrenli; — wie aber Du?"" — Arnold, entgegnete ich, und hüte meines Vaters Rinder, welche mir geſtern fortgelaufen ſind, als ich durch das Blumenfenſter zu Dir hineinſah. „„Ich weiß nicht, was Du willſt! verſetzte das Kind, aber willſt Du nicht mit mir zu meiner Großmutter gehen und zu Mittag miteſſen?"" Was gebt ihr mir denn? fragte ich. „„Was wir unterwegs finden!"" ſagte ſie."

„Wir gingen jetzt mit einander immer tiefer in den Wald, den hohen Berg hinauf. Unterwegs fanden wir eine Waldſtrecke, welche vor langen Jahren abgebrannt war und jetzt von würzigſüßen Erdbeeren wie mit Scharlach weithin bedeckt lag. Wie Ameiſen waren wir darüber her, pflückten Beeren um Beere, bis unſere Hüte ganz und gar davon voll waren. Wir zogen nun weiter fort und ſchwatzten wie die Vöglein tauſenderlei durcheinander. Endlich kamen wir an eine ſonnige Stelle, wo viele ſchöne, braune Schwämme ſtanden, Vrenli nahm den einen, brach ihn entzwei und als Milch daraus heruntertropfte, ſagte ſie: „„nun ſammle mir die kleinſten hier in meine Schürze!"" Es dauerte nicht lange, ſo trug ſie die zuſammengefaßte Schürze voll."

„Als wir bald den höchſten Gipfel des Berges, erreicht hatten, ſahen wir blaue Rauchwolken empor=qualmen. „„Dort, verſetzte Vrenli, iſt unſer Wald=haus, wo die Großmutter kocht.““

„An dieſer Stelle ſtarrten uralte, himmelhohe Fichtenbäume empor, an welchen Moos in langen Zotten mit tropfendem Harze herunterhing, ellenlang, daß ſich die Aeſte bogen. Die Bäume verſchränkten ihre Aeſte immer dichter und dichter, ſo daß man endlich gar nichts mehr vom Himmel ſehen konnte, und es mir war, als ginge ich in einer dunkelgrünen Kirche herum, durch eine Thür in die andere und von einer Capelle in die andere hinein, und von Säulen=gang zu Säulengang. Das Moos wurde endlich ſo hoch, daß man wie auf grünen Sammetpolſtern ging und wir einmal um das andere uns hineinſetzten, um zu verſuchen, wie tief wir hineinſänken.“

„„Jetzt aber, ſagte Vrenli, warte hier! ich will mit meiner Großmutter d'rin reden, damit ſie nicht zankt, wenn Du gleich mitkommſt!““

„Ich blieb ſtehen, Vrenli bog die Zweige aus=einander und verſchwand dazwiſchen.“

„Da ich ſie jetzt mit ihrer Großmutter ſprechen hörte, ſo ſchlich ich ein wenig vor und lugte durch

das Zweiggitter hinein. Wie erſchrak ich aber, als ich die alte Großmutter erblickte. Sie ſaß an einem Feuer, welches ſie mit trockenen Tannenzapfen unterhielt. Schräg über waren drei Pfähle in die Erde geſtoßen, welche oben zuſammenliefen und an einer herunterhängenden Kette einen Keſſel über die Flamme hielten. Sie hatte mir erſt den Rücken zugewendet, jetzt aber ſah ich ihr Geſicht. Es ſchien nur aus einer krummgebogenen Naſe zu beſtehen, denn das Kinn bog ſich bis zur Spitze hinauf, ſo daß man nichts vom Mund zu ſehen bekam, und die Wangen waren ſo eingeſchrumpft, daß ſich die Falten vom Naſenrücken bis zu den Ohren zogen. Die Augen, welche von herunterhängenden, grauen Augenbrauen ganz verhangen waren, glitzerten daraus hervor wie grüne Funken."

„Erſt konnte ich nicht verſtehen, was ſie ſprach, aber endlich vernahm ich doch den Sinn ihrer Rede. Ich lauſchte und hörte ſie fragen: „„iſt er denn auch hübſch fett?"" Vrenli entgegnete: „„pfui über Dich, alte Sündengroßmutter! Haſt du nicht geſagt, Du hätteſt kein Menſchenfleiſch mehr gegeſſen, ſeitdem Du in der Kirche getauft worden wäreſt; und das heilige Waſſer habe Dir allen Appetit darnach abgewaſchen!

Großmutter! Großmutter! denk daran, wie im vorigen Winter der heilige Chriſtophorus Dich mit einem ausgeriſſenen Tannenbaume ſchon um eines Fluches willen in der Nacht ſo abgebläut hat, daß Du am Morgen wie todt dalagſt.""

„„'s iſt wahr! 's iſt wahr! verſetzte die Alte, ich bin getauft, ich bin eine Chriſtin und glaube an die Vergebung der Sünden, an die Auferſtehung der Todten und meiner Seele Seligkeit!"" —

„„So ſchwöre mir: daß Du ihm nicht ſchaden willſt an Leben und Leib!"" —

„Die Alte zögerte, da nahm Vrenli einen Feuerbrand und ſagte: „„ſo brenn' ich Dich damit in die Augen!"" —

„„Ich ſchwöre! ſchrie die Alte, ich ſchwöre ſchon!""

„Nun kam Vrenli zu mir zurück, ſprach mir Muth ein, als ſie bemerkte, daß ich am ganzen Leibe zitterte und ging mit mir hinein zu ihrer Großmutter, welche gar nicht that, als ſähe ſie mich."

„Unfern des Feuers ſtanden zwei mächtige Fichtenbäume, welche ausſahen wie Kirchenthürme, zumal ihre Aeſte faſt bis auf die Erde reichten. Vrenli führte mich darunter und ſagte: „„dort oben iſt mein Haus!""

„Ich bemerkte jetzt, daß von der einen Fichte zur andern ſtarke Aeſte ſo zueinander gewachſen waren, daß ſie eine natürliche Leiter bildeten bis hinauf in die Wipfel. Vrenli und ich ſtiegen luſtig hinauf und immer höher, bis wir zwiſchen zwei Aeſten durchkrochen und uns bald in einer Reiſerhütte befanden. Durch die Aeſte, welche wie die Felgen eines Rades um die Axe des Baumes herumgingen, hatte Vrenli's Großmutter nach Art der Korbmacher andere Aeſte geflochten, daß ein tüchtiger Fußboden fertig geworden war. Wo die Aeſte ſchwank wurden, hatte ſie Stützen darauf befeſtigt, welche in einer Gabel den oberen darüberſtehenden Aſt trugen, ſo daß dieſe Stäbe und die wieder zwiſchendurch geflochtenen Zweige eine Wand bildeten, in welcher ſich nach jeder Himmelsgegend hin eine Fenſteröffnung befand. Die Decke war ebenſo wie der Fußboden geflochten."

„„Dieſes Stübchen, ſagte Vrenli zu mir, mußte mir meine Großmutter machen; ſie kommt aber nicht herauf zu mir, weil ſie ſich ſo gar ſehr vor dem heiligen Chriſtoph fürchtet, der vom Himmel herunterſieht.""

„Dicht am Stamme ſtand ein Topf, über welchem Rinnen am Baume angebracht waren, und daran

herunter rannen ſchwer und langſam große goldene Tropfen.“

„Ich fragte Brenli: was iſt denn das?“ —

„„Tauch nur einmal den Finger hinein!““

„Das that ich, koſtete und merkte, daß es Honig war. Ich fragte, woher es käme, daß Honig herunter laufe? — Sie ſagte: „„Hörſt Du denn nicht das Summen über uns? Ein Bienenſchwarm hat ſich oben in den hohlen Stamm hineingebaut; wenn die Sonne heiß darauf ſcheint, ſo fließt der Honig am Stamme herab. — Willſt Du die Bienen einmal ſehen, alle mit einander?““

„Wenn ſie mir nichts thun, verſetzte ich.“

„„Stelle Dich nur ganz ruhig dort in den Winkel;““ ſagte ſie, nahm aus einem ſchwarzen Kaſten ein elfenbeinernes Pfeifchen und blies darauf eine wunderſeltſame Melodie.“

„Auf einmal kam eine großmächtige Biene mit kleinen Flügeln herein und hinterdrein Bienen um Bienen, daß ſich die Luft verdunkelte. Während ſie das Pfeifchen nur mit der linken Hand an die Lippen hielt und blies, ſetzte ſie die Bienenkönigin ſich auf den Kopf, und nun kamen die Bienen, und eine hing ſich mit den Füßen an die andere, bis ſie im Zopfe Brenli

den Rücken bis auf den Boden herunter hingen. Jetzt aber nahm ſie die Bienenkönigin auf ihre Hand, ſetzte ſie wieder hinaus vor das Fenſter, blies dreimal gellend in das Pfeifchen und mit Summſumm und Brummbrumm flogen alle wieder fort."

„Jetzt ſteckte die alte Großmutter aus der Thüröffnung ihr Naſengeſicht und ſagte: „„wollt ihr denn gar nichts eſſen? — kommt herunter ihr Honigvögel, ſonſt fluche ich euch die Windsbraut in den Wipfel, Hagelſchlag und Blitz!""

„„Großmutter, hüt' Dich! rief Vrenli, denn dort kommt Sanct Chriſtoph mit dem Baumſtamm!""

„„Au weh! Au weh!"" ſchrie die Alte und rutſchte wieder hinunter; wir aber ſtiegen ihr nach."

„Unten war ein viereckiger Steinblock mit Laub bedeckt, darauf lag ein großmächtiges Stück Fleiſch."

„„Schon wieder Bärenfleiſch?"" fragte Vrenli und rümpfte das Näschen."

„„Wodan und Thor! brummte die Alte, die Vöglein ſoll ich nicht rupfen und dem Häslein und Rehlein nicht das Jäckchen ausziehen, wie kann ich nun etwas anderes braten, als Bärenfleiſch? Schlangenfleiſch magſt Du auch nicht eſſen! und auch nicht wilde Katz' und Fuchs!""

„Ich hatte großen Hunger und ließ mir den Braten gut ſchmecken, der mit Waldkräutern ſo kräftig gebraten war, daß ich in meinem Leben noch nichts Beſſeres gegeſſen zu haben glaubte. Als Brod aßen wir dazu geröſtete Schwämme und geſchmorte Heidelbeeren."

„Als die Alte ſich aber den Mund mit ihren grauen, langen Haaren abwiſchte, verlor ich den Appetit."

„„Trinkt der Bub' auch Kaffee?"" fragte mich die Alte."

„Manchmal, verſetzte ich, wenn zu Hauſe wieder ein Brüderchen oder ein Schweſterchen auf die Welt kommt."

„Aus einem geräumigen Loche in der Erde holte ſie jetzt eine Schachtel voll gebrannten Kaffee heraus und warf eine gute Hand davon in das Waſſer, das im Topf am Feuer ſott. Ich war darüber verwundert; Vreuli flüſterte mir aber ins Ohr: „„mit einem Sacke Kaffee hat ſie der Chemnitzer Apotheker zum Chriſtenthume bekehrt, ſeitdem hat ſie Gott erkennen gelernt mit Leib und Seele.""

„Die Alte nahm jetzt einen aus Baumwurzeln geflochtenen Stuhl über die Schulter und ein Gefäß von Baumrinde in die Hand und ging damit hinweg.

Vrenli zog mich bei der Hand nach und ſagte: „„Du wirſt gleich ſehen, was für ſchöne Ziegen hier graſen.““

„Wir blieben hinter der Großmutter einige Schritte zurück, welche jetzt bei einer Quelle ſtehen blieb und zu rufen begann: „„Blaß! Bläßli! Bläß!““ — Es dauerte nicht lange, ſo kamen vier bis fünf Hirſchkühe mit ihren Kälbern und eine nach der andern ließ ſich von ihr melken, bis der Milchtopf bis zum Rande voll war. Jetzt koſtete die Alte die Milch und ſchimpfte: „„Bläß, pfui ſchäm dich, du haſt wahrlich wieder Sauerklee gefreſſen und die Milch verſäuert;““ die Bläß drehte ſich aber um und ſchlug mit den Hinterläuften aus, daß die Großmutter beinahe die Milch weggeworfen hätte.“

„Wir kehrten nun zum Feuer zurück und tranken chriſtlichen Kaffee mit heidniſcher Hirſchmilch.“

„Dann lief ich mit Vrenli im Walde umher, wir fingen Käfer, ſuchten Kryſtalle und ſeltenes blühendes Moos, bis wir ſo auf einen grünen Raſenfleck im Walde kamen. Dort war ein junges, fleckiges Reh, mit dem wir Freundſchaft machten und es mit Glockenblumen bekränzten. Es lief uns immer nach mit den poſſierlichſten Sprüngen bis beinahe zum Feuerheerd

der alten Kräuterfrau, dort aber entlief es uns. Wir ſchütteten unſere Schätze, welche wir geſammelt hatten, vor die Alte hin, welche Alles ordnete und an ſich nahm."

„So war es endlich Nacht geworden. Nachdem wir Milch getrunken und Erdbeeren gegeſſen hatten, hieß mich Vrenli in ihr Baumhaus hinaufſteigen. Kaum war ich oben angelangt, ſo warf ich mich in das weiche Baumlaub und Waldgras, woraus das Lager gemacht war, und ſchlummerte ein."

„Ich mochte ſo bis tief in die Nacht hinein geſchlafen haben, als ich aufwachte und die ganze Stube erleuchtet ſah. Wie erſchrak ich aber, als ich Vrenli im hellſten Lichte gegenüber ſchlummern ſah und merkte, daß über ſie hin ein Feuerſchein gegoſſen war."

„Da ich laut aufſchrie, ſo erwachte ſie; und als ich ihr ſagte, daß mich der Feuerſchein ſo erſchrecke, entgegnete ſie, daß ihre Mutter in der Nacht auch geleuchtet, und dieſes Licht auf ſie vererbt habe."

„Jetzt hörte ich ein dumpfes Donnern über den ganzen Himmel rollen, zugleich ſchwankte unſer Baumhaus wie ein Schiff auf Meereswogen hin und her. Vrenli horchte auf und ſagte: „„es iſt ein ſchweres Gewitter im Anzuge; wir wollen die wenigen Stunden der

Nacht gar verwachen, ich kann Dir Lieder vorſingen, bis Du ſie auswendig gelernt haſt und mitſingſt.““ Sie ſtellte ſich jetzt an die Fenſteröffnung und ſang:

„„„Die großen, braunen Augen that ſie zu,
Zwölf Mägdlein trugen ſie zur Ruh,

Und Engel, glänzend in Silberlahn,
Gingen mit Fahnen und Lichtern voran,

Es fällt vom Himmel zur Nacht hinab
Ein Sternenſchein auf das grüne Grab,

Da wächſt heraus eine Blum', die iſt roth,
Und hat überwunden den bittern Tod.

Es kommt ein Ritter wohlgemuth,
Der ſteckt die Blume auf ſeinen Hut

Und reitet hinein in die blaue Fern
Entgegen dem goldnen Morgenſtern.“““

„Während wir ſangen, hatte ſich das Gewitter verzogen, und als wir das letzte Wort dreimal wiederholt hatten, ſprang in Oſten der Morgenſtern jählings am Himmel empor wie ein Läufer mit der Fackel vor der Königin.“

„Wir traten an die Fenſteröffnung und ſahen in die Morgendämmerung hinaus. Nebel zogen und rollten ſich wie geſpenſtige Drachen durch die Baumwipfel hindurch, ein Auerhahn rief aus weiter Ferne

den neuen Tag an, und ein Vogel nach dem andern erhob ſeine Stimme. Jetzt ging ein ſüßer Schauer durch alle Bäume und ein betäubender Duft von Harz und würzigen Kräutern verbreitete ſich im Walde. Da es mich in der Morgenkühle ſchauerte, ſo ſchlang Brenli um mich ihre Arme, und ich ſagte: Brenli, ich bin Dir gut!"

„In dieſem Augenblicke hüpften unzählige Eichhörnchen durch die Thürluke vom Boden herein, ſprangen gegeneinander und zu den Fenſtern wieder hinaus, daß wir erſchrocken uns die Augen rieben."

„Da wieder drei Eichhörnchen nach einander herauf hüpften, ſo ſah jetzt Brenli hinunter und ſagte: „„meine Großmutter hat ſie gefangen und hetzt ſie nun zum Schabernack herauf!""

„Während Brenli hinunterſtieg, um Milch zum Frühſtück herauf zu holen, zertheilte ſich die Purpurgluth im Oſten, und die Sonnenkugel blickte wie ein ſchneeweißes Angeſicht über die Waldung herüber."

„Als Brenli zurückkam, führte ſie mich von einer Fenſteröffnung an die andere, nannte mir die weithinaus in das Reich laufenden blauen Bergrücken und die Städte, welche wie weiße Punkte unten in den Thälern lagen."

„„Die Großmutter hat einmal, ſagte Brenli, ein Zauberglas mitgebracht, durch welches man mitten in dieſe Städte und Dörfer hineinſehen kann.““

„Mit dieſen Worten brachte Brenli einen Dollond aus dem ſchwarzen Kaſten, ſtellte ihn, legte das Rohr auf und ließ mich in das Glas hinein ſehen.“

„Was erblickte ich? meinen Vaterort — den Kirchthurm und den Kirchhof mit den vielen Leichenſteinen und den Küſter, welcher darüber hinging, um die Morgenglocke zu läuten — und jetzt, als Brenli das Rohr ein wenig drehte, mein Vaterhaus und davor die große, ſchöne Linde!“

„Jetzt trat meine Mutter hervor und es däuchte mir, als wenn ſie auf den Wald zu blickte. Jetzt kam mein Vater mit Hut und Stock, den Hund bei ſich; — er nahm Abſchied von der Mutter und ſchritt auf den Weg, welcher dem Walde zuführt, zum Dorfe heraus.“

„Da fiel mir auf einmal Alles wieder ein, was ich faſt vergeſſen hatte — Vater und Mutter — Heerde und Hund!“

„Jammernd warf ich mich Brenli um den Hals und rief: ach Du goldiges Brenli, ich muß fort!“

„„Was fällt Dir denn ein?““ fragte ſie erſchrocken.“

„Mein Vater kommt herein in den Wald und ſucht mich, mein guter, lieber Vater! Und wie komme ich nun wieder zu ihm? und zu meiner Mutter?“ —

„Während ich ſo wehklagte, hatte Brenli durch den Dollond geguckt und ſagte: „„iſt das Dein Dorf, wo auf dem Kirchthurme ein rother Wetterhahn ſteht?““

„Und das Haus, gleich hinter der Kirche mit der großen Linde davor, iſt mein Vaterhaus.“

„„Und der lange Mann mit den kurzen Beinen, der eine weiße Filzmütze auf dem Kopfe hat?““

„Das iſt mein Vater! Iſt er noch weit von hier? Wird er uns hier denn finden?“ —

„„Das nun wohl nicht! verſetzte ſie. Er kann uns ja nicht ſehen. Aber wenn Du durchaus zu ihm willſt, ſo muß Dich meine Großmutter aus dem Walde hinaustragen, — nach Mitternacht zu, denn dort liegt Dein Dorf.““

„Ich war bei dieſen Worten vor Freude außer mir; wir ſtiegen hurtig zur Großmutter hinunter, welche wieder Kräuter und Wurzeln bähte und uns kaum anſah.“

„Brenli jedoch rief ſie an: „„Großmutter, trag' unſern Buben aus dem Wald hinaus nach der Mitternachtſeite hin, bis er zu ſeinem Vater kommt! Ich ſeh'

mit dem Gucker Euch nach und ſchicke den heiligen Chriſtoph hinterdrein, wenn Du keine guten Gedanken haben ſollteſt!"" Die Alte kniete nieder und brummte: „„da auf meinen Nacken! das eine Bein daher, das andere da herunter! gut ſo!"" Nun kam Vrenli, drückte mir einen Kuß auf die Stirn, dann einen auf jedes Auge, zuletzt auf den Mund und nun ſchlug ſie in die Hände."

„Ihre Großmutter ſprang auf und rannte mit mir fort, bergab, bergauf, das Thal hinunter, über den Hügel hinüber, aus dem Fichtenhain in das Tannigt, aus dem Tannigt in das Erligt, durch das Dickicht und das Dünnicht, bis wir an das alte ſteinerne Kreuz am Wege, welcher nach dem Dorfe zurückführt, kamen. Dort hielt ſie an, ſetzte mich nieder und eilte zurück, ohne ein Wort zu ſagen."

„Auf einmal ſprang bellend der alte Hund zu mir heran, leckte mir nun die Füße, ſchnoberte mich wieder an und heulte endlich vor Freude hinaus auf das Feld, wo mein Vater im ehrwürdigen Gange einherkam."

„Seine Freude, daß er mich wiedergefunden hatte, half mir über die Strafe hinweg, welche ſonſt zu fürchten geweſen wäre. Zum Glück hatte der Hund auch die Heerde zu dem Gehöfte heimgebellt."

„Von meinem Abenteuer glaubte mein Vater nicht das Geringſte; doch ließ er mich nie wieder allein in den Wald hinaus. Ich habe auch nie wieder etwas von Brenli oder ihrer alten Großmutter geſehen oder gehört. Nur iſt es mir zuweilen, als hörte ich das elfenbeinerne Pfeifchen, mit welchem ſie die Bienen und das Reh lockt, zu dem fernherrauſchenden Walde mich zurücklocken.“

Als Arnold ſeine Erzählung geendigt hatte und traumfroh zu Francesca emporblickte, ſagte ſie: „Ihr habt mir für die Geſchichte Eurer erſten Liebe ein Märchen erzählt!“ —

„Iſt die erſte Liebe,“ verſetzte Arnold, „etwas anderes, als ein Märchen?“

Viertes Buch.

Capitel 1.

Joseph hatte seinen Vortrag über die griechischen Angelegenheiten bei seinem Chef schriftlich eingereicht. Er war darin zurückgegangen bis auf die Ursache der französischen Revolution, welche seiner Meinung nach angezettelt war von der Eitelkeit schriftstellerischer Talente, welche Altar und Thron in den Augen der Menge herabgesetzt und so die Völker gegen ihre geistigen und leiblichen Herrscher böswillig aufgewiegelt hätten. Weiter hatte er in der Ueberwindung Napoleon's den Sieg der Loyalität in das Licht gestellt und historisch nachzuweisen gesucht, daß die nachfolgenden demokratischen Bewegungen seit dem Jahr 1815 nur die äußeren Kennzeichen einer über Europa verbreiteten Verschwörung wären, welche einige ehrgeizige und verwegene Demagogen angesponnen hätten. Die spanischen, italienischen und griechischen Aufstände

wären nur die Zweige an einem und demſelben Stamme, welcher in Paris ſeine Wurzeln habe. Daſſelbe gelte von den conſtitutionellen Beſtrebungen in Deutſchland, deren Ziel die Vernichtung des Adels und der Throne ſein müßte.

Der Staatsmann hatte lächelnd die Arbeit ſeines Schülers durchgeleſen und ſagte jetzt: „lieber Graf, Ihre Arbeit iſt gut, aber nur zu gründlich. Ohne daß Sie es wollen, haben Sie ſich auf den Standpunkt eines Robespierre's geſtellt. Um recht gründlich in Irrthümer zu gerathen, muß man einen beliebigen Grundſatz in ſeine äußerſte Conſequenz hinaustreiben und dieſe dann mit Fanatismus zu verwirklichen ſuchen. Ein Diplomat muß ſich zuerſt hüten, von allgemeinen Principien ſich gefangen nehmen zu laſſen, er darf auch nicht damit ſpielen, denn er ſtellt ſich damit oft ein Präjudiz, welches in der Hand der Gegner zur gefährlichen Waffe werden kann. Der Staatsmann, mag er einer ſtrengen oder einer ariſtokratiſchen Monarchie, oder auch einer Regierung mit republikaniſchen Inſtitutionen dienen, muß in die Seele ſeines Staates ſich hineinleben, bis ein gewiſſer Inſekteninſtinkt ihm das zukünftige politiſche Wetter in ſeinem Blute anzeigt. Bei klarem Himmel zieht

die Spinne feine, unſichtbare Fäden, ſo weit es ihr anſteht, naht aber Sturm und Regen, ſo zieht ſie ſich auf ihren Mittelpunkt zurück und macht ein kurzes und zähes Gewebe. Das iſt die Lehre von der extenſiven und intenſiven Diplomatie. Verfahren Sie anders, ſo werden Sie ein politiſcher Wettermacher, der ſich in der nächſten Stunde zum überflüſſigen Lügner macht."

„Fragen Sie nach der Urſache, warum die Souveränität in Spanien wieder hergeſtellt werden muß, — ſo iſt die Antwort: weil die Cortes einem Mitgliede der heiligen Allianz und mithin allen Thronen den Krieg erklärt haben. — Wollen Sie auf den Grund kommen, warum die griechiſche Inſurrection nicht als rechtmäßig anerkannt werden darf, ſo werden Sie die Antwort finden: weil Oeſtreich für Italien, Ungarn und Böhmen, und vor Allen Rußland für Polen das Beiſpiel; — und dann, weil England die Concurrenz einer auflebenden griechiſchen Marine im Mittelmeere fürchtet, und Frankreich zu beſchränkte Einſichten im Cabinete hat, um ſeinen Vortheil zu erkennen."

Joſeph verſetzte: „Durchlaucht, ich bekenne meinen Fehler; darf ich um Zurückgabe des Aufſatzes bitten?"

Der Staatsmann entgegnete jedoch: „laſſen Sie dieſen Aufſatz nur hier, in einer Pariſer Zeitung kann er anonym nützen; das geſchriebene Wort iſt ohnedieß nur vorhanden, um die Wahrheit zu verhüllen, welche der Diplomat öffentlich immer verbergen muß. Schreiben Sie mir jetzt in demſelben Sinne einen Artikel über den nothwendigen Uebergang der conſtitutionellen Verfaſſungen in Republiken für irgend ein vielgeleſenes, liberales Journal, laſſen Sie den Aufſatz von meinem Gentz durchſehen und beliebig abdrucken, damit man die norddeutſchen Cabinete in die für uns gegebenen Verhältniſſe zurückſcheucht. Betrachten Sie ſich ganz wie einen diplomatiſchen Cavaleriegeneral, der die Flanken zu ſichern hat. Laſſen wir nun die Staatsgeſchäfte bei Seite! — Hier iſt die Liſte der Gäſte, welche zum Balle auf morgen Abend einzuladen ſind. Sollte Ihnen n irgend wer einfallen, welchen wir nicht umgehen [illegible] nen, ſo ſetzen Sie ohne Weiteres Namen und [illegible] dazu.“

Joſeph nahm die Liſte in Empfang und fragte: „werden Eure Durchlaucht es ungnädig vermerken, wenn ich die ſchöne Tochter einer alten veroneſiſchen Patricierfamilie mit einladen laſſe?“

„Schönheit," verſetzte lächelnd der Staatsmann, „iſt der Frauen vollgiltiges Adelsdiplom; — vergeſſen Sie nicht die ſchöne Spanierin einzuladen; — wollen Sie ſich ernſthaft um ihre Hand bewerben, ſo kann ich Ihnen im Vertrauen ſagen, daß ihre Familie mächtige Verbindungen am Hofe von Madrid hat. Haben Sie Neigung, dorthin als ſpaniſcher Geſandter zu gehen, ſo iſt Ihnen der Weg vorgezeichnet."

Graf Joſeph küßte die Hand ſeines Gönners, verbeugte ſich und nahm im Bureau die bereits vorräthigen Einladungskarten an ſich, ſchrieb ſchnell noch einige andere und eilte in ſeinem Phaeton zu Francesca.

Er hatte ſich durch die Zurückgabe der Briefe, welche Antorio mit den italieniſchen Patrioten gewechſelt hatte, die dankbarſte Geſinnung des Hauſes auf immer geſichert und wurde daher von Francesca mit der artigſten Zuvorkommenheit aufgenommen.

„Sie müſſen ſchon einem angehenden Diplomaten einen kleinen Eigennutz verzeihen," begann Graf Joſeph. „Mein Fürſt giebt morgen den kaiſerlichen und königlichen Hoheiten einen Ball, wobei der Raum die Anzahl der Gäſte bedingt, ſo daß nur wenige, ſelbſt vom höchſten Adel dazu eingeladen werden konnten. Damit aber Kaiſer Alexander einen Begriff erhalte, welches

allerhöchſte Adelsrecht eine italieniſche Schönheit hat, konnte mir Seine Durchlaucht vergönnen, Ihnen, Signora, dieſe Einladung zu überreichen, mit der Hoffnung, daß ſie ſo gern angenommen werden möchte, wie ſie gemacht worden iſt. Ich eile jetzt hinüber zum Ritter Malavilla, um auch ihn und Ihre Freundin einzuladen."

Francesca war von dieſer Einladung ſo freudig überraſcht, daß ihr Antlitz erbleichte. Nach einer Pauſe entgegnete ſie: „Ihr häuft auf mein armes Haupt ſo große Gnade, daß ich fürchte, ewig Eure dankbare Schuldnerin bleiben zu müſſen."

Graf Joſeph ſah ihr lächelnd in die Augen, küßte ihre Hand und rief unter der Thür: „auf Wiederſehen!" und eilte auf der bekannten Brücke, welche vom neuen in das alte Haus hinüberführte, zu dem Ritter.

Er fand ihn, als er dem anmeldenden Diener auf dem Fuße nachfolgte, in ſeinem Armſtuhle und zu ſeinen Füßen ſitzend Iſabella, welche auf ihrem Schooße die große Quartausgabe des Don Quixote aufgeſchlagen liegen hatte, um daraus ihrem Vater vorzuleſen.

Der Ritter wollte ſich erheben, jedoch hielt ihn Graf Joſeph zurück, mit der Bitte, ihn ganz als

Freund des Hauſes zu betrachten; denn Edelleute unter ſich ſollten einander immer als Waffen- und Standesbrüder begegnen, welche derſelbe Eid an eine Fahne binde.

„Um ſo mehr," entgegnete der Ritter, „iſt es meine Pflicht, Euch ſtehend den Handſchlag zu geben; doch nun laßt Euch hier bei uns nieder, ſo lang es Euch gefallen mag."

„Da ich mir," verſetzte Graf Joſeph, „von Seiner Durchlaucht die hohe Erlaubniß erbeten habe, an Euch ſelbſt dieſes Einladungsſchreiben beſtellen zu dürfen, ſo durfte ich es wagen, daſſelbe perſönlich Euch einzuhändigen."

Mit dieſen Worten überreichte er den, von einem gelbſeidenen, mit Gold durchwirkten Bande umſchlungenen Brief an den Ritter, welcher ihn annahm und neben ſich zur ſpäteren Eröffnung hinlegte.

„Ich habe im Leſen geſtört?" fragte Graf Joſeph die Donna Iſabella, welche zu den Füßen ihres Vaters auf dem Polſter ſitzen geblieben war.

„Wir leſen hier," verſetzte Iſabella, „den Don Quixote, bei deſſen Abenteuern man Luſt bekommt, ſchnell etwas zu erleben und wenn es ein Beſuch wäre, der etwas Neues wie einen Vogel in das Zimmer

hereinflattern läßt. Ihr habt meinem Vater einen Brief in ſeidenem Umſchlage gebracht, und nun liegt hier ein Geheimniß, das mich neugierig macht, nur dürfte darin eine Herausforderung eines Rieſen an meinen Vater ſein, und was fehlte dann noch, daß wir mitten in der Feerei uns befänden?"

„Diesmal," erwiederte Graf Joſeph, „wird das Geheimniß natürlicher ſich entwickeln, und ich darf verrathen: daß im Briefe weiter nichts enthalten iſt, als vielleicht eine Einladung zu dem großen Balle, welchen mein väterlicher Gönner und Freund den kaiſerlichen und königlichen Majeſtäten morgen Abend geben wird."

Iſabella war aufgeſprungen, drehte ſich auf den Fußſpitzen um ſich ſelbſt, während ſie mit den Fingern die Bewegung zum Caſtagnettenſchlagen machte, und rief: „da iſt ja das ſchönſte Zaubermärchen! — Kaiſer und Könige mit Treſſen und Sternen, Damen mit Paradiesvögeln und Diamanten bei Muſik und Kerzenbeleuchtung! Das iſt ja ganz ſo, wie in dem Zauberkäſtchen, welches ich in Valencia geſehen habe! Das war ein Kaſten, welcher Muſik machte und ein rundes Fenſterchen hatte; wenn man dadurch hineinblickte, ſo ſah man alle Potentaten mit ihren Gemahlinnen

tanzen; aber immer jedes Paar um ſich ſelbſt, daß ſie nicht von der Stelle kamen."

„Das kannſt Du," verſetzte der Ritter, „vielleicht jetzt in ſeiner prachtvollſten Wirklichkeit ſehen, und ich fürchte faſt, daß ſo große Herrlichkeit, welche Du hier erlebſt, Dir künftig die klöſterliche Stille in der Provinz verleiten wird."

„Es wird Euch kaum gelingen," entgegnete Graf Joſeph, „Donna Iſabella frei wieder heimführen zu können!"

„Giebt es hier ſo gefährliche Ritter für Mädchenherzen?" fragte Iſabella.

„Ganz gewiß," verſetzte Graf Joſeph, „denn es ſtreiten auf ihrer Seite die ritterliche Tapferkeit und adlige Galanterie."

„Nun und im Herzen?" fragte Iſabella.

„„Das Herz einer adligen Dame iſt eine Roſe in der Hand der Standesehre, welche für ſie unter ihren Bewerbern wählt.""

„Wehe über mich armes Kind!" rief Iſabella; der Ritter aber entgegnete beleidigt: „ich will nicht fürchten, daß Donna Iſabella es für ein Unglück hält, eine adelige Dame und meine Tochter zu ſein! —

Es ist Zeit, daß Du hinabgehst in die Capelle; ich werde den Priester schicken, daß Du mit ihm betest."

Isabella verhüllte ihr Gesicht und schlich sich betrübt hinweg; Graf Joseph aber suchte in den Ton des Ritters einzugehen, indem er mit steifer Haltung sich vom Stuhle erhob, und rief: „Don Malavilla! ich werfe meinen Handschuh jedem Nebenbuhler vor die Füße, wenn ein solcher vorhanden sein sollte."

Der Ritter trat mit messenden Augen vor den Grafen hin und sprach mit Grandezza: „es ist keiner vorhanden! — Nach dieser Schilderhebung erwarte ich von Euch übermorgen um diese Stunde eine Erklärung über das Recht Eures Anspruchs."

„Eurer Gnade," versetzte Graf Joseph, „lege ich zur Erwägung meine Wünsche noch unausgesprochen in die Hand."

Mit diesen Worten nahm Graf Joseph Abschied von Don Malavilla und entfernte sich.

Als er jedoch über den dunkeln Corridor nach der Treppe an Isabellens Stube vorüberging, hörte er darin sprechen und weinen, indem er bemerkte, daß die Thür nicht in das Schloß geschlagen war und ein wenig offen stand.

Er blieb ſtehen und hörte darin Iſabella mit ihrer Duenna ſich unterhalten.

„Ich würde ſterben müſſen," klagte Iſabella, „wenn ich nicht mehr an ihn denken dürfte, denn ich habe keinen Gedanken, der nicht von ihm erfüllt wäre. Und Du ſagſt: er liebt mich? er liebt mich wirklich? er will kommen und mit mir ſprechen? O Du gute, o Du liebe Ines!"

Wie Meſſerſpitzen fuhren dieſe Worte in das Herz des lauſchenden Grafen; er hatte das Taſchentuch zwiſchen die Zähne genommen und biß darauf, um ſich in ſeiner Aufregung nicht zu verrathen. Doch entging ihm kein Wort, ja kein Odemhauch Iſabellens und ihrer Duenna.

„Wie iſt es nun möglich," flüſterte jetzt Ines zu Iſabella, „daß ihr lieben Kinder einmal miteinander reden könnt, wenn immer Etwas dazwiſchen kommt. Morgen Abend ſollte er kommen, nun muß ich ihn wieder abbeſtellen, weil Ihr zum Monarchenball fahren ſollt! Es wird ihm die Eiferſucht das Herz abdrücken, wenn er das hört!"

Bei dieſen Worten fingen Beide bitterlich an zu weinen, bis endlich Iſabella fragte: „weißt Du denn auch gar keinen Rath, daß ich ihn nur einmal ſehen

und ſprechen kann, ehe es zu ſpät wird, und ich ihm ganz verloren bin?“

„„So darf ich ihn unter Euer Fenſter beſtellen morgen in der Nacht, wenn Ihr vom Balle heimkommt?““

„Beſte Ines! fliege zu ihm hin und ſage, daß ich nicht mehr leben könnte, wenn ich ihn nicht bald wieder ſehen würde! Sag' ihm, daß ich ihn über alle Maßen lieben müßte! — Ach, er hat mir gewiß einen Zaubertrank beigebracht!“ —

„„Tröſtet Euch nur! habt Muth und Geduld! Ich will gleich zu ihm rennen, und treffe ich ihn nicht zu Hauſe, ſo iſt er gewiß auf dem Kaffeehauſe am Corſo, ich habe ihn einmal auf dem Bra-Platze geſehen.““

Die Duenna kam jetzt heraus und eilte an Graf Joſeph vorüber, welcher nun hinweg und die Treppe hinabging, ſich in ſeinen Wagen warf und ſeinem Kutſcher befahl, ſo ſchnell als möglich ſeinem Quartier zuzufahren.

In wenigen Minuten war er dort angekommen. Sein Blut kochte aufrühreriſch in allen Adern. Er ſchleuderte Hut und Handſchuh auf das Sopha, riß ſich die Weſte auf, ging in großen Schritten erſt im

Zimmer auf und ab, ſtellte ſich jetzt an den Flügel, machte einige wilde Läufe über die Taſten, bis er das Klingen und Gellen der Saiten überdrüßig hatte und ſich in den Armſtuhl vor ſeinem Arbeitstiſche warf. Gedankenlos zerſchnitt er die grünſaffiane Schreibunterlage mit dem Federmeſſer, bis er plötzlich wieder aufſprang und rief: „noch hat ſie nicht mit ihm geſprochen! er ſoll auch nicht mit ihr ſprechen! nein! nein! eher — ſterben!“ — Nun er Worte gewonnen hatte, wurde es ihm leichter um das Herz. „Wer er ſein mag?“ fragte er ſich; „wer anders, als der Grieche? — Er muß hinweg von hier! Doch nein, hier muß er bleiben, damit ich ihm nachgehen, ihn faſſen und verderben kann! — Was, ein Demagog wollte mir Herz und Hand einer Dame ſtreitig machen? — Habe ich doch zwei Jagdſchlöſſer auf meinen Herrſchaften, tief im Walde, und darinnen Keller und Ketten! — Ich laß ihn nach Böhmen ſchleppen — und im brunnentiefen Loche ſoll er nachdenken, ſo lange er Odem hat, über die Urſache ſeines Elendes! Ha! der Schuft, erdroſſeln will ich ihn! Wo nur der Chevalier bleibt?“

„Zu Befehl!“ rief dieſer, zur Thür hereintretend, daß der Graf erſchrocken zurückfuhr. Doch bald

faßte er ſich und fragte: „Habt Ihr vor der Thür gelauſcht?“

„Ja! auf Euren Wink!“ verſetzte lächelnd der Chevalier.

„Ich bin zufrieden mit Euren Dienſten,“ fuhr Graf Joſeph fort, „ſehr zufrieden! Ich will Euch jedoch mehr als fürſtlich belohnen, wenn Ihr mir einen ſehr verwegenen, abenteuerlichen Geſellen in aller Stille aufheben und unterbringen könnt!“

„Wie Eure Excellenz es wünſchen!“ verſetzte der Chevalier. „Darf ich bitten, mir die Perſon anzugeben, welche wir in das Auge faſſen müſſen.“

„„Ihr kennt das Haus des Arztes Antonio! Im Nebengebäude wohnt der Spanier Malavilla mit ſeiner Tochter. Sobald Beide morgen in der Nacht vom Balle, welchen mein Fürſt giebt, zurückgekehrt ſind, wird dort im Hofe unter den Fenſtern oder irgendwo ein junger Menſch ſich zeigen. Nun merkt auf! — Erſcheint auf dem Altane oder unten an der Thür eine Dame, und naht der junge Mann, um mit ihr zu ſprechen, oder ſollte er es gar wagen, in die Wohnung ſich zu ſchleichen, ſo iſt es derjenige, den Ihr zu faſſen habt. Ich werde ſelbſt bei Euch ſein, damit kein Mißgriff vorfällt. Nach Mitternacht iſt morgen

kein Mondenſchein, und trüber Himmel iſt zu erwarten. Wißt Ihr einen Ort, wo der Leichnam unterzubringen iſt, ohne daß er wieder zum Vorſchein kommen kann, ſo wäre es deſto beſſer! — Doch nein! es könnte die Tödtung des Menſchen unnöthigen Lärm machen. Iſt er lebendig und geräuſchlos abzufangen, ſo iſt es mir um ſo lieber! — Braucht Ihr Geld, Chevalier? Braucht Ihr Geld?""

„Ich verſtehe Euch ganz," verſetzte der Chevalier, „Ihr gebt mir Vollmacht, ihn ſtumm oder unſichtbar zu machen, das iſt meine Sache!"

„Ihr habt mich verſtanden," erwiederte der Graf, „und gelingt Euch der Streich nach Wunſch, ſo weiß ich zu belohnen! Hier, nehmt Euch doch Geld! — Hier iſt die Chatulle!"

Der Chevalier befolgte dankbar lächelnd den Befehl ſeines hohen Gönners, verſprach nochmals ſeine Schuldigkeit zu thun und empfahl ſich.

Capitel 2.

Achilleus ſaß am folgenden Morgen in ſeinem Zimmer im Begriffe Briefe zu ſiegeln, vor ihm ſtand der Schmuggler Albertuccio aus dem Sardiniſchen, durch welchen er ſeine Correſpondenz mit Umgehung der Poſt an die Philhellenen beſorgte, indem der Schmuggler die ihm übergebenen Briefſchaften über die Grenze nach der Schweiz paſchte, wo ſie weiter an ihre Adreſſen abgingen.

Jetzt war Achilleus fertig. „Albertuccio," rief er, „hier ſind die Briefe! Alle Heiligen mögen Dich begleiten!" — Der Schmuggler pfiff dem Hunde, welcher unter dem Tiſche herumſchnoberte, und ſchnalzte mit den Fingern. Folgſam ſetzte ſich der Hund auf die Hinterpfoten, der Paſcher ließ ſich mit einem Knie nieder auf den Fußboden und häkelte etwas auf der Bruſt des Hundes auseinander, bis eine Pelztaſche

zum Vorſchein kam, welche auf dem Leibe des treuen Fido ſo angebracht war, daß ſie ein unbefangenes Auge kaum zu entdecken im Stande geweſen wäre. In dieſe Taſche hinein ſchob der Paſcher die Briefſchaften, neſtelte die Taſchenklappe wieder auf der Bruſt des Thieres an, ſchnalzte mit den Fingern und nahm unter lautem Bellen ſeines reiſeluſtigen Fido Abſchied von Achilleus. —

Jetzt trat Arnold in das Zimmer mit einer Thräne im Auge. Achilleus reichte ihm die Hand und fragte: „was iſt Euch begegnet?“

„Die letzte Hoffnung des deutſchen Reiches,“ verſetzte Arnold, „iſt vernichtet; — die letzten Mitglieder der Burſchenſchaft, die allerletzten Wächter der Hohenſtaufenſchen Kaiſerkrone ſind von Halle, Jena und Göttingen relegirt! Der apfelgrüne Tannhäuſer, mein ehemaliger Stubencamerad, ſchreibt mir, daß er aus Verzweiflung einen Ruf nach Petersburg als Vorleſer angenommen hat! — Sein Bruder, der Volksaufwiegler, iſt dagegen in ſeiner Heimat geblieben und Branntweinbrenner geworden, ich glaube aus Haß gegen die deutſche Menſchheit. — Hannibal, der vorjährige Sprecher auf dem Burſchentage in Dresden, welcher dreißig Mal ſich gepaukt hat, iſt Pfarrſubſtitut

in Rinderndorf geworden; und was hatte ich Alles von diesem Dreiblatte gehofft! Es waren drei Winkelriede an Gestalt und Gesinnung. So ist die neue Hoffnung meines Vaterlandes dahin! — Achilleus! mein Vaterland ist verloren, und ich eile mit Dir dorthin, wo ein neues geboren wird! Wollt Ihr mich haben mit Leib und Seele?"

„Willkommen!" entgegnete Achilleus, in Hoffnung der Auferstehung und im Namen des Volkes der Hellenen!"

„In wenigen Wochen," fuhr Achilleus fort, „reisen wir mit einander zu Eynard in Genf, wo wir die andern deutschen Philhellenen treffen werden, welche sich vorbereiten zur Einschiffung in Marseille, wenn dieser einzige Hafen, welcher für uns noch offen ist, bis dorthin uns nicht verschlossen wird."

„Verzeihung," rief jetzt Jouy, zur Thür hereintretend, „wenn ich den Erguß des politischen Enthusiasmus störe! Ich habe Euch, Freund Arnold, vergebens in Eurer Wohnung und dort zu den Füßen der schönen Francesca gesucht, und nun finde ich Euch, ohne weiter mich umgethan zu haben, bei Achilleus, welcher hier die Priamiden des Congresses belagert

und die mächtigsten Götter gegen sich hat: Mars, Venus und Mercur!"

„Worin kann ich Euch dienen?" versetzte Arnold.

„Möchtet Ihr mir wohl," fragte Jouy, „diesen Artikel, welchen mir der Philhellene Hoffmann aus Darmstadt für den Constitutionnel zugesendet hat, in das Französische übersetzen?" —

Arnold nahm den Aufsatz, überflog ihn und verdolmetschte dem Franzosen folgende Worte:

„Während aus allen Gegenden sich unabhängige, zum Theil in Aemtern und Chargen stehende hochherzige Männer melden zum Eintritt in die heilige Schaar, nicht höhere Grade und Aemter verlangend —"

„O die uneigennützigen Republikaner!" warf Jouy laut lachend ein, — „wer hätte geahnet, daß sich eure Federspulen in Schwerter verwandeln würden?"

Arnold fuhr jedoch im Vortrage fort:

„und selbst hochdenkende Juden sich zur persönlichen Theilnahme erklärt haben."

Bei diesen Worten warf sich Jouy auf das Sopha in unauslöschlichem Lachen, indem er dazwischen Arnold zurief: „O les't! les't!" und Arnold trug weiter vor:

„Honoratioren von Städten erbieten sich, die nach

Griechenland durchreiſenden Männer in ihrer Stadt frei zu beherbergen und zu verpflegen; Wirthe machen die billigſten Bedingungen!"

„„Ich drücke ganz Deutſchland mit ſeinen Honoratioren und philanthropiſchen Gaſtwirthen an mein franzöſiſches Herz!""

„Faſt alle Local-Behörden behandeln die Durchziehenden mit Wohlwollen."

„„Faſt Alle? wirklich, faſt Alle? O das iſt zu viel Menſchenfreundlichkeit von der Polizei!""

„Mitziehende opfern große Summen, außer ihrer Perſon!"

„„Das glaube ich! par bleu!""

„Bejahrte Männer unterziehen ſich mit Jünglingseifer den Sammlungen, und gern vergißt man, daß ſogar Millionärs bei Anſprache um eine kleine Gabe antworteten: was geht mich das Maſſacre auf Scio an? ich habe ſelbſt Weib und Kinder!"

„Ernſt Emil Hoffmann."

Jouy rief: „die guten Pfeffer- und Ducatenſäcke! Gott ſegne ihnen das Podagra und das Gehörne." Er konnte vor Lachen nicht zu ſich kommen, indem er durcheinander rief: „chargirte Hochherzige ohne Ehr-

geiz, hochdenkende Polizeisoldaten mit Humanität, Honoratioren und Juden, — Alles herbei, begeistert für den Kreuzzug gegen die unglücklichen Turkomanen! Ein neuer deutscher Kreuzzug von Juden und Philistern! vive la liberté! Da werden aber die Herren Russen und Borussen kommen und den Türken helfen, und wenn nun die Philhellenen auf Constantinopel losmarschiren, werden auf einmal herauskommen ihre guten Landsleute und sie als große Demagogen arretiren; und es wird die deutsche Untersuchung losgehen bei der Bundes-Central-Commission, bis die armen Philhellenen zu todt untersucht sind."

Arnold war bei diesem Spotte, welchen Jouy französisch übermüthig über Deutschland ausgoß, vor Zorn außer sich; er richtete sich jetzt auf, seine blauen Augen wurden weit und standen still mit einem vernichtenden Blick auf den verstummenden Jouy, indem er mit gehaltener Stimme ihm zurief: „spottet über Euch, denn Ihr habt Zeit dazu im Sumpfe Eurer Geschichte! Es giebt kein Nationalverbrechen, in welchem ihr euch nicht berauscht habt! Ihr habt Alles angefangen, um Nichts zu vollenden. Ihr habt den Deutschen die Mode der Reformation nachgemacht und sie wieder abgelegt, den Engländern die Revolution

und die Reſtauration nachgeahmt, um nun wieder zu ſein, was Ihr zuerſt geweſen ſeid — Tanz=, Fecht= und Kleinmeiſter!"

Mit dieſen Worten warf Arnold ſeine Adreſſenkarte ihm auf den Tiſch und ging davon.

Wie Arnold vor Zorn roth, ſo war Jouy vor Wuth bleich geworden; um ſeine Naſe ſpielte ein leichter Krampf, ſeine Unterlippe drängte ſich in die Höhe und die Mundwinkel herunter, indem er Arnold nachrief: „eine kalte Klinge in Deine Kehle, verdammter Preuße! — Ich will Dich zahm machen, daß Du mir die Hand küſſen ſollſt! — Er ſoll mir Genugthuung, und blutige geben! auf Stoßdegen und Piſtolen! — Er ſoll denken an die Tanz=, Fecht= und Kleinmeiſter!"

„Ereifert Euch nicht," entgegnete gelaſſen Achilleus; „Ihr müßt Euch wieder mit einander verſöhnen."

„Was! ich mich verſöhnen?" fuhr Jouy fort; „eher halte ich mir eine Piſtole an die Stirn und mache dem heiligen Gott oben mein Compliment!"

Achilleus konnte ſich über dieſen drolligen Muth des Lachens nicht enthalten; Jouy, welcher ſeinen Zorn ſchon in Worte verpufft hatte, lachte mit und ſagte endlich: „gut denn! ich will ihn fordern auf Piſtolen und Degen; denn ſterben muß er; er hat es gewollt!

So ein Ehrenhandel thut mir eben noth, wie Arrak zum Thee!"

„Willkommen im Kühlen!" entgegnete Achilleus. „Ihr habt mir verſprochen, mich dieſen Morgen bei dem Vicomte Chateaubriand einzuführen! Ihr verbindet mich und Griechenland zum Danke, wenn durch den Vicomte die Straße über Marſeille den Philhellenen zu ſichern iſt."

„Nichts von Dank und Worten," verſetzte Jouy, „dafür die verſprochenen Artikel aus Nauplia, welche ich redigiren will und mir honoriren laſſen kann!"

Mit dieſen Worten begaben ſich beide auf den Weg zu Caſa Lorenzi, wo Chateaubriand wohnte.

Als ſie dort die marmorne Treppe hinaufgeſtiegen waren, trat ihnen ein Thürhüter in reichgeſtickter Livree entgegen mit den Worten: „der Vicomte nimmt heute, außer Diplomatie, durchaus nichts an!"

„Und zur Diplomatie gehören wir!" entgegnete Jouy.

Auf dieſe Bedeutung zog der Thürhüter die Glocke, die Thür öffnete ſich und ſie traten in den Vorſaal ein, wo ſie einem Bedienten in gleicher Livree ihre Namen nannten, angemeldet und eingelaſſen wurden.

An einem Tiſche, auf welchem in guter Ordnung Bücher und Schriften lagen, ſaß der Vicomte in ſauberem ſchwarzen Anzuge. Er hatte eben im Morning-Chronicle die Zuſchrift geleſen, welche der Graf von Jouffroy am 23. September zu Verona an Herrn Vicomte von Montmorency erlaſſen hatte. Er ſah darin zuerſt unumwunden die heilige Allianz zu einer Partei gegen die Völker und ihr Drängen zur Theilnahme am hiſtoriſchen Leben erklärt und die zwei unverſöhnlichen Stichwörter: Reaction und Revolution in die Welt geworfen. Es war in dieſer Zuſchrift auch von ihm die Rede und das Miniſterium Ludwigs XVIII. hart getadelt, daß ſein Name beim Congreſſe genannt werde; es müſſe einen ungünſtigen Eindruck machen, daß der Mann, welcher der Conſtitution das Wort rede, hier erſcheine, wo es ſich um Beſeitigung derſelben handle. „Glauben, fuhr höhniſch Jouffroy's Zuſchrift fort, Herr von Chateaubriand werde zur Kenntniß der geheimen Beſchlüſſe der Cabinete zugelaſſen werden, heißt ſich eine Illuſion machen, größer als alle, die in den Romanen dieſes ſchöngeiſtigen Schriftſtellers vorkommen.“ Tief gekränkt hatte der Vicomte ſein Haupt in die Hand geſtützt; eine Ahnung von ſeinem Sturze und dem Friedens-

bruch zwiſchen den Königen und den Völkern und der muthwillig herausgeforderten Revolution ging durch ſeine Seele. Jouy nahte ſich ihm wie einem alten, wenn auch vornehmen Bekannten mit den Worten: „Vicomte, ich mache mir das Vergnügen, Euch die Notizen, welche Ihr mir zur Abgabe an die Redaction des Conſtitutionnel übergeben habt, hier gedruckt zu überreichen!“ Mit dieſen Worten übergab er ihm die neueſte Nummer des Conſtitutionnel und fuhr fort: „zugleich habe ich die Ehre, Euch den Phanarioten Achilleus aus Candia vorzuſtellen.“

Achilleus hatte unterdeſſen Gelegenheit, den berühmten franzöſiſchen Schriftſteller und Staatsmann in das Auge zu faſſen. Der Vicomte war von kleiner, zierlicher Geſtalt; ſeine feurigen, lebendigen Augen hatten einen phantaſtiſchen Ausdruck, welcher jedoch coquett wurde durch einen ſelbſtgefälligen Zug um den Mund und durch eine ſtudirte vornehme Haltung des Körpers.

Jouy empfahl ſich jetzt wieder und Achilleus nahm das Wort: „Der ruhmgekrönte Name Chateaubriand iſt es, welcher die alte große Erinnerung des helleniſchen Volkes an die Zeit wieder erweckt, wo über die orientaliſchen Chriſten, als das Verhängniß Gottes

ſie unter das Joch der Ungläubigen gebeugt hat, Frankreich ſeinen Schild hielt und la Valette noch für die Sache der Chriſtenheit den Märtyrtod auf den Wällen von Malta erduldet hat. Wie in vorigen Tagen hebt bei ſeiner blutigen Auferſtehung Hellas ſeine Augen empor zu Frankreich, und ich ſtehe in dieſer großen Minute vor ſeinem ritterlichſten Repräſentanten in Verona, ohne zu wagen, eine Bitte um Hilfe auszuſprechen."

„Ihr erweckt in mir," verſetzte Chateaubriand, „alle Erinnerungen an die Tage, welche ich ſelbſt auf meiner Ritterfahrt nach Jeruſalem in Hellas verlebt habe. Wie oft traten mir dort Thränen in die Augen, wenn ich die Hände des griechiſchen Sclaven von dem Oele triefen ſah, das dem Arme ſeiner Vorältern Kraft gab, den Tyrannen niederzuſchmettern. Wie tritt mir ſo lebendig," fuhr der Vicomte jetzt geſprächig fort, „eine Scene, welche ich dort erlebt habe, vor meine Seele. — Ich hatte mich dort einſt in die Schluchten des Oeneus vertieft und war nach Derwent herabgeſtiegen. Ich zeigte dort dem türkiſchen Befehlshaber von der Hauptwache den Befehl des Paſcha's vor. Er lud mich zu Tabackspfeife und Kaffee. Er war ein dicker Mann von ruhigem, gelaſſenen Ausſehen,

der ſich auf ſeiner Matte nicht rühren konnte, ohne aus Trägheit zu ſeufzen. Er betrachtete meine Waffen, zeigte mir die ſeinigen, beſonders eine Büchſe, die, wie er ſagte, ſehr weit ſchoß. Die Wache ſah einen Bauer, der neben dem Weg einen Berg erkletterte. Der Türke ſtand mühſam auf, nahm die Büchſe, zielte lange zwiſchen den Tannen auf den Bauer und gab ihm den Schuß. Als der Bauer geſtürzt war, kam der Türke zurück, ein guter Kerl wie zuvor. Ich aber ſprang empor, tief in meiner Seele entſetzt vor dieſer gräßlichen apathiſchen Barbarennatur. Seitdem, Hellene, habe ich das Wort geführt für die heilige Sache des griechiſchen Volkes!"

„Wir haben Griechenland und Athen," fuhr gerührt der Vicomte fort, „nicht vergeſſen, weder den Dank, welchen wir der Mutter aller Cultur ſchuldig ſind, noch unſere alten, heiligen, ſchirmherrlichen Bezüge zu den chriſtlichen Völkern unter der türkiſchen Botmäßigkeit, noch unſere Pflicht, die brüderliche, helfende Hand ihnen zu reichen. Wir werden auch nie unterlaſſen, daran zu denken, mit Bewahrung unumgänglicher Rückſichten der Diplomatie, der gräuelvollen Wuth der Ungläubigen Stillſtand zu gebieten. Können wir der helleniſchen Sache perſön-

lich und augenblicklich nützen, ohne unsere Stellung und ihre Obligenheiten blosstellen zu müssen, so könnt Ihr Euch immer an unsere Person wenden. Wir fürchten nur, daß unser Einfluß in Paris bei den jetzigen Zuständen nicht von Dauer sein wird. Man will dort keine Versöhnung. O, mein unglücklicher Ludwig! Ich kenne Dein Herz und ich weiß, was es duldet! — Das Königthum kann sich immer mit dem Volke verschmelzen zu Eintracht und gegenseitiger Liebe, die Aristokratie wird sich immer hassend dazwischen stellen und sie gegeneinander hetzen bis zur Entscheidung mit den Bajonetten. In diesem Augenblicke, mein Freund, ist der ein Rebell, welcher dem Könige und der Charte treu ist. Ich bin ein solcher. — Frankreich ist der Reaction verfallen und ihre Söhne rütteln in ihrer Verblendung an dem Steine vor der Höhle, worin wir den Geist der Revolution an die Kette geschmiedet. Das Blut des ermordeten Herzogs Berry im Opernhause in Paris und nun das der Verschwornen von la Rochelle und Naumur rieselte hinunter zu den Dämonen. Die Zeit steigert sich zu Extremen; ich tauche meine Hand in das reine Wasser!"

„Wenn auch jeder Augenblick," entgegnete Achilleus, „ein Noth- und Angstschrei meines Vaterlandes

iſt, welcher in meiner Seele wiederhallt, ſo bin ich doch ſehr entfernt, die Urſachen zu verkennen, welche Frankreich behindert, ſich zur Sache des heiligen Kreuzes und der Freiheit zu bekennen. Würde aber Eure Excellenz in Paris Ihren Einfluß für uns dahin verwenden, daß für die Jünglinge Frankreichs und Deutſchlands, welche mit ihren Talenten und Waffen uns zu Hilfe eilen, der Hafen von Marſeille zur Einſchiffung uns offen blieb, ſo würde Hellas die Stunde ſegnen, wo es mir vergönnt geweſen iſt, unſer Martyrthum dem edelſten Sohne Frankreichs an das Herz zu legen."

„Für meine Dienſte, welche ich hier meinem Herrn und Könige leiſten konnte," verſetzte Chateaubriand, „kann ich eine Gnadenbezeigung erwarten. Noch heute geht eine Eſtafette nach Paris an meinen Freund Villéle ab."

Dankgerührt empfahl ſich Achilleus, im Begriff in ſein Quartier zu eilen, um an Eynard und Hoffmann über den Erfolg ſeiner Verhandlung bei Chateaubriand zu berichten.

Während er über den Corſo ging, rief es hinter ihm: Pſt! Pſt! Er blickte ſich um und ſah Ines, die Duenna, welche ihm athemlos nachfolgte.

„Heiliger Jago von Compoſtella!“ ſeufzte ſie, als ſie ihn jetzt erreicht hatte, „welch ein haſtiger, tauber Menſch ſeid Ihr? Es belauſcht uns doch Niemand?“

„„Niemand, verehrte Ines!““

„Ach, was habe ich Alles für Euch gethan! Alle Heiligen mögen mir meine Sünde vergeben, wenn es eine iſt, die Brieftaube zwiſchen zwei Liebenden zu ſein! Und doch drückt es hier mein Herz! Könnt Ihr mir ehrlich antworten, ob Ihr ein guter Chriſt ſeid?“

„Ich bin rechtgläubig, ſo wahr Chriſtus auferſtanden iſt!“ betheuerte Achilleus.

„Und nun ſeht!“ fuhr die Alte fort, „was ich für Euch gethan habe: Donna Iſabella —“

„„Habt Ihr geſprochen von mir? Weiß ſie davon, was ich Euch bekannt habe? Was ſagte ſie?““

„Geduld! Geduld! — Ob ich doch nicht endlich beſſer thue, Euch Alles zu verſchweigen? Könnt Ihr Herz und Zunge hüten?“ — Mit dieſer Frage nahmen ihre Augen einen ſo ſtechenden Blick an, daß Achilleus vor Ihr betroffen zurücktrat.

„Wenn Ihr,“ flüſterte ſie ihm jetzt in das Ohr, „je mit einem Wort, oder nur mit einem Wink der Ehre Donna Iſabella's zu nahe tretet, ſo wißt, wißt,

daß meine Hand noch feſt genug iſt, Euch einen ſpaniſchen Dolch zwiſchen die Rippen zu ſtoßen!"

„„Weib, biſt Du toll?!""

„Ruhig! Ruhig! iſt das eine Art, in der Gaſſe ſo laut zu reden? Liebt Ihr Iſabella?"

„„Ja! und wieder Ja! und was nun?""

„Heute nach Mitternacht ſchleicht durch Antonio's Haus über die Brücke herüber in unſer Quartier! Niemand iſt zu Hauſe, als ich! — dort ſollt Ihr mehr von mir hören! — Verſiegelt Euren Mund! Hütet Euch! Und Ihr kommt?"

„„Ich komme!""

„Gut, ſeid Ihr ein Hidalgo, ſo zeigt es! Still! Still! Vergeßt nicht die Mitternacht!"

Mit dieſen Worten verließ die Duenna Achilleus.

Capitel 3.

Arnold hatte in der Erwartung, daß Jouy ihm einen Cartellträger bald zuſchicken würde, ſich auf ſein Zimmer begeben. Noch im erſten Zorne hatte er ſeine Piſtolen ausgepackt, ſie gereinigt, Pulver, Zündhütchen und Kugeln hervorgeſucht und alles zu dem erwarteten Duelle haſtig vorbereitet.

Als aber eine Stunde verſtrichen und Jouy's Cartellträger noch nicht erſchienen war, ſetzte er ſich hin, und ſchrieb in ſein Tagebuch eine donnernde Rede nieder, welche er gegen Frankreich vor den deutſchen Philhellenen in Athen auf dem Grabe des Demoſthenes wirklich zu halten beſchloß.

Er war damit noch nicht zu Ende, als es draußen klingelte und Jemand hereingelaſſen wurde, welcher ſich als Chevalier Bartolo anmelden ließ. Arnold hatte in der Abſicht, ſich vor den Franzoſen auch in

der Tracht zu unterſcheiden, den altdeutſchen ſchwarzen Rock angelegt und das ſchwarz-roth-gelb geſtreifte Barett aufgeſetzt. Die langen, blonden Haare, welche er ſonſt vor der öſtreichiſchen Polizei unter dem Rockkragen verborgen tragen mußte, flatterten jetzt frei um ſeinen Nacken. Die rechte Hand in den um zwei Knöpfe auf der Bruſt offengelaſſenen Rock hineinſchiebend trat er im Fechteranſtande dem Chevalier entgegen.

Dieſer überreichte ihm die Adreſſe Jouy's mit den Worten: „mein Herr, Sie haben Herrn Jouy aus Paris in der Hitze des Geſprächs beleidigt. Habe ich ihn auch nur erſt vor einer Stunde auf dem Café am Platze Bra kennen gelernt, ſo habe ich doch den Blick eines alten Soldaten; er iſt ſehr brav; ſowie ich Sie für ſehr honett halte."

„„Sehr verbunden, mein Herr Franzoſe!""

„Sie habeu das deutſche Volk für beleidigt gehalten und die franzöſiſche Nation in der That beleidigt, — das iſt Nationalhaß!"

„Zur Sache! Zur Sache!" rief Arnold ungeduldig.

„Herr Jouy verlangt von Ihnen dafür Genugthuung; er fordert Sie auf Piſtolen und Stoßdegen!"

„Für die Waffen iſt geſorgt!" entgegnete Arnold.

„Wollen Sie so gefällig sein und ihm Zeit und Ort bestimmen?"

„Am Gardasee! im Angesichte der Alpen," entgegnete Arnold; „nicht weit vom Strande, gerade Garda gegenüber, ragen zwei kleine Inseln aus dem See hervor, ganz zu einem Stelldichein gemacht. Eine ist etwas größer als die andere und vom Ufer entfernter. Auf dieser Insel habe ich Lust mit Jouy, dem Franzosen, sechs Kugeln zu wechseln. Nachmittags um drei Uhr wünsche ich dort seine Augen zu sehen."

„„Herr Jouy wird sich die Ehre geben, Sie anständig zu bedienen. A revoir!""

Mit diesen Worten entfernte sich der Chevalier, welcher diese Gelegenheit ergriffen hatte, um in die Gesellschaft dieser jungen Leute zu kommen und ihre Gesinnungen und Pläne genauer kennen zu lernen.

Arnold ließ einen Fiacker kommen, eilte zu Achilleus und bat ihn, bei dem Duelle mit Jouy ihm zu secundiren. Achilleus lehnte jedoch den Antrag ab mit den Worten: „wer im Dienste des Vaterlandes steht, ist ein Verräther an demselben, wenn er sich das Recht anmaßt, über seine Person willkürlich zu verfügen. Dir hat das Vaterland Deine Pflicht

geſchenkt, wie Du ſagſt, und ſo biſt Du wieder in Dein urſprüngliches, perſönliches Recht zurückgetreten, nicht ſo ich! Hier in Verona bin ich ein Glied meines Volkes, nur dem Dienſte des Ganzen unterthan. Alles, was dieſen Dienſt gefährden kann, muß ich vermeiden, ſelbſt die Theilnahme an dieſem Duelle. Doch werde ich mit Dir zum Stelldichein fahren, auch Dir einen Secundanten verſchaffen. Malocchio erzeigt mir und Dir den Gefallen."

Arnold war mit dieſem Vorſchlage zufrieden. Achilleus ſtieg mit ihm in den Wagen, in welchem ſie zu Malocchio fuhren.

Sie fanden ihn beſchäftigt, mit dem Bleiſtift auf dem Reißbrett Skizzen zu der Darſtellung lebender Bilder zu entwerfen; Iwan und Graf Joſeph drängten ihn, Alles zur Vorſtellung vorzubereiten, zu welcher Franceſca gewonnen werden ſollte.

Er ſtreckte den eintretenden Freunden die Hand über das Reißbrett hinüber entgegen und hieß ſie willkommen. Als er das Anliegen Arnold's erfahren hatte, bat er, ihm nur zu ſagen, was er als Secundant zu thun habe? Als Arnold ſeinem Wunſche gewillfahrt hatte, ſagte er unter der Bedingung zu, daß Antonio als Arzt zugezogen werde.

Da die Zeit drängte, so bestellte ihn Arnold nach einer halben Stunde in sein Quartier, wo er sie dann mit Antonio finden sollte.

Nachdem Arnold diese Verabredung mit Malocchio genommen hatte, eilte er mit Achilleus zu Antonio, welcher zwar an diesem Handel ungern Theil nahm, jedoch auch seine ärztliche Hilfe nicht verweigern wollte.

Achilleus ging jetzt um einen verschlossenen Wagen zu holen, in welchem er bei Arnold und Antonio vorfahren wollte. Arnold eilte unterdessen hinauf in seine Stube, wohin Malocchio bald nachkam.

Kaum hatte Arnold hier seinem Secundanten die gehörige Behandlung der Pistolen gezeigt und ihn nochmals darauf aufmerksam gemacht, daß er Sonne und Wind zwischen ihm und Jouy gleich theilen müsse, so kam der Wagen vorgefahren. Sie legten daher schnell die Waffen zurecht, welche Malocchio unter den Mantel nahm, und eilten hinunter zu den Freunden, welche sie erwarteten.

Obschon der schönste, sonnigste Herbsttag ihnen vor den Thoren entgegenlachte, so waren sie doch so sehr mit sich selber beschäftigt, daß sie nichts bemerkten, was um sie her vorging. Der Kutscher schwang die Peitsche unermüdlich, und die Pferde gingen so rasch,

daß ſie in Staubwolken auf der ſchönen Straße durch die Maulbeeralleen, welche mit verdorrten Weinreben wie mit Schnuren und Troddeln behangen waren, an den ſanften Hügelungen des Landes wie im Fluge dem See entgegeneilten. Schon blitzte er durch die blätterloſen Büſche mit tauſend blauen Augen, jetzt wendete ſich die Straße um den Hügel, und vor ihren Augen breitete ſich der ſchöne Gardaſee aus und ſtreckte ſich weithinein zwiſchen die Berge.

Sie fuhren über die Wurzel der Landzunge, wo Lucull's Villa einſt geſtanden, hinüber nach Deſenzano, wo ſie im Gaſthofe den Wagen zurückließen und eine Barke nahmen, um hinüber auf die kleine Inſel zu fahren. Der Schiffer, welcher ſie mit ſeinem Knaben ruderte, benachrichtigte ſie, daß er vor einer Weile bereits zwei fremde Herren hinübergefahren habe, von welchen ſie erwartet würden.

„So rudere, was Du kannſt!" rief Arnold; „Du ſollſt ein doppeltes Trinkgeld haben!"

Jetzt flog die Barke wie ein Pfeil über den See, der vor dem Kahne dunkelgrün auseinanderrauſchte und weithin in Azurbläue und in der Ferne in tiefes Dunkel ſich verlief. Kähne und Marktſchiffe mit weiten, ſchwellenden Segeln flogen über die Bahn, bis

ſie der kleinen einſamen Inſel ſich zuwendeten. Das Gebirge zu ihrer Linken drängte ſich heran zum See und ſchoß ſchroff in ſteiler Wand herunter, an welcher die Wogen ſchäumend emporſprühten. Gegenüber lief das Gebirge in ſanften Hügeln herab in die Ebene. Weiße Wolken, wie entzündet in der Mittagsgluth, ſtanden fern und ferner auf den Spitzen des Gebirges, daß ſie die weißleuchtenden Eisgipfel der Alpen in das Unermeßliche fortzuſetzen ſchienen.

Von dieſem Anblick ergriffen, ſtellte ſich Arnold, mit ausgeſpreizten Beinen das Gleichgewicht im Kahne haltend, aufrecht und rief: „grüße euch Gott, ihr uralten, hohen Wächter des deutſchen Vaterlandes! Und ſchauen eure Augen noch hell herunter in das wälſche Land, ſo macht mein Auge ſicher und feſt meine Hand, daß ich für deutſche Ehre einen guten Schuß thue.“

„Horch!“ rief Achilleus, „was iſt das? Sie begrüßen uns oder üben ſich im Schießen!“

Jetzt erblickten ſie zwei Perſonen auf der Inſel, in welchen ſie bald Jouy und den Chevalier Bartolo erkennen ſollten, welche Probeſchüſſe zu machen ſchienen.

Als die Barke angelegt hatte und ſie an das Ufer geſtiegen waren, bemerkten ſie, daß Jouy auf der Inſel in den Sand ein altes Ruder geſteckt hatte, wonach

er ſchoß, ohne daß er ſie bemerkte oder zu bemerken ſcheinen wollte.

Als ſie den Beiden jetzt nahe genug gekommen waren, ſahen ſie, daß Jouy, um zu prahlen oder zu ſchrecken, in das Ruder mit den Kugeln ſeiner Piſtole ein „I" geſchoſſen hatte, welches etwas unſicher ausgefallen war.

„Das iſt ja eine fürchterliche Sicherheit der Schüſſe!" rief Bartolo, indem er ſich ſtellte, als wäre er mit Jouy noch ganz unbemerkt; „o, wie leid thut mir der arme deutſche Teufel!"

„O Du Prahlhans, Du!" murmelte Arnold, „ſo wahr mein Vater ein alter Scheibenſchütze war, ich zeichne Dir den Anfangsbuchſtaben meines Namens in Dein confiscirtes Roulettgeſicht, daß Du Rouge und Noire nicht mehr unterſcheiden ſollſt."

„Still! Still!" flüſterte Achilleus; „ich muß ihnen einen Gruß zuſchicken."

Mit dieſen Worten nahm er Malocchio das Waffenkäſtchen ab, kniete nieder in den Sand, lud ſchnell die eine Piſtole und ſchlich ſich dann in die Nähe Jouy's, welcher eben wieder mit der Piſtole zielte, um eine neue Kugel in die Linie zu ſetzen. Als ihn Bartolo bemerkte, gab ihm Achilleus winkend zu verſtehen,

daß er ſchweigen ſollte, zielte und ſchoß los, ehe noch Jouy abgedrückt hatte.

Dieſer wandte ſich um und rief lachend: „ah, Hellas als Kampfrichter!"

„Nehmt es nicht übel," verſetzte Achilleus, „daß ich einen Punkt über Euer „I" vielleicht geſetzt habe, wenigſtens wollte ich Euch den Gefallen thun."

„Ich eſſe das Ruder auf, ſo lang es iſt," rief Jouy, „wenn ein Punkt über meinem „I" ſteht."

Der Chevalier brachte das Ruder herbei und ſagte: „guten Appetit dazu! aber ſpuckt die Kugeln weg, denn Blei iſt ungeſund!"

Jouy warf einen giftigen, lachenden Blick auf Achilleus und ſagte: „ich gratulire mir, daß Ihr nicht mein Gegner ſeid! Doch geſpielt iſt genug, geh' es zum Ernſte!"

Mit dieſen Worten wandte ſich Jouy von der Geſellſchaft ab und ging mit untergeſchlagenen Armen am Strande ſpazieren, während ſein Secundant mit dem Secundanten Arnold's verhandelte.

Die Waffen wurden unterſucht und genehmigt, Sonne und Luft getheilt und zwei Degen, welche die Barriere bedeuteten, kreuzweis in den Sand geſteckt.

Hinter dem Degenkreuze wurden dieſſeits und jenſeits fünf Schritte abgemeſſen und Zeichen gelegt, wo die Gegner ſich zu ſtellen hatten, ſo daß jeder bei ſeinem Schuſſe bis zur Barriere vorrücken mochte, jedoch dann ſtehen bleiben und dem Gegner vergönnen mußte, ebenſoweit im Schießen auf ihn loszukommen.

Jetzt waren die Piſtolen geladen. Jeder Secundant rief ſeinen Mann.

„Es iſt nun noch zu entſcheiden, wer den erſten Schuß hat?“ rief Bartolo und gab Arnold die Würfel, welcher niederkniete, die Würfel ſchüttelte und ſieben Augen warf. Jetzt kniete Jouy nieder und warf fünf Augen.

„Ihr habt den erſten Schuß!“ ſagte Malocchio zu Arnold und übergab ihm die geladene Piſtole, während ihm Jouy gegenübertrat und von ſeinem Secundanten die Waffe erhielt.

Jetzt traten die Secundanten zur Seite, auf das Commando: Marſch! hob Arnold die Piſtole, der Schuß fiel und Jouy zuckte leicht zuſammen. Antonio ſprang hinzu; Jouy aber rief: „es iſt nichts, es kann nichts ſein!“

Arnold hatte Jouy nach der Stirn gezielt, die Kugel aber demſelben hart am linken Ohr vorüber-

geſtreift und es geſchrammt, daß Blutstropfen herunterperlten.

„Die Kugel," rief Arnold, „hat ihm nur meinen Namen in das Ohr geſagt; weiter im Spiele!"

Jouy, tödtlich erbittert über dieſen ſo ernſtlich gemeinten Schuß rief: „es ſoll ſein!" und trat bis an die Barriere, während er ſcharf die Stelle auf Arnold's Bruſt, wo der um zwei Knöpfe geöffnete Rock die weiße Weſte hervorſchimmern ließ, auf das Korn nahm. So kurz dieſer Augenblick, ſo fürchterlich war er. Alle Anweſenden hielten den Odem an ſich, Arnold hörte die tombakene Uhr in ſeiner Weſtentaſche ängſtlich picken, auf einmal ſchlug ſie ihm wie eine Fauſt auf das Herz, der Schuß war gefallen, und er taumelte getroffen auf zwei Schritte zurück; doch da richtete er ſich plötzlich lachend in die Höhe, nahm die Uhr aus der Taſche und rief: „die alte Uhr meines Vaters, mein einziges Erbtheil, war mein Schild! Sie ſteht ſtill! Sie ließ das Leben für mich!"

„Mit Dir iſt Gott!" ſagte Achilleus; Jouy knirſchte mit den Zähnen. Malocchio reichte Arnold die wieder geladene Piſtole; dieſer trat bis an die Barriere vor und an Jouy hinan. Wie Arnold die

Piſtole auf ihn hielt, überrieſelte Jouy unwillkürlich der Todesſchauer, ſein Geſicht wurde grünlichweiß, ſeine Augen ſtanden weit offen und ſtier. Schon wollte Arnold losdrücken, als es ihm wie eine warme Hand über das Herz ging; „meinetwegen!“ ſagte er, und ſchoß die Kugel in die Luft. Die Freunde ſtürzten herbei und ſchüttelten ihm, wie zum Danke, die Hand; er aber ſagte: „das hilft mir nur nicht viel, denn nun wird er mich todtſchießen!“

„Daß ich ein Schuft wäre!“ rief Jouy; „wo Euere Kugel hingefahren iſt, hat auch meine noch Platz!“ Mit dieſen Worten ſchoß auch er in die blaue Luft und reichte Arnold zur Verſöhnung die Hand.

„Frieden zwiſchen Deutſchland und Frankreich!“ rief der Chevalier; und die andern ſtimmten hüteſchwenkend und rufend mit ein.

Malocchio, erfreut, ein Piſtolenduell und die dazu gehörigen Geſichter und Mienen geſehen und ſogar dabei als Secundant Theil genommen zu haben, eilte hinunter an das Ufer und rief den Fiſcher mit der Barke zur Ueberfahrt nach Deſenzano herbei.

Im Hinüberfahren ſchickten ihnen die Felſen aus ihren Höhlen einen friſchen Wind hinterdrein, daß

ſie auf hohen Wogen in kurzer Zeit an das Ufer kamen.

Da Antonio die Geſellſchaft bat, bei ihm in Verona einen Becher Wein auf die glücklich beendigte Fahrt zu trinken, ſo ließen ſie ſchnell anſpannen und fuhren bei dämmernder Nacht in die Stadt zurück.

Capitel 4.

Die Nacht war angebrochen. Ein ſchauerlicher Nordwind kreiſelte den Staub auf den Straßen und fachte vor dem Hauſe Caſtellani in den Pechpfannen die Flammen hoch empor, welche in wilden Lohen das Gebäude beleuchteten. Eine Menge Menſchen ſtanden zur Seite gedrängt von den Spalieren der Grenadiere, welche den Platz frei hielten, unterſtützt von den grauen Polizeidienern mit ihren ſpaniſchen Röhren.

Eine prächtige Equipage nach der andern mit vorreitenden Fackelträgern rollte heran, die Soldaten präſentirten das Gewehr und eine hohe Herrſchaft trat nach der andern in das Haus. So hatte die Auffahrt beinahe eine Stunde lang gewährt, als noch ganz zuletzt der Wagen des Ritters Malavilla vor dem Eingange hielt. Der Wagentritt wurde herunter=

geſchlagen, die Thür geöffnet und der Ritter ſtieg mit Iſabella und ihrer Freundin Franceſca aus. Der Thürſteher rief Namen und Stand des Angekommenen aus und die ſpaniſche Herrſchaft trat in den Palaſt. Ein fürſtlicher Page begleitete den Ritter auf die mit weichen Teppichen belegte Treppe hinauf, wo eine Kammerfrau die Damen zur Toilette führte. Der Ritter ließ den Mantel von der Schulter in die Hände ſeines nachtretenden Dieners fallen und wartete auf die Zurückkunft ſeiner Tochter im Foyer. Er erſchien gepudert in der ſpaniſchen Hofuniform, in weißſeidenen Schuhen und Strümpfen, den langen ſteifen Degen mit dem Porzellangriffe an der Seite und das Treſſenhütchen unter dem linken Arme.

Hier entdeckte ihn Graf Joſeph. Er nahte ſich ihm mit feinem Anſtande und bewillkommnete ihn im Auftrage Seiner Durchlauchtigſten Hoheit, indem er bat, ihn zu betrachten als gehöre er zum Hauſe des Wirthes, welcher ihm den Auftrag gegeben, ſich zur Verfügung des Ritters zu ſtellen.

„Ich werde mich, Herr Graf," verſetzte der Ritter, „durch Eure Geſellſchaft eben ſo ſehr geehrt fühlen, als ich dafür dankbar bin, daß Ihr ſie uns leiſten wollt."

Jetzt kamen Isabella und Francesca aus dem Putzzimmer heraus, verklärt durch die geschmackvolle Toilette, welche sie gemacht hatten, und durch die Erwartung der Herrlichkeit, welcher sie entgegengingen.

Isabella erschien in einer Basquina von rosarothem Taffet, auf der Schulter und unten mit drei Reihen Silberfranzen besetzt, welche knapp Busen und Taille umfing und reichfaltig herabfiel bis über die Kniee, wo das Untergewand von weißem Atlas und die goldgestickten Zwickel der seidenen Strümpfe unter den langen Silberfranzen hervorschienen. Sie trug einen Schmuck von Rubin balais um den Nacken und gleiche Ohrringe.

Mit ihrem goldenen, wehenden Lockenhaar und in der phantastischen Tracht, mit den zierlichsten, spanischen Füßchen in den perlengestickten Schuhen erinnerte sie an die Elfenkönigin, wenn sie zum Sommernachtsreigen dahineilt.

Ihre Freundin Francesca dagegen, mit ihrer hohen, stolzen Gestalt, erschien mehr wie eine schöne Heroin aus der Mythenzeit. Ihr ganzes Wesen war einfach und großartig; sie trug ein langes, weißseidenes Kleid und darüber eine weiße Tunica von Tüll, welche un-

ten mit Erikazweigen beſetzt war; — in den Haaren, wie ſie es zu feſtlichen Gelegenheiten liebte, eine weiße Moosroſe.

Die Augen des Grafen Joſeph ſahen jedoch nur Iſabella, die Königin ſeines Herzens.

So reizend wie jetzt war ſie noch nie vor ſeine Seele getreten. Gewöhnt an den Umgang mit Damen fühlte er in dieſem Augenblicke eine längſtüberwundene Befangenheit, ſo daß er faſt ſchüchtern ihr und Francesca nahte und mit unzuſammenhängenden Worten ſeine Freude über ihre Anweſenheit ausdrückte. Alle die eingelernten Redensarten, dieſe abgegriffenen Scheidemünzen im Salonverkehr, ſchämten ſich zum Vorſchein zu kommen.

Doch dieſe Verlegenheit währte nur einen Augenblick, indem er zugleich über den Genuß dieſer Stimmung reflectirte und ſagte: „Sie rauben mir die Worte der Anbetung und laſſen mir nur das Gefühl derſelben wie einen pomo di Siena ohne Schaale!“

„Ihr drückt dafür,“ verſetzte Francesca, „die Schaale über dem Lichte Eures Witzes zuſammen, daß das Oel daraus in die Flamme nnd uns in die Augen kniſtert.“

Jetzt war wie von ungefähr Fürst Iwan herbeigekommen und flüsterte schmachtend: „meine gnädigen Damen, die große Polonaise wird beginnen; die kaiserlichen und königlichen Majestäten haben sich die Damen engagiren lassen; wir kleinen Fürsten sind so glücklich, selbst um die Gunst der Damen flehen zu dürfen; wird Signora Francesca mir erlauben, sie einführen zu dürfen?“

Während Francesca zusagte, trat die Gesellschaft in den Saal, in welchem die flammenden Kronleuchter die Nacht in einen blendenden Tag verwandelt hatten und den Purpurschein der Sammettapeten an den Wänden über den Marmorspiegel des Fußbodens und die irdischen Gottheiten, welche darüber hinwandelten, in verschwimmenden Reflexen ausgossen.

Isabella glaubte nicht mehr auf der Erde zu wandeln, ihr war es in diesem Glanze, worin das geblendete Auge kaum die einzelnen Gestalten herauszuerkennen vermochte, und in diesem feinen Moschusdufte der **haute volée**, welcher die Sinne befing, als wandle sie unten im märchenhaften Reiche der Gnomen und Elementargeister.

Schon längst hatte die Polonaise begonnen, in welcher sich die Paare nur langsam einige Schritte

bewegten und dann wieder flüsternd stehen blieben, daß Francesca unwillkürlich an Arnold's Waldmärchen und an das Bienensummen in Brenli's Hütte im Fichtenbaume denken mußte.

Die Musik ging jetzt in ein Adagio über und mit sanften, schwelgenden Augen neigte sich Fürst Iwan zu Francesca mit den Worten: „ziehen die Töne nicht wie Schwäne dahin über einen weiten See verschwimmend in die Abenddämmerung? Wie süß müßte es sein, in Klänge zu zerfließen!"

Francesca sah ihn von der Seite an und entgegnete: „oder wie gekörntes Eis mit Zucker und Limonensaft auf der Lippe eines dürstenden Mohren!"

„Grausame!" flüsterte der Fürst und streckte den rechten Fuß mit dem kleinen Schnallenschuh aus, da die Colonne um einige Schritte weiter sich bewegte.

Bei dieser Bewegung kam Graf Joseph mit Isabella an das eine Ende des Saales zu stehen, wo sie die gegenüberstehende Reihe übersehen konnten. Er benutzte diesen Augenblick, um die Gesellschaft wie ein Pfauenrad um sich herum zu legen, indem er in den Spiegel einer jeden Feder flüchtig seiner Dame das Miniaturbild einer hohen brillanten Person carrikirt zu zeichnen suchte.

„Ich möchte wohl ahnen können," ſagte er, „was von dieſem ſchönen Abend in Eure Erinnerung bleibend ſich eindrücken wird?"

„Das langſame Gehen," verſetzte heiter Iſabella, „das ſie Tanzen nennen."

„Ihr müßt bedenken," erwiederte er, „daß wir hier das ſtabile Princip repräſentiren; ſeht nur dort meinen Oheim, den Hofmarſchall, der wie ein abgehärmtes Fragezeichen ausſieht und nie vergeſſen kann, daß einer ſeiner Ahnen mit einer bourboniſchen Prinzeſſin vermählt geweſen iſt, welche wenigſtens eine Lilie in ſein Wappen eingebracht hat."

„Iſt bei Euch," fragte Iſabella, „die Lilie auch das Zeichen welches auf die Degen geäzt wird?"

„Bei uns," erwiederte lächelnd Graf Joſeph, „druckt man ſie vor der Hand als Etiquette auf Almanache, und fromme Jungfrauen machen Sonette darauf."

„Wenn ich nur einmal eine Dichterin ſehen könnte!" ſeufzte Iſabella.

„Seht Ihr dort," entgegnete Graf Joſeph, „die Dame in der blaßbläulichen, ſeidenen Robe? Es iſt eine mediatiſirte Fürſtin. Das eine Auge, welches immer ſtill ſteht, iſt vor Schrecken über eine Recenſion

zu Glas geworden, das andere iſt eine zu Tode geweinte Elegie. Gleich hinter ihr die kurze, dicke Herzogin iſt der Pendant zu ihr, — ſie iſt eine Blumenmalerin, wie Ihr an der rothen Schminke auf ihrem Geſichte ſehen könnt; die Klatſchroſe gelingt ihr am beſten. Wir waren ſonſt große Freunde; ſeitdem ich ihr in das Stammbuch eine Ruine mit blühenden Roſen gezeichnet, habe ich ihre Gnade verloren."

Jetzt bewegte ſich die Colonne wieder um einige Schritte, Graf Joſeph ſtreckte den rechten Fuß mit dem feinen Schnallenſchuh aus und führte ſeine Dame um einen halben Schritt weiter vor.

Jetzt wurden die Damen gewechſelt. Jeder der allerhöchſten und hohen Cavaliere überließ ſeine Dame dem vor ihm ſtehenden, indem hier und da Namen und Rang der Dame mit ſammetweicher Neigung des Kopfes zugeflüſtert wurde.

Nach wenigen kurzen Complimenten wechſelten die Damen wieder, ſo daß die Tour zu einer vorübergehenden Unterhaltung der Cavaliere mit den Damen ausſchlug.

Jetzt hatte Graf Joſeph das Glück mit der blumenmalenden Herzogin zuſammenzukommen.

Sie begann die Unterhaltung und zeigte die lächelnden, elfenbeinernen, ſchönen Zähne, welche ſie heute beſonders ſorgfältig eingeſetzt hatte, während ſie ſprach: „war das nicht die kleine Spanierin, die Malavilla, welche Sie einführten? Ich hatte das Glück, von Ihnen bemerkt zu werden?“

„Ich hatte die Ehre,“ verſetzte Graf Joſeph, „von Höchſtihrem eminenten Talente zum Geſange zu ſprechen und meinen Wunſch auszudrücken, ein ſpaniſches Duett von Höchſtihnen und ihr hören zu können.“

„Führen Sie doch die Kleine,“ entgegnete die Herzogin, „in meinen Salon ein; Sie erinnern ſich, daß jeden Freitag —“

Doch jetzt wechſelten die Damen wieder; die Herzogin ging an den Vordermann, Iſabella an den hohen Wirth und Franceſca an den Kaiſer Alexander über.

Da Graf Joſeph jetzt mit einer halbtauben und wortkargen Prinzeſſin zuſammen kam, welche ihn wegen ſeines niederen Standes mißachtete, ſo unterhielt er ſie mit einem ſtereotypen Lächeln, indem ſie ſich bei den Handſchuhſpitzen hielten.

Unter dieſem ſtummen Lächeln hatte Graf Joſeph Zeit, mit ſeinen Blicken verſtohlen Iſabella nachzugehen, mit welcher ſich der Fürſt ſehr gnädig zu unterhalten ſchien. Wie er ſie in ihrer wunderbaren Schönheit von ſich fern ſtehen ſah, brachen alle verhaltenen Gluthen der Liebe und des Haſſes aus der Aſche hervor. An die Seele legte ſich ihm der nagende Gedanke, daß die alte, kupplerische Duenna noch in dieſer Nacht die erſte Zuſammenkunft Iſabellens mit ſeinem begünſtigten Nebenbuhler veranſtaltet hatte, in derſelben Nacht, wo ſein mächtiger Chef für ihn bei dem Ritter um die Hand ſeiner Tochter werben wollte.

„Warum zittert denn der Graf?“ fragte ihn jetzt mit langſamer, näſelnder Stimme die Prinzeſſin und warf den Kopf wie ein Waſſervogel zurück, während die Bruſtbeine vortraten.

„Aus ſubmiſſeſter Ehrfurcht, Sira!“ rief Graf Joſeph ihr in das linke Ohr.

Die Prinzeſſin zuckte gnädig mit den Mundwinkeln und drehte den Nacken ein wenig, und der Cavalier flüchtete ſich wieder unter das ſtereotype Lächeln.

Unterdeſſen unterhielt ſich der hohe Wirth mit Iſabella, welche in dieſen kurzen Augenblicken ſein höchſtes Wohlwollen gewonnen hatte.

„Wir werden es uns angelegen ſein laſſen," ſagte er ſcherzend, „die Krone von Spanien wieder an Oeſtreich zu bringen. Sie dürfen ſich hüten; denn ich werde Ihnen einen tapfern Ritter ſchicken, der Sie erobern ſoll, um dann immer Ihr Unterthan zu ſein."

Iſabella erbleichte, der Fürſt bemerkte es und ſagte: „welche Roſe ſoll Oeſtreich erhalten, die weiße oder rothe?"

Bei dieſer Frage ſah Iſabella auf Francesca, welche die weiße Moosroſe in den Locken trug, und ſagte: „es ſcheint, als wenn Rußland dem Hauſe Oeſtreich keine Wahl mehr laſſen wolle."

Obſchon die Muſik immer wieder die Colonne zum Weiterſchreiten aufforderte, ſo wollte die Tour des Damenwechſels doch nicht weiter gehen, da ſich Alexander immer noch mit Francesca unterhielt.

„Stundenlang ſaß ich ſchon vor dem ſchönen Bilde," erzählte ihr der huldvolle Kaiſer, „und immer näher trat mir der innere Sinn deſſelben.

Ich empfinde es dabei recht eigen, daß das höchste Glück nur ein Traum iſt und nur im Traume genoſſen wird."

Francesca hing mit ihrer ganzen Seele am ſchönen, gnädigen Antlitze des Kaiſers und entgegnete lächelnd: „um ſo mehr iſt Europa zu ewigem Danke dem guten, wachenden Genius verſchuldet, welcher ſeinen Schild über die Träumerin gedeckt und ſie mit ſcharfem Schwerte vertheidigt hat, als der franzöſiſche Adler blutlechzend herunterſtieß."

„In te, domine, speravi!" erwiederte der fromme Kaiſer, „ich war nur ein Werkzeug in der Hand Gottes."

„Ich wollte, daß ich ein Maler wäre!" entgegnete Francesca, „ich malte den angebeteten Kaiſer des Nordens auf dem Schlachtfelde auf den Knieen liegend, während die Adjutanten heranſprengen, hüteſchwenkend und ſiegverkündend."

Alexander ſah ihr mild und freundlich in das glühende Geſicht und ſagte: „wenn Ihr an mich ſpäter denken mögt und eine Umgebung dazu träumen, welche mir recht lieb iſt, ſo ſtellt Euch einen ſtundenlangen Wald von großen, uralten, epheuumrankten Birken und Tannen, durchſchnitten von ſmaragdgrünen

Raſenſtrecken im ſpäten Abenddämmerlicht vor und einen Mann im grauen Mantel dahinwandelnd, verſenkt in melancholiſche Träume, einſam und gedankenvoll — im Parke von Czarskoe-Selo. — Aber auch ich will mir von dem ſo ſchönen Ideale, welches dem Maler meines Bildes vorgeſchwebt hat, den lebendigen Eindruck bewahren. Ich hoffe der ſchönen Ariadne im Labyrinthe dieſer Tage wieder zu begegnen!“

Mit dieſen Worten verneigte er ſich ein wenig, alle Anweſenden machten die Bewegung ihm nach, und die Polonaiſe war beendigt.

Fünftes Buch.

Capitel 1.

In der Strada degli Erbesti hatte Peppo, ein luſtiger, wohlbeleibter Bologneſe eine Oſteria. Den vorderen Raum derſelben nahm die Küche ein, welche zugleich den einkehrenden Gäſten zum Speiſezimmer und zur Wohnſtube diente. Vom Eintritte gegenüber an der ſchwarzen Mauerwand ſtand in einer kleinen Blende die Figur des heiligen Antonius von Padua von angemaltem Gyps. Davor brannte eine Lampe, welche die ſchmutzigen, herumſtehenden Bänke und Tiſche ſpärlich beleuchtete. Durch dieſe Wand ging in jeder der beiden Ecken eine Thüre hinaus; die eine in das Wohnzimmer des Wirths, die andere in die Vorrathskammer.

Dort ſah man ein angeſtecktes Weinfaß auf einem Geſtelle, die in großen Laiben aufgeſchichteten Parmeſankäſe, dazwiſchen einen großen angeſchnittenen

Schinken und wie vom Himmel herunterhängende Knoblauchwürste. Vor dem Heerde ſtand Peppo mit der weißen, ſaubern Jacke und Mütze und der reinlichen Schürze; ſonſt war Alles umher in Schmutz erſtarrt.

Ueber dem Feuer, welches mit Rebenholz unterhalten wurde, drehte ein kleiner Hund an einem Trillrade einen Hammelbraten am Spieße, indem Peppo den kleinen Arbeiter mit den zärtlichſten Schmeichelworten und Verſicherungen tröſtete, daß dieſes heute ſeine letzte Arbeit ſein ſolle.

In dem Dämmerlichte umher, welches das Kohlenfeuer auf dem Heerde und die Lampe des heiligen Antonius verbreitete, ſaßen mehrere Gruppen abenteuerlicher Geſellen. Die meiſten waren in Mäntel gehüllt und hatten ihre breitkrämpigen Hüte tief in die Augen gedrückt, wie Männer, welche auf ein gefährliches Abenteuer ausgehen.

Der Eine hatte harte Eier und Salz vor ſich, welche er mit beſonderer Kunſtfertigkeit auf dem Tiſche auftippte, ſchälte, in Salz eintauchte und zwiſchen ſeinen Zähnen verſchwinden ließ, dann aus dem irdenen glaſirten Weintopfe, welcher vor ihm ſtand, ſich das Glas vollſchenkte und leerte. Ein Anderer

betrachtete mit aufgeſtemmten Armen die Gräten der Fiſche, welche vor ihm auf dem Teller lagen, als dächte er über die Vergänglichkeit aller Dinge nach. Ein Dritter ſaß rittlings auf der Bank und rauchte Tabak aus einer Pfeife, welche aus zwei in einandergeſteckten Rohren und einem rothen Thonköpfchen beſtand, verdrehte die Augen und murmelte unverſtändliche Worte von hohen Potentaten und vom Chevalier durcheinander, bis ihm ſein Nebenmann einen Schlag auf die Schulter gab und ihm zornig in das Ohr rief: „wirſt Du ſchweigen lernen!“

Zwei Andere ſpielten wieder mit einander Morra, indem ſie die Zahl gleichzeitig ausgeſtreckter Finger zu errathen ſuchten und durcheinander ſchrieen: „acht! ſechs! neun! Alle!“ mit einem Eifer, als hinge davon das Heil der Welt ab. Anderwärts ſaßen wieder Einige und ſpielten ſchweigſam Domino um die Bezahlung des Weins, welchen ſie ſich noch in Ausſicht geſtellt hatten.

Die allgemeinere Unterhaltung ſchien eine Muſikantenfamilie, welche unfern der Ausgangthür ſtand, zu beſtreiten. Sie beſtand aus einem alten Mann mit einem erdfahlen Geſicht, welcher die Geige ſpielte, während ſeine Frau, ein altes, zahnloſes, dickes

Mütterchen, ſang, und zwei kleine Knaben auf dem Kopfe vor ihnen dazu tanzten.

Sie hatten einen weißen Pudel bei ſich, welcher die Mütze ſeines Herrn in der Schnauze trug und von einem Gaſte zum andern wedelnd und knurrend herumging und die Gaben einſammelte.

„Wie gut haſt du es dagegen, mein vierbeiniger Küchenjunge und Bratenwender!“ ſagte Peppo zu ſeinem Hündchen im Trillrade, welches keuchend die Zunge hervorſtreckte.

Jetzt trat ein neuer Gaſt herein, welcher eine Kapuze über den Kopf gezogen hatte, daß vom Geſicht nur das linke Auge und ein ſchwarzes Pflaſter auf der Stelle des rechten zu ſehen war. Er verlangte trotzig einen Krug Wein und ſah ſich in dem Gemache um, als wenn er Jemand ſuche. Endlich ging er auf einen der Anweſenden zu, welcher einſam im Winkel an der Tafelecke ſaß und mit dem Finger vom vergoſſenen Wein gedankenlos Figuren auf die Tafel zog Der Einäugige ſetzte ſich wortlos an die andere Ecke.

Als der Wirth mit dem Weinkruge, welchen er beſtellt hatte, unter der Thüre zögerte und mit einem der Gäſte die Zeche berechnete, rief er ihm nach einer kurzen Weile zornig zu: „presto! presto, birbone!“

Sein Nachbar ſchien ihn erſt jetzt zu bemerken. Als Peppo das Krügelchen Wein dem Einäugigen hingeſetzt und ſich wieder entfernt hatte, füllte dieſer das Glas, ſchob es dem Andern zu und ſagte: „trink, Nicolo, auf unſer Wiederſehen!“

„Wie kommſt Du daher, Bajonna?“ flüſterte jener.

„Ich ſpürte Dich aus,“ verſetzte leiſe Bajonna; „meinſt Du nicht, daß ich Dir Geſchichten zu erzählen habe, welche Dich etwas angehen? Hier iſt kein Ort dazu! Folge mir nach in den Hof!“

Nicolo nickte mit dem Kopfe zum Zeichen ſeiner Einwilligung; Bajonna wickelte ſich feſter in ſeinen Mantel und begab ſich hinaus. Bald kam Nicolo ihm nach.

„Bei allen Heiligen!“ fragte Nicolo, „wie kommſt Du aus Neapel hierher?“

„Wie Du?“ fragte kurz Bajonna.

„Das iſt bald geſagt!“ erwiederte Nicolo; „habe ich nicht aus unſerer Revolution in Neapel ein bischen Blut von dem Schweizerofficier an meiner Hand? — Sollt' ich ein ſolcher Narr ſein und dort meinen Hals hinhalten, bis es einem andern Narren gefällt, mir den Strick darum zu werfen?“

„Da haſt Du ein Seitenſtück zu meiner ſtillen Abreiſe von Neapel!“ verſetzte Bajonna. „Du biſt hier im Privatdienſt des Chevalier Bartolo und ſeines Patrons, des Grafen Joſeph, welcher ſich eine Privatpolizei hält?“

„Hm!“ entgegnete Nicolo, halb bejahend, halb verneinend.

„Was haſt Du für Hinterhalt und gehſt nicht mit der Sprache heraus?“ fragte Bajonna weiter, — „Du weißt ja doch, daß ich Dich als abtrünnigen Bruder der Carbonaja —“

Kaum hatte Bajonna dieſe Worte geſprochen, als ein Meſſerſtoß ihm nach der Bruſt ging, welcher jedoch unter dem Mantel auf einen Drahtharniſch traf. Zu gleicher Zeit erhielt Nicolo von ihm einen ſo kräftigen Schlag auf die Hand, daß das Meſſer auf das Steinpflaſter niederklirrte.

„Beſtie!“ murmelte Bajonna; „ſei jetzt vernünftig und laß mich erſt ausreden, ehe Du mir nach dem Leben ſtehſt, Crocodil!“

„Nichts für ungut,“ verſetzte Nicolo; „Du ſollſt ſicher vor mir ſein, bin ich es vor Dir!“

„Sicher, wie ein Kind im Mutterleibe!“ entgegnete Bajonna; „aber ſei aufrichtig und ſprich, wie kamſt Du zu Deinem Gewerbe?“

„Aus Hunger und Menſchenhaß!“ verſetzte Nicolo.

„Warum nicht lieber aus Durſt und Dummheit?“ entgegnete Bajonna.

„Was bleibt dem Patrioten in dieſer Zeit übrig?“ fragte Nicolo, „als unter irgend einer Maske in das Menſchengewühl unterzutauchen! Und in welcher Maske kann ich ſicherer ſein, als in der eines Polizeiagenten? Aus dieſem Unrathe findet ſo leicht Niemand einen alten Carbonaro heraus. Dann kann ich auch bei meinem Gewerbe am beſten meinem Groll nachgehen gegen das Geſindel, welches die italieniſche Sache ſo ſchändlich verrathen hat; denn ſelten bindet Einer ſeine Zunge, daß man ihm nicht ein Wort zum Stricke verdrehen kann. Und weißt Du nicht, wie Hunger thut? Ich könnte Dir Geſchichten erzählen, welche Dich zu einem wüthigen Wolfe machen ſollten; hatte mich doch einer unſerer Brüder drei Tage lang bei ſich hingehalten, um ſich darnach zu erkundigen, ob nicht ein Preis auf meinem Kopf ſtände, welchen er verdienen könnte!“

Thränen der Wuth brachen jetzt aus Nicolo's Augen; er konnte nicht weiter ſprechen, nur die Fäuſte ballen und in der Finſterniß Bajonna heimlich, tückiſch drohend vor das Geſicht halten."

Bajonna dagegen war unſchlüſſig, ob er den Abgefallenen erwürgen, oder zu dem vermeinten höheren Zwecke mißbrauchen ſollte. Endlich ſiegte bei ihm die Klugheit. Er hoffte nämlich durch Nicolo ſicher an den Chevalier zu kommen, um an ihm das Rächeramt zu vollſtrecken, welches ihm durch die Würfel im Gartenhauſe zugefallen war.

Er entgegnete daher ruhig: „ich haſſe weder die Menſchen, noch die Freiheit, aber ich weiß auch kein anderes Mittel, mich vor meinen Verfolgern zu retten, als den Schutz des mächtigen Chevaliers, den ich als ſein Agent oder Geſelle von ſelbſt genöſſe. Schon in Neapel hörte ich, daß Du Dich hier mit der geheimen Polizei eingelaſſen hätteſt; ich lauerte hier vor dem Logis des Chevaliers auf Dich, und als ich Dich endlich heimlich dort aus- und eingehen ſah, war ich meiner Sache gewiß. Bald kundſchaftete ich auch dieſe Oſteria aus, wo Ihr häufig zuſammen kommt, und nun ich Dich perſönlich getroffen, werde ich Dich

nicht loslaſſen, bis Du mir zur Gunſt des Chevaliers verholfen haſt."

Nicolo gerieth durch dieſen Antrag in große Verlegenheit; denn wenn er auch hoffen durfte, daß der Chevalier einen Menſchen, welchen er empfehlen konnte, in ſeinen Sold nehmen würde, ſo kannte er doch den Charakter Bajonna's zu gut, als daß er je an ſeinen Abfall vom revolutionären Wahne hätte glauben können. Wie oft hatte Bajonna das Amt des Großmeiſters in der Loge ausgeſchlagen, um deſto entſchloſſener handeln zu können! Nicolo fürchtete daher, daß es doch auf ſein Leben abgeſehen ſein könnte.

Indem er alles dieſes erwog, dachte er zugleich an das Abenteuer, welches ihm in Kurzem bevorſtand, und an die Gefahr deſſelben.

„Kannſt Du ſchweigen?" fragte er endlich.

„„Kennſt Du mich nicht beſſer, als Du mit Deiner Frage zu erkennen giebſt?""

„Schwöre mir bei Deinem Schutzpatron, daß Du weder mich noch einen Anderen verrathen willſt!"

„„Bei allen Teufeln! ich ſchwöre Dir, verſchwiegen zu ſein, wenn ich es nicht ſchon ſein ſollte!""

„Gut denn! — In dieſer Nacht ſoll ein junger

Geſelle aufgehoben werden, welcher eine Liebſchaft mit einer vornehmen jungen Dame angezettelt hat!"

„„Was geht das mich an?""

„Genug, wenn Du dich unſerem Patron, dem Chevalier, empfehlen willſt; denn das Abenteuer iſt halsbrechend."

„„Als wenn ich eine feige Memme wäre! Heraus mit der Gefahr, ich will ſie beſtehen, wenn Dir der Muth dazu zu dünn gerathen iſt.""

„Kurz und gut! In dieſer Nacht iſt Jemand zu einem Stelldichein unter das Fenſter ſeiner Dame beſtellt. Sobald dieſer dort angelangt iſt und wir in der Perſon ſicher ſind, muß ihm ein Pflaſter auf den Mund und er ſelbſt zu Boden geworfen, geknebelt und in einen Wagen geſchafft werden, um ihn heimlich irgendwo unterzubringen. Willſt Du den Kehlengriff thun, ſo will ich Dich mitnehmen."

„„Baſta! es gilt, ich bin dabei! — Und wie viel erhalte ich zum Handgeld?""

„Zehn Scudi von mir! wie Du mit dem Chevalier hernach übereinkommſt, iſt Deine Sache!"

„„Ein Lumpengeld für einen Henkersknecht!"" entgegnete Bajonna, welcher um Geld für dieſe Arbeit handelte, um Nicolo in Sicherheit zu wiegen.

So ſuchte Einer den Andern zu täuſchen; — denn Nicolo hatte ſich vorgenommen, ihn doch noch ſtumm zu machen. Er wußte es nur zu gut, daß der Mann, welcher überfallen und heimlich entfernt werden ſollte, ſeinen ſcharfen Hatagan immer bei ſich trug, und wenn Bajonna auch nur mit demſelben zu ringen haben ſollte, ſo konnte er doch die Gelegenheit benutzen, um ihm ſelbſt einen tödtlichen Stich zu verſetzen, welcher ihn von dem verdächtigen Carbonaro auf immer befreite.

„„Wird der Chevalier bei dem Abenteuer zugegen ſein?““

„Warum fragſt Du?“

„„Damit ſich mit meiner That kein Anderer brüſten und mir den Lohn wegnehmen ſoll!““

„Du ſollſt That und Lohn,“ entgegnete Nicolo, „ganz allein behalten!“ —

Jetzt ſchlug es auf der Domuhr elf; Nicolo zählte die Schläge und ſagte dann: „nun wird es Zeit, daß ich meine Leute anſtelle! Halte Dich nur immer zu mir und verrathe Dich nicht durch überflüſſige Reden!“

„Als wenn ich,“ entgegnete Bajonna, „ein Papagei wäre, wie Du!“

Sie gingen jetzt in die Osteria zurück; Nicolo ließ sich noch einen Krug Wein geben, stürzte ihn in einem Zuge hinunter und rief dann den Anwesenden zu: „es wird Zeit zur Ruhe! Wer die Ordnung liebt, der folgt mir!"

Mit diesen Worten ging er fort. Einer nach dem Andern von den Gästen erhob sich, bezahlte und verließ die Stube, in welcher nach wenig Minuten sich Niemand mehr befand, als Peppo und die Musikantenfamilie, welche sich in einem Winkel zusammengekauert hatte.

Peppo hatte jetzt seinem kleinen Hunde ein Lager auf dem Heerde zurecht gemacht und wollte nun selbst zu Bette gehen, als er aus dem dunkeln Winkel beim Eingange zehn Augen funkeln sah.

„Was?" schrie er, „ich sollte meine ehrliche Osteria zu einer Zigeunerherberge machen? — Packt euch hinaus, oder ich hetze euch mit meinem Cenerentolo zur Thür hinaus! Ihr rührt euch noch nicht? Ihr unterfteht euch, hier noch zu trotzen?"

„Um die Barmherzigkeit Gottes!" jammerte die Musikantenfrau, „Ihr werdet uns doch nicht hinausjagen auf die Straße, mich und die armen Kinder!

Sind wir doch ehrliche Leute und haben unſern Paſſeport und ſuchen uns redlich zu nähren, wie Ihr geſehen habt. Mein Alter ſoll für Euch und Euer Haus zehn Paternoſter vor dem Einſchlafen beten; Ihr mögt es glauben, er betet gut!"

„Still mit Deiner Lärmtrommel!" ſagte Peppo, „zeigt Euren Paſſeport und laßt ſehen!"

Die Alte wühlte jetzt in einem Felleiſen herum, bis ſie die ſchmutzige Brieftaſche und darin den Paſſeport fand, welchen ſie Peppo einhändigte.

„Alſo Römer ſeid Ihr?" fragte der Wirth, „wirkliche, wahre, ächte Römer?"

„So wahr das Campidoglio," rief jetzt pathetiſch der Muſikant hinter ſeiner Frau vor, „über dem alten Forum und Rom auf ſieben Bergen ſteht! So wahr Cäſar und Hannibal dem heiligen Vater in alten Zeiten die Steigbügel gehalten; ich bin ein Römer, geboren alla Fontana di Trevi, wo gleich vor der Hausthür Fiſche gebraten werden!"

Peppo nahm den Paß zu ſich und ſagte: „hättet Ihr euch gleich als Römer zu erkennen gegeben, Maeſtro, ſo hätte es keines Redens bedurft!"

Mit dieſen Worten ging er in ſein Schlafgemach und holte einige alte, mit Seegras geſtopfte Matratzen, welche er der Muſikantenfamilie zuwarf und ihr gute Nacht wünſchte; dann ſchloß er fürſorglich die Thüre zur Vorrathskammer ab und begab ſich zur Ruhe.

Capitel 2.

Antonio hatte den Prieſter Santello, da der Ritter Malavilla mit Iſabella zum Balle gefahren war, zu ſich eingeladen, um den Abend in der Geſellſchaft bei ihm zuzubringen.

Jouy hätte Arnold gern trunken gemacht und nöthigte ihm noch ein Glas Malvaſier auf, nachdem ſein Zureden an Achilleus Mäßigkeit geſcheitert war.

Malocchio ſprach, aufgeregt von den ſüßen Flammen, welche er ſchlürfte, unermüdlich von dem Beruf der Kunſt, das Leben wie eine Traube zu keltern und den Moſt zu Wein abzuklären; Niemand hörte auf ihn. Um ſo ungeſtörter konnte er fortfahren: „was machte die alten Maler in ihren Werken ſo groß? nichts weiter, als der klare Inſtinkt, mit welchem ſie das eigenſte Leben ihres Zeitalters zu erfaſſen und darzuſtellen wußten. So lange der ſiebenfarbige

Regenbogen der christlichen Religion durch die Weltseele sich hinunter in das Herz des Künstlers zog, konnten seine Werke nur der Abglanz dieser Herrlichkeit sein. Seitdem aber die alten griechischen Götter vor dem türkischen Lärm und Spectakel bei der Zerstörung Constantinopels wieder aufgewacht und nach Italien ausgewandert und allmälig dem Menschen in das warme Blut getreten sind, ist das Leben ein ganz anderes geworden. Nun fangen meine Kunstkameraden an vornehm zu thun und das Publikum zu verachten, weil es an zierlichen Madonnenheiligenscheinen und Christkindlein und den Händefaltungen, Verklärungen und Verzückungen keinen rechten Geschmack mehr finden will. War früher die Welt nach der Bibel zugeschnitten, so hat sie sich jetzt ausgethan in die Natur und die Geschichte."

„Dort sind noch ewig neue Motive zu Bildern zu finden! — Was, Ihr hättet keinen Stoff? malt mich ab!" rief er und schwenkte mit der einen Hand den Hut und in der andern Hand das leere Glas in die Höhe; „es lebe die traumtrunkene Ariadne und Kaiser Alexander hoch!"

Die Gesellschaft stieß mit an und Santello rief: „auf den Triumph der guten Sache!"

Alle ließen ihre Gläſer bei dieſem Trinkſpruche anklingen und jeder dachte an etwas Anderes.

Mitten in dieſem Lärm hatte ſich Achilleus heimlich entfernt, ohne daß Jemand darauf Acht gehabt, zumal Jouy jetzt einen Zankapfel in die Geſellſchaft geworfen hatte mit den Worten: „alſo meint Ihr wirklich, Herr Pater, daß Ferdinand der Siebente oder die Regentſchaft von Seo d'Urgel ſo eine gute Sache hätte? Sind denn wirklich Camerillaregierung und Inquiſition für ein Volk ſo ein großes Heil?“ —

„Spanien iſt groß und herrlich geworden durch die Treue im reinen Glauben!“ verſetzte Santello, „und groß geblieben, ſo lange die Inquiſition ſtark genug war, die Ketzer auszurotten.“

Chevalier Bartolo ergriff das Wort und ſagte: „von der Herrlichkeit der Inquiſition kann ich jetzt mehr erzählen, als ich früher gewünſcht hatte. Ich habe Gelegenheit gehabt, mit ihr ſo bekannt zu werden, daß ich ihre Wohlthat noch jetzt in allen Gliedern fühle, wenn ſich das Wetter ändert. Ich lebte zur Zeit des Ausbruches der franzöſiſchen Revolution in Paris und war, begeiſtert für die Freiheit, ein Jacobiner wie die meiſten meiner Freunde; denn jede allgemeine Idee einer Zeit hat etwas Anſteckendes,

und kein Menſch kann ſich dagegen leicht verwahren. Ich weiß nicht, wodurch ich zu der Ehre gekommen war, von den Mitgliedern meines Clubs für einen durchtriebenen Geſellen gehalten zu werden. Doch mochteich gerade dieſem Vorurtheile es zuſchreiben, daß ich als Emiſſair nach Spanien geſchickt wurde, um dort den Samen der Freiheit auszuſtreuen, oder mit andern Worten: um dort Verſchwörungen und Emeuten anzuzetteln und dadurch der franzöſiſchen Republik den Rücken ſicher zu machen. In dieſer Miſſion kam ich auch nach Tarragona. Dort wurde ich mit dem alten Baron Uguanna bekannt, welcher in meiner Schule bald ſich zum beſten Werkzeuge der Revolution heran=gebildet hätte, wenn ich eben ſo klug geweſen wäre, als ich gelten wollte."

„Der alte Baron hatte eine ſehr ſchöne Tochter, welche ſich in mich verliebte; mein junges Herz fing Feuer, und gar bald fand ich Gelegenheit ihr das Evangelium der Freiheit zu predigen."

„Die Folgen davon blieben nicht aus; der alte Baron wüthete, der aufgehetzte Pöbel rottete ſich vor meinem Quartier zuſammen und ſchrie: Tod dem Franzoſen! Nieder mit dem Jacobiner! und ich konnte mich nur in einer Mönchskutte retten, welche ich auf

meinen nächtlichen Streifereien trug, indem ich die verriegelte Hausthür selbst aufriß, mit den Worten: nieder mit dem Jacobiner! in die verblüffte Volksmenge hineinsprang und so mir zur Flucht verhalf."

„Ich schüttelte den spanischen Staub von meinen Füßen und kehrte nach Frankreich zurück, wo bald darauf Bonaparte die Revolution zum Schlachtroß und kaiserlichen Paradepferd abrichtete und zuritt. Ich konnte nichts Besseres thun, als zur Armee zu gehen, wo für die thätige Jugend der neue Glücksstern schien. Dieser führte mich im Jahre 1809 unter den Adlern Junot's wieder zurück nach Spanien."

„Täglich im Kampfe mit den spanischen Guerilla's hatte ich mich bald bis zum Range eines Majors emporgearbeitet."

„Als ich mit meinem Bataillon in Toledo einrückte, kam mir die Geistlichkeit und Municipalität huldigend entgegen, und fast dazu gezwungen wurde ich zu einem Gastmahle geführt, welches zu Ehren der brüderlichen französischen Nation veranstaltet sein sollte."

„Man geleitete mich in einen großen Palast, wo die vornehmsten Einwohner der Stadt versammelt waren und zu einer festlichen Tafel, an welcher die

ſchönſten Damen mir zur Seite und gegenüberſaßen. Ich wurde mit dem erſinnbarſten Luxus bedient und jeder Argwohn ſchwand aus meiner Seele. Unter den heiterſten Geſprächen, Scherzen und Trinkſprüchen verſtrich die Zeit. Plötzlich wurde es mir jedoch vor den Augen dunkel, ich wollte vom Seſſel in die Höhe ſpringen, es war mir unmöglich, mir vergingen die Sinne und ich ſank bewußtlos wie in den Arm des Todes."

„Wie lange ich mich in dieſem Zuſtande befunden haben mochte, weiß ich nicht. Ich erwachte endlich wieder, doch mit Erſchrecken; denn ich lag in einem offenen Sarge, meine Hände waren auf dem Rücken feſtgebunden und vor mir ſah ich die Inquiſitionsrichter mit den tödtlichen Augen. Sie ſaßen an einer ſchwarzverhangenen Tafel, auf welcher Kerzen bei einem Todtenkopfe brannten."

„Wo bin ich? ſeufzte ich."

„„Im Verhörſaale der Inquiſition,"" antwortete Einer der Fürchterlichen."

„Was habt Ihr mit mir zu ſchaffen? rief ich. — Für jedes Haar auf meinem Haupte müßt Ihr dem Kaiſer der Franzoſen Rechenſchaft geben! wehe Euch, wenn Ihr noch weiter gegen mich frevelt! — Noch

ſei Euch vergeben! Mein Bataillon wird mich ſchon jetzt ſuchen!" —

„„Im Grabe!"" war die Antwort."

„Meine Braven?"

„„Fielen zum Sühnopfer der ſpaniſchen Nation!""

„Gut, ſo erwürgt auch mich!"

„„Nicht gleich! erſt bekenne Deine Sünden! Haſt Du nicht vor Jahren in Tarragona öffentlich und heimlich geläſtert gegen die Jungfrau Maria und den Sohn Gottes am Kreuze! und gepredigt, daß die nackte Pariſer Vernunft der einzig wahre Gott, und alles Andere Lüge ſei?""

„Wer iſt der Elende, der mich beſchuldigt?"

„Bei dieſer Frage flüſterten die Ketzerrichter unter einander, endlich erhob ſich Einer von ihnen. Es war eine hohe, vor Alter niedergebeugte Geſtalt, welche ſich kaum aufrecht zu halten vermochte. Auf einem Krückenſtocke, geführt vom Familiaris des Gerichts, welcher eine Kerze hielt, kam der Mönch zu mir."

„Ich blickte in die Höhe, das erdfahle, beinerne Geſicht des Mönchs ſah auf mich herab, grell beleuchtet vom Scheine der Kerze. Seine brennenden Augen ruhten auf mir, als wollten ſie mich vernichten."

„Nach einer Weile fragte er: „„kennſt Du mich, Elender?““

„Ich habe Euch nie geſehen! entgegnete ich.“

„„Erinnerſt Du dich noch an den Baron Uguanna in Tarragona?““

„Ihr ein Mönch, und ich in Euren Händen? ſeufzte ich, Gott erbarme ſich meiner!“

„„Nicht über Dich, elender Verführer meiner Tochter! Ehe Du auf ewig in die Nacht verſinkſt, höre: Elvira iſt geſtorben und hat Dich verflucht; Dein Sohn, welcher nie etwas von ſeinen ehrloſen Eltern erfahren wird, betet als Einſiedler auf dem Montſerrat für ihre arme Seele; und ich ſtehe vor Dir, um Dich der Verdammniß zu weihen! bekenne Deine Sünden, — und verdirb!““

Sautello war bei dieſer Erzählung des Chevaliers immer aufmerkſamer geworden. Faſt leblos ſtarrte er ihm in das Antlitz. Nur manchmal zuckte er kaum merkbar in ſich zuſammen.

Der Chevalier fuhr jedoch fort: „ich drückte meine Augen zu, um nicht länger in das rachebrütende Auge des Greiſes zu ſehen, und ſchwieg auf alle ſeine Fragen. Nach einer Weile kam der Familiaris wieder zu mir

heran, hob mich aus dem Sarge und ſtellte mich auf die Füße."

„„Führt ihn hinein in das Gewölbe!"" herrſchte der Großinquiſitor zwei dienenden Laienbrüdern oder Henkersknechten zu."

„Auf dieſen Befehl wurde ich aus dem Saal hinunter geführt in ein unterirdiſches Gewölbe. Dort ſtand in einer Mauerblende die hölzerne Bildſäule der ſchmerzensreichen Mutter Gottes. Sie hielt in der Rechten eine Oriflamme, ihr Haupt umſtrahlte eine vergoldete Glorie. Sie trug wie eine Minerva eine Art von Panzerhemde. Beleuchtet von unzähligen Lampen erſchien ſie lebendig. Das Geſicht hatte etwas ſchmerzlich Schönes und doch wieder Grauſames, daß mich noch heute ſchaudert, denke ich an die ſchöne Qualſpenderin; denn ich erfuhr nur zu bald, welche grimmige Tücke unter der Maske der Allerheiligſten verborgen war. Dem oberflächlichen Blicke kaum bemerkbar, beſtand das Panzerhemd des Muttergottesbildes aus kleinen ſchmalen, doch ſcharfen Meſſerklingen. Arm und Hände hatten Gelenke. Durch ein Maſchinenwerk im Innern konnte die Geſtalt fürchterlich belebt werden."

„So mußte ſie, der Inbegriff der himmliſchen Demuth, die hochbegnadigte Jungfrau, ſich zu einem Marterwerkzeuge erniedrigt ſehen von wahnſinnigen Fanatikern, und rachedürſtenden Mönchen zur Erhaltung des reinen Glaubens.“

„Ihr gegenüber ſtand ein Altartiſch, und vor demſelben zwei Geiſtliche. Der Eine redete mich an mit den Worten: „„Bartolo, Du haſt ſeit langen Jahren, wir wiſſen es, nicht den Troſt der Religion empfangen! Deine frommen Eltern haben Dich mit freudebebenden Herzen unſerem Heilande geweiht und ihm Deine Seele empfohlen; er hat Dich nie verlaſſen, nur Du haſt ihn verläugnet. Sieh, die Geiſter Deiner Eltern heben ſich händeringend und weinend aus ihren Gräbern empor, um Dein hartes Herz zu erweichen, daß es ſich dorthin wende, wo allein das Heil iſt! Und wieder öffnet ſich ein neues Grab und daraus hervor ſteigt der Geiſt der unglücklichen Elvira und ſchlingt ihre Arme um Deinen Nacken, um Dich niederzuziehen auf Deine Kniee! Kehre Dich um und ſieh: wie die ſchmerzensreiche Mutter Dich zu ſich winkt; gehe hin, erwärme an ihrem Buſen Dein verſtocktes Herz, bekenne Deine Sünden, damit Du wieder zurückkehren kannſt in der Schooß der Chriſtenheit!““

„Da ich meiner ſelbſt nicht mehr mächtig war, ließ ich mich geduldig zum Marienbilde hinleiten.“

„„Lege Dich in ihre Arme!““ flüſterte mit ſüßer Stimme der Eine meiner Begleiter.“

„„Und küſſe den holdſeligen Mund der Gebenedeiten!““ mit weinender Stimme der Andere.“

„Wie erſchrak ich aber, als ich ihr ſo genähert wurde und ſie plötzlich ſanft wie eine Lebende die Augen aufſchlug und ihre Arme ausbreitete, gleich als wolle ſie mich liebevoll an ihr Herz drücken.“

„In dieſem Augenblicke erwachten alle Sünden in mir, welche ich nur je begangen hatte, meine Seele fühlte ſich in den ſeligen Schauern der Reue zerknirſcht und wie ein Kind, das Unrecht gethan und ſich beſſern will, ſank ich an ihr mütterliches Herz.“

„Die Mutter Gottes ſchlang in demſelben Augenblicke die Arme um mich, feſter und feſter zog und drückte ſie mich an ſich. Ein gräßlicher Schrei entfuhr meinen Lippen, denn jetzt fühlte ich tauſend Spitzen und Schneiden mir auf den Leib geſetzt. Jetzt ſchnurrte es wie ein Uhrwerk, nein! wie eine fürchterliche Katze im Innern der Geſtalt, und in das zuckende Fleiſch ſtachen leckend tauſend ſtählerne

Züngelchen. Ohnmächtig hing ich in den Armen der ruchlos Entweihten.“

„Als ich wieder erwachte, lag ich entkleidet auf einem Teppiche vor dem mildlächelnden Marienbilde, das wie ein Vampyr von meinem Blute tropfte. Das ganze Gewölbe war von Wachskerzen erhellt, und aus der Ferne scholl ein melancholisch-süßer Choralgesang.“

„Da stand wieder vor mir der fürchterliche Uguanna mit drei anderen Inquisitoren und fragte mich: „„Elender, willst Du noch nicht bekennen, daß Du die heilige Jungfrau mit Wort und That gelästert hast?““

„Jetzt trat in mein Gedächtniß wieder die fürchterliche Scene mit ihrer Marter und Niedertracht, und mein ganzes Wesen schäumte auf in Zorn und Wuth, indem ich mit erstickender Stimme rief: Fluch über Euch, die Ihr selbst die Allerheiligste am gräßlichsten verhöhnt und verlästert, Ihr, die Ihr die Mutter Gottes schändlich mißbraucht zu einem Folterknecht! Fluch auch Dir, alter wahnsinniger Greis, der Du nach meinem Blute dürstest, weil ich vor langen Jahren im jugendlichen Leichtsinn mit Deiner Tochter menschlich gesündigt habe! Räche Dich, ja

räche Dich! Hier iſt meine arme, zerfleiſchte Bruſt, trink Dich ſatt an dem hervorquellenden Blute und nehme Dich die allbarmherzige Gottheit einſt ſo in ſeine Arme, wie mich heute Eure Mutter Gottes umarmt hat!"

„„Ketzer! ſchrie mich einer der Inquiſitoren an, Du frevelſt von Neuem! Wir gönnen Dir Zeit zur Reue und Buße! Familaris, rufe die Knechte und führt ihn hinunter in die Reſtauration!""

„Die Knechte kamen und wuſchen mich ſo lange mit Eſſig, bis die tauſend kleinen Wunden ſich in brennendem Schmerz ſchloſſen; dann führten ſie mich eine tiefe, ſteile Treppe wie in einen Bergmannsſchacht hinunter, bis wir an eine mit Eiſen beſchlagene kleine, niedrige Thüre kamen. Sie wurde aufgeſchloſſen, ein dumpfer, widriger Geruch kam mir entgegen, der eine Kerkerknecht leuchtete hinein und der andere ſchrie: „„Bücke den Kopf und nun krieche hinab!""

„Mit Gewalt wurde ich hineingedrängt, die Thüre verſchloſſen und ich befand mich allein in dem Moder und der Nacht des Kerkerloches. Da es nur ungefähr zwei Ellen hoch war, ſo konnte ich nur liegen und mit gekrümmtem Rücken auf der Erde kauern. Ich war in der Hölle bei lebendigem Leibe."

„Wie lange ich dort zugebracht, weiß ich nicht, denn ich lebte ſchon nicht mehr und war in dumpfes Hinbrüten verloren.“

„Da träumte mir einmal, daß ich aus meinem Grabe von bewaffneten Männern herausgezogen würde; aber dann ſchloſſen ſich, von Licht geblendet, meine Augen, und meine Sinne waren gänzlich vergangen.“

„Doch fühlte ich ein angenehmes Rieſeln über meinen Leib, aber noch war es mir unmöglich, mich vom Schlafe, welcher bleiern über mir lag, zu befreien; — endlich wurden meine Sinne wacher. Auch fühlte ich jetzt, daß mir die Lippen geöffnet und einige Tropfen Wein eingeflößt wurden. Nie in meinem ganzen Leben habe ich Etwas genoſſen, was ſüßer und erquickender mir geſchmeckt und was mich mehr geſtärkt hätte, als die Tropfen dieſes Labetrunkes. So kehrte allmälig menſchliches Leben in mein Blut zurück.“

„Bei meiner unverwüſtlichen Lebenskraft hatte ich mich bald wieder erholt, und nun erfuhr ich das Nähere meiner Rettung.“

„Nach der Einnahme von Madrid hatte ſich die höchſte Junta mit ihren Horden über Illicos nach

Toledo fechtend zurückgezogen, verfolgt von General Laſalle an der Spitze ſeiner Reiterei und General Valence mit ſeiner Escadron der braven polniſchen Legion."

„Vor den Thoren der Stadt hatten die Lanciers im Sturmritte das Geſindel zerſtreut, und die Voltigeur's durch die Gärten mit dem Bajonette einen Weg ſich in die Stadt gebahnt."

„Laſalle hatte ſich ſogleich zu den Inquiſitionsgebäuden begeben. Thore und Pforten wurden von den Beilen der Sappeur's zuſammengebrochen und die bewaffneten Knechte des Glaubensgerichts niedergehauen, die Gefangenwärter gezwungen, die Soldaten zu den verborgenſten Kellern zu begleiten und mit ihnen in die unterirdiſchen Gänge hinabzuſteigen. In einem dieſer Kerker hatten ſie mich gefunden, in anderen die furchtbaren Jammergeſtalten der Unglücklichen, welche ſeit langen Jahren im Kerker geſchmachtet, verkrüppelt, den Rücken in eine hohle Wölbung zuſammengedrückt und Arm und Hand bis unter das Knie hinabgeſchoben. Mit ihren blödſinnigen, grauen Geſichtern und den weißen Mähnen ihrer Haupthaare und Bärte glichen ſie mehr ſeltſamen, gräßlichen Thieren als Menſchen."

„Das iſt die Werkſtätte geweſen," rief der Chevalier, von Wein und Erinnerung angeregt, „in welcher der reine Glaube und die Herrlichkeit Spaniens angefertigt worden ſind."

„Das iſt die Werkſtätte geweſen," entgegnete Santello mit todtbleichem Geſicht und ſtieren Blicken, „in welcher ein Rabenvater vergebens an ſein Weib und Kind erinnert worden iſt! Alter Sünder, was würdeſt Du ſagen, wenn Dein Sohn plötzlich vor Dir ſtände und legte ſeine Hände auf Deine Schulter, wie ich jetzt thue, und ſähe in Dein laſterhaftes Geſicht, wie ich jetzt hineinſehe, und Dich fragte: Mann, wo iſt Deines Sohnes Vater?"

„Uguanna!" ſtöhnte der Chevalier, ſchlug die Hände vor ſein Geſicht und ſank in den Seſſel.

Santello trat einen Schritt zurück, ſeine Lippen waren feſtgeſchloſſen, doch zuckten leiſe Krämpfe in den Mundwinkeln; die übrigen Anweſenden, welche hier vor der Löſung eines furchtbaren Geſchickes zu ſtehen ſchienen, wagten kaum Athem zu holen.

Endlich ſagte Santello mit gebrochener Stimme und geſenkten Blicken: „ich habe den Deckel eines Sarges gehoben und darunter geſehen das Antlitz der Verweſung! Friede ſei mit ihm!"

Mit dieſen Worten wandte ſich Santello und begab ſich hinweg.

Kaum war er fort, ſo ſprang der Chevalier empor und ſagte: „zum letzten Male in meinem Leben habe ich gelogen; denn, wie Sie ſehen, fehlte gar nicht viel, ſo hätte ich wider Verhoffen ein Söhnchen bekommen!“

Jouy warf jauchzend ein Glas an die Decke und rief: „die ganze Welt iſt Lug und Trug! nur der Augenblick iſt nahe daran, eine Wahrheit zu werden!“

Bei dieſen Worten nahmen die Gäſte ihre Hüte und verabſchiedeten ſich von Antonio, welcher zurückblieb und ſeine Schweſter vom fürſtlichen Balle erwartete.

Capitel 3.

„Hier wohnt Isabella!“ sagte die alte Ines, indem sie mit der Lampe dem nachfolgenden Achilleus vorleuchtete; — „diese Thüre führt in den Saal, wo der Ritter seine Conferenzen mit den Diplomaten hält, diese geht in meine Schlafstube, nun biegen wir links, da läuft die Treppe hinunter zur Capelle; kommt mir nur ruhig nach!“

Unter diesen Reden der Alten, welche ein schwarzwollenes Tuch um den Kopf geschlagen hatte und mit ihrem hageren Gesichte und den großen, wilden Augen über die Schulter auf den nachfolgenden Achilleus zurücksah, gingen sie die steile Wendeltreppe hinunter.

Unten im Vorhause angelangt, schloß sie rechts eine Thüre auf und sagte: „das ist die Seitenthüre zur Capelle! Tretet nur ein!“

Die Capelle war matt erleuchtet von der meſſingenen Lampe vor dem Marienbilde über dem Altare. Ihr Schein reichte ſo weit, als die Stufen des Altars gingen, der übrige Raum verſchwand in Dämmerung und Finſterniß.

„Jetzt muß ich Euch hier allein laſſen," fuhr Ines fort, indem ſie ſich bekreuzte und eine Verbeugung vor dem Altar machte; „Ihr ſeid in guter Obhut! Mitternacht iſt nahe und jeden Augenblick kann der Ritter mit Iſabella zurückkommen. Wenn Alles im Hauſe ruhig und ſicher iſt, komme ich mit Iſabella herunter. Während Ihr mit meiner Donna zuſammen ſeid, will ich Wache ſtehen; auf das leiſeſte Zeichen von mir müßt ihr euch trennen. Iſabella geht durch die Seitenthüre zurück, Ihr aber müßt dort zur Hauptthüre hinaushuſchen; ich habe ſie zur Fürſorge aufgeſchloſſen."

„Santello iſt drüben beim Arzte, ich habe ihm den Schlüſſel auf einen Augenblick weggenommen. Aber vergeßt nicht, daß Ihr ein Hidalgo ſeid und der Ehre meiner Iſabella nicht mit einem Hauche nahe tretet. Fürchtet Euch dort vor der heiligen Maria, wenn nicht vor mir."

„Geht mit Gott," entgegnete Achilleus; „Ihr ſollt nie bereuen, daß Ihr uns gütig geweſen ſeid. Aber noch eins: wie werde ich durch das Hofthor auf die Straße hinaus kommen?"

„Laßt Euch nicht bangen," verſetzte Ines, „es iſt nie verſchloſſen, da das Schloß daran vielleicht ſeit Menſchengedenken eingeroſtet und unverſchließbar iſt. Es geht auf und zu wie eine Doſe. Horch! — kommt da nicht ein Wagen? — Nein! er fährt vorüber. Ich muß hinauf; laßt Euch die Zeit nicht zu lange währen."

Mit dieſen Worten war Ines durch die Seitenthür verſchwunden.

Achilleus ſetzte ſich auf die Stufen des Altars und ſtützte ſein Haupt in die Hand. Aus ſeinem Herzen war jede Leidenſchaft entwichen, ſeine Liebe zu Iſabella leuchtete in ihm reiner, als das Flämmchen der Lampe vor dem Muttergottesbilde über ihm. Um ihn herum ſtellte ſich ſeine ganze Vergangenheit und ſah ihn mit frommen, großen Augen an. Ihm trat vor ſeine Seele ſo deutlich, wie noch nie, ſeine Heimat, die ſchöne Inſel Candia und das väterliche Haus in Canea und die Kirche der Panagia, wo er ſeinem Vater, welcher dort Prieſter war, als

Knabe ſo oft im heiligen Dienſte Beiſtand geleiſtet hatte.

Jetzt tauchte ein neues Bild in ihm auf. Er ſah ſich mit ſeinen beiden Schweſtern zu den Füßen des Vaters unter dem großen Feigenbaume im Garten ſitzen, lauſchend den Geſängen Homers, welche er ihnen vorlas. „Wie lange habe ich euch, ihr Lieben, nicht geſehen?“ ſeufzte er; — „weder Dich, frommer, ſtrenger Vater, noch Dich, Irene, Du jüngſte meiner Schweſtern, noch Dich, großherzige Cizina?“ — Immer näher traten ihm ihre ſchönen Geſichtszüge, ſo daß er unwillkürlich die Arme ausſtreckte und ſagte: „werdet ihr auch meine Braut aus der Fremde freundlich bei euch aufnehmen?“ — Seine lautgeſprochenen Worte hallten in der Capelle wieder, und erweckt aus ſeinen Träumen, lächelte er für ſich über ſeine Schwärmerei.

Bald aber verſank er in der Stille der Nacht wieder in die Erinnerung. Er dachte der heiligen Stunden, wo er mit ſeinem Vater am Meere wandelte und hinausſah in die Ferne, wo rechtshin im großen, rauſchenden Meere die hundert Inſeln des Archipels wie dunkelblaue Schilder weithin verbreitet lagen, ihnen zunächſt Cerigo, die cytheriſche Inſel,

und jenſeits der Meerenge das hyacinthenblühende Laconien mit allen ſeinen uralten gewaltigen Erinnerungen an Sparta mit dem düſtern Taygetes im Hintergrunde und dem meerzujauchzenden Eurotas.

Während er ſich ſo in Erinnerungen und Träume verſenkt hatte, war der Wagen des Ritters in den Hof hereingefahren, ohne daß er davon etwas vernommen hatte.

Lebhafter, wie noch nie, fiel ihm auf das Herz die Noth ſeines Vaterlandes, „und ich höre die Feldſchlacht in der Ferne toben, und ich bin nicht mehr unter den vorrückenden Gliedern! — Aber bald! — bald! — Und Iſabella? — Es war keine Zeit zur Liebe, und ich muß ſchamroth werden, daß ich ihr unterliege!“ —

„Ich Unglücklicher,“ ſprach er mit tonloſer Stimme vor ſich hin, „ich hätte ſtärker ſein ſollen, als die Leidenſchaft, obſchon ich keinen Dienſt für mein Vaterland verabſäumt habe.“

Bei dieſen Worten überkam ihn ein ſchwerer Kummer. Die Zukunft lag noch nie ſo dunkel wie jetzt vor ſeinem innern Auge. Es drückte ihm ſein Herz im Buſen zuſammen, und unwillig wiſchte er

ſich eine Thräne aus dem brennenden Antlitz. „Und was thue ich hier?“ ſagte er wieder zu ſich ſelbſt, „mit herzloſen Diplomaten weiter und weiter ohne Erfolg unterhandeln? mit Menſchen, welche vor der friſchen That in ihrer Seele erbeben, und froh ſind, wenn ſie ihr einen gefährlichen Namen geben können! Weil ſie ſich freuen, uns mit den ſpaniſchen und italieniſchen Revolutionären vermengen zu können? Die Nachwelt wird zu träumen wähnen, wenn ſie lieſt: die chriſtlichen Kaiſer und Könige haben das Volk der Hellenen verächtlich von ſich geſtoßen, als es gewagt, das Joch des uralten Feindes der Chriſtenheit zu zerbrechen! — Und die Rache geht langſam und kommt doch. Und mitten zwiſchen dieſen Greueln und Kämpfen muß ich unter Ruinen die lieblichſte Blume finden, welche je mein armes Auge erblickt hat? — Zu welchen Räthſeln verirrt ſich mein Geſchick! Sie liebt mich! — und ich hatte nicht um ihre Liebe geworben, und ich liebe ſie, ohne daß ich ſie lieben wollte! Hat ein guter Gott das Alles ſo über mich verhängt, ſo will ich ruhig der Linie nachgehen, welche ſein Finger vor mir her in den Staub zieht, und führte ſie mich durch Entſetzen und grimmige Leiden zum unbekannten Ziel.“

Jetzt hörte er die Thür knarren und herein im flammenden Festschmuck trat Isabella. Unter der Thüre zuckte sie zurück; Achilleus trat zu ihr, faßte ihre Hand und sprach mit bewegter Stimme: „habe tausend Dank, Du mein guter Engel, daß Du vertrauungsvoll heruntersteigst in meine Nacht. Wie bist Du so schön und gut! Setze Dich zu mir auf die Altarstufen, daß die Panagia uns sehe und höre; denn wir sind ihr heilig in dieser Stunde."

Achilleus breitete seinen Mantel auf die Stufen des Altars aus und beide setzten sich darauf, Hand in Hand und Haupt zu Haupt geneigt.

Selten mag ein Auge so ein wunderbar eigenes Bild erblickt haben, wie es hier die Altarlampe beschien.

Es war, als wenn die ganze Welt die Liebe dieses zum Asyle des Altars geflüchteten Paares mit geheimnißvollem Dunkel schützend umgeben wollte, während es von oben herab die Mutter Gottes mit der Lampe beleuchtete und sich ihrer herrlichen Kinder erfreute, welche vor ihr da saßen in der Blüthe ihrer schönen Gestalten und in der Pracht ihrer schönen phantastischen Landestrachten.

Achilleus drehte jetzt Isabella's Antlitz an das Licht, daß es gerade über die Stirn hereinfiel und es magisch beleuchtete, sein Herz schwoll vor Entzücken und er rief: „Du Herrliche, sag' mir, wie kann ich Deine Liebe verdienen?"

„Ich schenke sie Dir," versetzte Isabella, „aber was giebst Du mir dafür?"

„Mein ganzes Herz," entgegnete er.

„Dein Herz ist eine große, herrliche Gabe!" versetzte Isabella, „ein prächtiger Edelstein, aber rundgeschliffen und leicht zu verlieren; faß' es erst ein in Treue zu einem Ringe, und gieb mir so Herz, Treue und Ring, daß ich Alles tagtäglich, stündlich, augenblicklich sehen und fühlen und an meine Lippen drücken kann; dann erst bin ich sicher, daß Du mich liebst!"

„Diesen einfachen goldenen Reif," entgegnete Achilleus, „gab einst mein Vater meiner Mutter, welche nun im Grabe ruht, zum Zeichen seiner Treue; er ist das heiligste Amulet, was ich besitze, und verbindet mich, wenn Du es an Deiner Hand tragen wirst, mit Dir auf ewig. Hast Du aber auch bedacht, Isabella, daß ich einem Volke angehöre, das

ſich erſt das Land ſeiner Väter mit dem Blute ſeiner beſten Söhne erkaufen muß? — Kannſt Du glauben, daß ich meine Pflicht vergeſſen werde und meinem Vaterlande in der ſchrecklichſten Stunde, wo es zwiſchen Leben und Tod ringt, treulos ſein könnte?"

„Ich liebe Dich um ſo mehr!" entgegnete Iſabella, „ich will keinem Manne angehören, zu dem ich nicht in Anbetung und Bewunderung wie zu meinem Gotte emporſchauen kann."

„Ich kann Dir, Du Holde," erwiederte Achilleus, „kaum ein ſicheres Obdach anbieten, nichts, als die Hoffnung auf die Freiheit meines Vaterlandes von der Tyrannei grauſamer Osmanli's. Iſt Deine Liebe ſo ſtark und gewaltig, daß Du mit mir Noth, Kummer, Verfolgung, Todesangſt und unendlichen Jammer zu theilen im Stande biſt?"

„Kennſt Du die Liebe ſo wenig, daß Du an ihr und mir zweifeln könnteſt?" fragte mit zartem Vorwurfe Iſabella. „Fragſt Du auch Dein Auge, ob es noch ſehen will, wenn Dich Feinde mörderiſch umringen? Fragſt Du Deine Hand, ob ſie Dich vertheidigen, Dein Herz, ob es noch ſchlagen will, wenn Du im Elende biſt? Und ich ſoll nicht ſein, wie Dein

Herz, Dein Auge und Deine Hand? Ich will Dir ja Alles, ich will Du ſein, wenn Du mich ſo ganz in Dein Weſen hineinnehmen und mich ſo in Dir ſein und walten läßt, wie Dein eigenes Blut."

„Habe Dank, heilige Iſabella," ſagte Achilleus, „für den Blick, welchen Du mir vorgönnſt in Dein tiefes, ſchönes und unendlich reiches Herz! Du allwaltende Gottesmutter ſieh herab, ich küſſe Deine Tochter auf die Stirn und nehme in meine Obhut ihre Seele, — ich küſſe ihre Augen und nehme ſie zu meinen Sternen, welche mich leiten ſollen durch mein ganzes Leben, — ich küſſe ihren Mund und weihe ſie zu meiner Braut! Und ſo, Iſabella, ſtecke ich den Verlobungsring an Deine Hand und nenne Dich mein, ſo lange mir noch die Sonne ſcheint und das Meer rauſcht!"

„Sei ganz mein," rief Iſabella, „ſo lange ein Gott im Himmel lebt!"

„Du haſt es geſagt, es ſei ſo!" — entgegnete Achilleus.

„Ich gebe Dir dagegen dieſen Ring aus Drähten von Gold, Silber, Kupfer, Eiſen, Zinn und Blei zuſammengefügt mit dem Diamanten zum Zeichen,

daß ich Dir angehöre, so lange die Natur zusammenhält."

Mit diesen Worten sank sie an sein Herz, welches mit heftigen Schlägen ihr zartes Haupt auf und niederhob; auf einmal fuhr sie aber plötzlich in die Höhe.

„Was ist Dir, Geliebte, Theure?" fragte Achilleus.

Isabella brach in heftige Thränen aus, schlug die Hände verschlungen über die Kniee und starrte vor sich hin auf die Stufen.

Lange war Achilleus vergebens bemüht, ihr Worte abzugewinnen, er strich ihr die herunterfallenden Locken aus dem Gesicht und redete ihr mit vielen sanften Worten zu, sich zu fassen, und ihm zu entdecken, was sie quäle?

Nach einer Weile begann sie zu wehklagen: „o ich armes, mutterloses Kind! — hätte ich nur eine Mutter, welcher ich mich an die Brust werfen könnte, um ihr Alles zu gestehen, um Rath und Trost in meinem Elende zu gewinnen!"

„Dein Verlobter," versetzte Achilleus, „muß Dir Vater und Mutter und alle Verwandtschaft er-

ſetzen; mir kannſt Du, mir mußt Du Dich ganz vertrauen!"

„Ich vertraue Dir auch," entgegnete Iſabella, „aber eben um ganz Dein zu gehören, bedürfte ich einer Fürſprecherin bei meinem Vater. So wiſſe es denn, Graf Joſeph bewirbt ſich um mich, und mein Vater iſt ihm gewogen. Dieſen Abend ſprach der Fürſt, welcher den Ball gab, lange mit meinem Vater, und aus mancherlei Andeutungen muß ich ſchließen, daß meine Hand verſagt worden iſt."

„Wehe über mich!" verſetzte Achilleus, „es iſt mir unmöglich, Dich zu verlieren, da ich Dich gewonnen habe. Wie ſind wir zu retten? Weib! Du biſt mein, mir verbunden durch die heiligen Eide, — und im Gürtel trage ich den Hatagan!"

„Vergieß kein Blut!" rief ängſtlich Iſabella, „nur kein Blut; denn aus dem Blute, ſagt Ines, ſteigen böſe Geiſter auf, welche den Mörder jagen und hetzen wie ein Wild, bis er zuſammenſinkt."

„Und dieſer Graf Joſeph, und gerade dieſer," entgegnete Achilleus, „ſoll nicht ſeine Hand und ſein Auge zu Dir erheben! — Er iſt verloren!" —

„Meinem Vater gegenüber," fuhr Iſabella fort, „bin ich ein willenloſes Werkzeug; biſt Du mein

Verlobter und künftig mein Gemahl, so beweise es durch die That. Sie werden mich in die Arme des Verhaßten werfen und vor den Altar ziehen, werde ich dann hoffnungslos mit meinen Augen nach Dir spähen? Ich weiß keine Hilfe und keinen Rath, dafür bin ich Dein, und Du bist mein Herr, der seine Sclavin vertheidigen wird."

„Welche Frage auch unser Schicksal an mich stellen wird," betheuerte Achilleus, „ich werde darauf antworten, wie es mir Gott eingiebt. Nur das Eine weiß ich, daß ich Dich retten oder untergehen muß. Ob Klugheit oder Gewalt, oder Beides zusammen, den Knoten lösen wird, werden die Umstände lehren. Dem Willen und dem Muth ist alles Menschliche möglich! So fasse Dir ein Herz für das Nächste! Verzage nicht, wenn Du bis zum Aeußersten gedrängt wirst, denn oft ist nur dort die Hilfe möglich. Meine Gedanken fliegen immer zu Dir und sind um Dich herum wie die Augen des Adlers um sein Junges im Horste und erspähen jede Gefahr, welche Dir droht."

„Ich vertraue Dir!" versetzte Isabella, „und ich will ruhig sein! — Ich verlange nicht, daß Du mir

beſonders verſprichſt, mich zu retten, Du mußt es ja ohnedies, da ich nun Dein bin."

Jetzt kam Ines herein und rief: „es wird Zeit, hohe Zeit, daß ihr euch trennt; nicht lange wird es dauern, ſo bricht der Morgen an."

Capitel 4.

Während so Achilleus und Isabella in der Capelle vor dem Marienaltare Ringe und Schwüre tauschten, gingen in der dunkeln stürmischen Nacht zwei Männer, tief in Mäntel gewickelt, auf der Straße vor Antonio's Hause auf und ab, sechs standen am Hofeingange in den Winkel gedrückt, zwei Andere an der Thür, welche hinauf zur Wohnung des Spaniers führte. An der Straßenecke hielt ein bedeckter Wagen, der Kutscher stand zwischen beiden Pferden, welche ungeduldig mit den Hufen Feuer aus den Pflastersteinen schlugen.

Die Beiden, welche auf der Straße auf und nieder gingen, unterhielten sich flüsternd miteinander.

„Es scheint," sagte der Eine, „als wenn wir vergeblich auf den Vogelfang ausgezogen wären."

„So viel iſt gewiß," entgegnete der Andere, „daß ſeit elf Uhr Nachts, wo ich meine Leute erſt ſicher hier anſtellen konnte, Niemand in die beiden Häuſer gekommen iſt, welcher nicht hinein gehört hätte. Im Wagen des Spaniers befanden ſich nur der Ritter mit ſeiner Tochter und Franceſca, dabei Kutſcher und Diener, welche mir genau bekannt ſind."

Obſchon der Chevalier, welcher ſich hier mit dem Grafen Joſeph unterhielt, ausgekundſchaftet hatte, daß Achilleus der glückliche Nebenbuhler des Grafen war, ſo hielt er es doch für gut, bis zum Ausgange der Sache hierüber zu ſchweigen. Ob er aus Klugheit oder Tücke dieſe Nachricht verhehlte, darüber gab er ſich ſelbſt keine Rechenſchaft; doch wäre es ihm lieb geweſen, wenn er ihm den Plan, auch ihn wieder unter eine Oberaufſicht zu ſtellen, wie er aus dem heimlich eröffneten Briefe erfahren hatte, mit irgend einem Streiche hätte vergelten können. Wenigſtens war er gewohnt, ſich immer den Rückzug zu decken, bevor eine Unternehmung noch nicht gelungen war.

Graf Joſeph ging nun eine Zeit lang ſchweigend neben dem Chevalier her.

Jetzt hörten ſie aus dem offenſtehenden Fenſter von Francesca's Zimmer die Klänge einer Zither heruntertönen.

„Signora Francesca," flüſterte der Chevalier, „iſt noch munter."

„Sie thäte beſſer," entgegnete Joſeph, „ſie legte ſich zur Ruhe!"

„Der Ball ſcheint ſie alarmirt zu haben," verſetzte der Chevalier.

„Horch, die ſchöne Nachtigall," ſagte Joſeph, „ſingt ein Lied."

Sie lauſchten jetzt und hörten mit ſchöner, kräftiger Stimme Francesca zur Zither ſingen:

Wär' ich der Regen,
Ich wollte mich legen
Der Erde an's Herz;
Wie ſollte ſie blühen
Und jauchzen und glühen!

Wär' ich die Sonne,
Ich ſög' mich vor Wonne
In's dampfende Meer;
Wie ſollt' es da rauſchen,
Um Küſſe zu tauſchen!

Könnt' ich verwehen,
Zu Nebel vergehen,
Zerfließen in Luft;
Ich hielt voll Erbarmen
Die Welt in den Armen.

So mit dem Herzen
Voll Liebe und Schmerzen
Verglüh' ich allein
Und ſinke in Flammen
Und Aſche zuſammen.

„Es iſt zu viel vom Teufel verlangt," ſprach Joſeph zu ſich, „die Eine rächend zu verderben und die Andere zugleich zu gewinnen. Es iſt zu viel Seligkeit auf einmal! Doch wäre es ein Meiſterſtück, könnte es gelingen."

Doch jetzt dachte er wieder daran, daß in demſelben Augenblicke vielleicht ſein glücklicher Nebenbuhler über ihn triumphire. Er hatte bei der belauſchten Unterredung der Duenna mit Iſabella den Namen des Verhaßten nicht gehört, er rieth nur darauf, daß es Achilleus ſein müßte. Aus zu großer Vorſicht hatte er ihn nur unter die beſondere Aufſicht des Chevaliers geſtellt, ohne die Mittel zu gebrauchen, welche ihm vielleicht zu Gebote geſtanden hätten, ihn polizeilich fortzuſchicken. Jetzt bereute er, damit

gezögert zu haben, während er doch im nächſten Augenblicke ſich wieder darauf freute, ihn ganz in ſeine Gewalt zu bekommen und ihm ſeine Verwegenheit abbüßen zu laſſen, wenn er wirklich zum Rendezvous beſtellt geweſen ſein ſollte. Oder ſollte doch, fragte er ſich wieder, ein Anderer von Iſabella begünſtigt ſein? welch unerforſchbares Räthſel iſt ein Weiberherz!

In dieſen Gedanken wanderte er wieder mit dem Chevalier auf und ab.

Die beiden Vermummten, welche zu den Seiten des Treppengeländers vor dem Hauseingange des Ritters lehnten, waren Bajonna und Nicolo.

Sie ſtanden regungslos wie zwei ſteinerne Pfeiler in der Finſterniß der Nacht, einander unſichtbar.

Nach langem Stillſchweigen legte endlich Nicolo die Hände gekrümmt um die Mundwinkel, damit ſeitwärts der Ton nicht vernommen werden könnte und ſprach leiſe: „biſt Du wach?“

„Immer!“ flüſterte Bajonna zurück.

Bei dieſer Antwort näherte ſich ihm Nicolo und ſprach ihm noch leiſer in das Ohr: „hörſt Du nicht in der Capelle Jemand ſprechen? — Es tönt mir

immer ſo etwas um die Ohren herum, als ſprächen Menſchen im Gebäude."

„Das iſt leicht möglich," entgegnete ebenſo Bajonna, „bleibe Du hier zurück und laß mich an der Capellenthür horchen."

Mit dieſen Worten ſchlich Bajonna dorthin und lauſchte durch das Schlüſſelloch. Wohl ſah er vor dem Altare Achilleus und Iſabella im Schimmer der Lampe vor dem Marienbilde, er hütete ſich aber, ſeinem Gefährten etwas davon mitzutheilen, denn es lag ihm nichts daran, daß hier der Privatpolizei des Grafen Joſeph ein Opfer fiele, aber Alles an der Gelegenheit, dem Chevalier auf den Leib zu kommen. Er war ſchon einmal bei ihm im Hofe geweſen, hatte ihn aber nicht eher erkannt, als bis er wieder ſich hinweg begeben und ſein Gefährte ihn genannt hatte. Bajonna war entſchloſſen, ſich die Gelegenheit zum zweiten Male nicht entwiſchen zu laſſen.

Er ging daher zu Nicolo wieder zurück und ſagte ihm, daß in der Capelle Alles ſicher und darin nichts zu ſehen ſei, als die Mutter Gottes im Scheine der Lampe.

Jetzt schauerten die Wolken im Sprühregen herunter und Nicolo kroch wie ein Hund in den Treppenwinkel, um sich vor dem Regen und der Kälte zu schützen, Bajonna aber stellte sich wieder unter das Thor der Capelle.

„Eine schöne Nacht zum Todtschlage!" dachte er bei sich selbst, „alle Sterne sind eingeschlafen und der alte Gott mit allen Heiligen könnte nicht den Wolf vom Hunde unterscheiden. Es wäre eine schöne Stunde, der Weltregierung ein wenig nachzuhelfen und eine bessere Stelle, als die Kirchenschwelle könnte es nicht geben, eine Blindschleiche zu zertreten!"

Jetzt kam Graf Joseph zum Hofe herein und blieb vor der Eingangsthür zum Hause stehen; er versuchte leise das Schloß an der Thür, fand es jedoch fest verschlossen. Nun kam er zu Bajonna und fragte leise: „ist Alles in der Capelle still geblieben?" —

„„Wie im Grabe!""

„Ist die Thür gut verschlossen?"

„„Verschlossen und verriegelt!""

„Habt Ihr auch keine Thür öffnen oder ein Gespräch oder sonst Etwas gehört?"

„„Vor einer Viertelſtunde hörten wir im Vordergebäude eine Mädchenſtimme ſingen.““

„Gut!“

Graf Joſeph ging fort, ohne das Schloß an der Capellenthür unterſucht zu haben.

„Wie ſcherzhaft der Zufall iſt,“ ſagte Bajonna bei ſich, „daß er vom Haſſe die Liebe behüten läßt! Während mein Feind einem Andern nachſtellt und mich zum Helfershelfer geworben hat, und ich dabei ihm ſelbſt wieder tödtlich nachſtelle, läuft endlich alles darauf hinaus, daß ich zwei Liebende in der Schäferſtunde bewacht habe.“

Jetzt ſah Bajonna wieder durch das Schlüſſelloch und ſprach dann vor ſich hin: „welche Eile haſt Du doch drin, Dich von Deinem Liebchen zu trennen, Du kommſt immer noch zu früh heraus! Wider Willen muß ich, wenn Du zu voreilig herauskommſt, Dich Deinen Feinden überliefern. Faſt bin ich neugierig darauf, wer von Euch Beiden das größere Glück hat; — denn einer von Beiden iſt verloren! Sie könnten eben ſo gut mit einander um das Leben würfeln, als wider Wiſſen den Zufall entſcheiden laſſen. So wäre ich denn weiter nichts, als ein

blindes Werkzeug des Zufalls oder des Geſchickes? Was iſt der Chevalier? Was endlich das Schickſal ganzer Völker? — Was grüble ich hier weiter? — mir bleibt die That, die luſtige Mutter der Zufälle ſelbſt!"

Während der mörderiſche Demagog ſich ſo mit ſich ſelbſt beſprach, hatte Graf Joſeph ſich vor dem froſtigen Regenſchauer in den Wagen geflüchtet. Der Chevalier ſtand davor und beſprach ſich mit ihm.

„Welche Zeit iſt es in der Nacht?" fragte der Graf.

„„Drei Uhr Morgens!""

„Nicht vor Tagesanbruch weiche ich von hier; haben wir bis dorthin vergebens gewartet, dann überlaſſe ich Euch die weitere Aufſicht. Auf jeden Fall müßt Ihr herausbringen, ob eine fremde Perſon, und welche im Hauſe des Ritters geweſen iſt. — Hundert Ducaten ſetze ich auf die Kundſchaft davon und das Doppelte auf den Kopf des Abenteurers! Nun wißt Ihr genug."

„Excellenz braucht mir keinen ſo ſcharfen Sporn einzuſetzen," erwiederte der Chevalier, „um meine Pflicht zu thun, doch bin ich dankbar für das Ho-

norar, welches ich eben ſo gewiß verdienen werde, als ich ein Corſikaner bin.

„Geht jetzt zurück zu Euren Geſellen," befahl Graf Joſeph, „damit im entſcheidenden Augenblick jeder zur Hand iſt!"

Bartolo entfernte ſich und ging auf Antonio's Haus zu. Dort flüſterte er unter dem Eingange zum Hofe einige Worte den Männern zu, welche dort ſtanden, dann ſchlich er in den Hof und vor die Thür des Ritters, wo er im Winkel den zuſammengekauerten Nicolo fand.

„Was ſchläfſt Du hier im Winkel, Nicolo?" zürnte er mit böſen Worten, „vor die Thür gehörſt Du! Wo iſt Truccio?"

„„Er ſteht, ſo viel ich weiß, an der Thür des Vordergebäudes!""

„Wo und wer iſt denn hier Dein Nebenmann?"

„„Der Neuangeworbene! Jonnaccio!""

Während der Chevalier dorthin ging, ſah er plötzlich den Schein eines Lichtes an den Treppenfenſtern zum erſten Stockwerk hinauf leuchten.

Es waren Isabella und Ines, welche aus der Capelle hinauf in ihre Gemächer gingen.

Schnell wandte sich der Chevalier zur Thür der Capelle und fragte Bajonna: „hast Du nichts gehört?"

„Seid Ihr unser Chef?" fragte Bajonna.

„„Ja! doch gieb Antwort!""

„Es sind Leute drinnen vor dem Altar! Hört Ihr nicht die Schritte auf den Marmorplatten? Es kommt auf uns zu! Da seht nur hinein!"

Jetzt bückte sich der Chevalier, um hineinzuspähen, in demselben Augenblicke aber drückte Achilleus von Innen die Thür auf und Bajonna stieß fest den Dolch dem Ritter in den Rücken mit den Worten: „stirb Verräther!"

„Hilfe! Hilfe!" rief zurücktaumelnd der Chevalier, während Bajonna ihm den zweiten Stich versetzte und Achilleus aus der Capelle hervorspringend den Mörder mit gewaltigem Arme zurückschleuderte, daß er weit hinein in den Hof taumelte.

„Ein Verräther unter uns!" schrie der davoneilende Nicolo; „der Chevalier ist ermordet!" —

Die feigen Schergen unter dem Thore und draußen auf der Straße ergriffen die Flucht, unter ihnen Ba-

jonna, welcher die Verwirrung noch größer machte und ſchrie: „es ſind Mörder unter uns!“

Zugleich hieb der Kutſcher vom Wagen, in welchem Graf Joſeph ſaß, in die Pferde, daß er raſſelnd davon flog.

Achilleus hatte aus Vorſicht die Thür der Capelle in das Schloß geworfen und dann den Chevalier aufgehoben.

„Seid Ihr verwundet?“ fragte Achilleus.

„Ich fühle einen Schmerz auf der linken Schulter,“ verſetzte er.

„„Chevalier Bartolo? Was bringt Euch hierher? Doch kommt, kommt, daß wir Hilfe ſchaffen!““ —

Unter dieſen Worten führte er den Verwundeten an die Hofthür vor der Wohnung Antonio's.

Drinnen war es lebendig geworden. Kaum hatte er angepocht, ſo wurde geöffnet.

Achilleus führte den Chevalier in die ihnen entgegenſtoßende Stube des Hausdieners, welcher Licht hatte.

Der Chevalier hatte ſo viel Kraft, um den Rock abzuwerfen. Durch das Hemd und die Weſte lief das Blut vom Rücken herunter.

Jetzt kam auch Antonio herbei. Ohne Worte zu verlieren, unterſuchte er die Wunden. Die eine hatte ſich im Schulterblatt verfangen, die andere die linke Bruſt ein wenig geritzt.

„Daß dieſer zweite Stoß meinem Leben kein Ende machte, verdanke ich Euch, Achilleus," ſagte der Chevalier; „denn hättet Ihr den Banditen nicht in demſelben Augenblicke beim Kragen gefaßt und hinweggeſchleudert, ſo ſaß er im Herzen feſt. Vielleicht finde ich Gelegenheit, mich bei Euch zu bedanken, wenn Ihr und Signore Antonio den Vorfall verſchweigen könnt. Doch laßt mich jetzt lieber heimkehren, damit ich mich in mein Bett ſtrecken kann; die Wunden ſind ſo unbedeutend und ausgeblutet, daß ein wenig Heftpflaſter Alles wieder in Ordnung bringen wird."

Da ſich durchaus der Chevalier nicht länger halten ließ, ſo gab ihm Antonio unter der Bedingung nach, daß er und Achilleus ihn in ſeine Wohnung begleiten dürften, damit ihm unterwegs kein Unfall zuſtoßen möchte.

Der Chevalier nahm dieſes Anerbieten dankbar an, Antonio ſteckte ſein Verbindezeug in die Taſche

und faßte ihn bei dem einen Arme, während Achilleus ihn bei dem andern Arme nahm, so daß er zwiſchen Beiden ſeinen Rückzug noch rüſtig genug anzutreten vermochte.

Capitel 5.

Achilleus traf bei ſeiner Heimkehr ſeinen Diener Thriaki in ſeinen zottigen Ueberwurf gewickelt ſchlafend im Hausraume vor ſeiner Stube.

Als ihn Achilleus beim Namen rief, fuhr er aus dem Traume empor und ſchrie: „zu den Waffen, die Osmanli! die Osmanli!“

„Hier ſind wir ſicher vor ihnen!“ verſetzte lachend Achilleus. „Zünde nur ſchnell die Lampe an, damit es hell wird.“

Thriaki rieb ſich die Augen und entgegnete luſtig: „ſo wollt' ich doch, daß ich alle Osmanli mit Pulver in die Luft ſprengen könnte, da ſie mir auch im Schlafe keine Ruhe laſſen! Schiffen wir nicht bald wieder heim?“

In dieſem Geſpräche waren ſie in das Zimmer gegangen. Als ſich Achilleus auf das Lager werfen

wollte, ſchlug ſich Thriaki plötzlich mit geballter Fauſt vor die Stirn und rief: „daß mich eine theſſaliſche Hexe in einen Eſel verwandle," doch ſpuckte er abergläubiſch dabei aus, um die Bedeutung der Worte unſchädlich zu machen.

„Was haſt Du, Thriaki?" fragte ſchlaftrunken Achilleus.

„„Es wartet ein Bote aus einem Pyrgos nicht weit von hier auf Euch ſeit geſtern Abend; er hat einen Brief bei ſich, worauf Euer Name ſteht. Er will durchaus nicht ſagen, wer ihn ſchickt und den Brief Euch nur ſelbſt geben. Er ſitzt halb ſchlafend und halb wachend in der Stube des Thürhüters. Soll er kommen?""

„Hole ihn, damit wir wiſſen, was er will!"

Thriaki ging, und Achilleus ſetzte ſich auf ſein Lager, die Capotta über Kopf und Stirn gezogen.

Nicht lange hatte er ſo geſeſſen und den Schlaf abgewehrt, ſo trat der Bote ein.

Dieſer war ein alter, rüſtiger Bergjäger. Da ihn Achilleus nicht gleich bemerkte, ſo ſchwenkte er ſein grünes Hütel mit dem Gemsbart und der Spillhahnfeder um den Kopf und rief: „Deine Landsleute, der Metaxa mit der großen ſchwarzledernen Mütze,

und der Fehelo mit den pfiffigen Augen grüßen Dich aus Roveredo, wenn Du der Agley aus Kandi biſt!"

„Gelobt ſei die heilige Jungfrau!" verſetzte Achilleus, „daß ſie da ſind!"

„Die Archonten! unſere Archonten!" rief Thriaki und ſprang jubelnd in der Stube herum.

„Haſt Du ſie geſehen?" fragte Achilleus den Boten.

„Im Wirthshaus neben dem Traffick," verſetzte der Bote, „ſitzen ſie mit ihren gelben Schuhen, rauchen Tabak aus langen Pfeifen und handthieren mit ihren Händen und Zungen, als wenn zehn Wälſche in einem jeden von ihnen auf einmal ſtäcken."

Achilleus hatte jetzt den Brief geöffnet und las:

„Zurückgewieſen von Verona und dem Congreſſe der chriſtlichen Kaiſer und Könige, ſind wir hierher nach Roveredo gegangen. Du triffſt uns in der Lokanda zum Phönix. Sobald Du dieſe Zeilen geleſen haſt, eile hierher, damit wir hören, was geſchehen iſt, und beſchließen können, was Noth thut. Wir bringen Zeitung für Dich aus Candia. Fehelo und Alle grüßen Dich!

Metaxa."

„Ein Pferd! Thriaki! den Schäcken vom Roßkamm Pauluccio, den ich vorgestern ritt! Metaxa und Fehelo sind gekommen!“

„Soll ich mir nicht den Rappen mitbestellen?“ fragte Thriaki.

„Eile nur, guter Junge!“ entgegnete Achilleus; Du sollst mitreiten, aber bringe die Pferde!“

Thriaki warf seine rothe Schiffermütze jubelnd in die Luft, fing sie wieder und stürzte fort.

Während Achilleus den Shawl um das Haupt wickelte und unter dem Halse zusammenknüpfte, Pistolen und Messer in den Gürtel steckte und dann den zottigen Mantel umwarf, erzählte der Tyroler: „den Levantinern geht es halt jetzt gerad wie es uns Tyrolern mit dem Bonaparte gegangen ist. Da wir aufgestanden gegen die Franzosen und Baiern für unsere alten Gerechtsame und das Haus Oesterreich, hat es erst den Großen in Wien gefallen, darnach ist es ihnen eingefallen, daß wir doch Bauern waren; da ist der Andreas, der Sandwirth, auf der Bastei in Mantua erschossen worden. Mit unsern Gerechtsamen war es aber auch aus! Das geht nun einmal nit an, daß das wilde Volk auf den Feind schießt unter eignem Commandanten! — Es ist mir schon

recht, daß Ihr die türkiſchen Hund' niederſchießt, aber den kaiſerlichen Räthen wird das Alles nit gefallen, und eh' ihr's merkt, habt ihr das Genick wieder unter dem Halfter!"

Achilleus lachte und ſagte: „unſere Klephten ſind beſſere Diebe als die euren! Eure verſtehen ſich nur darauf, Freiheiten zu ſtehlen, unſere ſtehlen gleich die ganze Freiheit den Türken aus der Taſche!"

„Die Kuh mit dem Kalb! das iſt zu grob!" verſetzte der Tyroler.

„Freilich! Freilich!" entgegnete Achilleus.

Jetzt wieherten die Pferde vor der Hausthür. Der Bote nahm ſeinen Abſchied und Achillens eilte hinunter. Thriaki ſaß ſchon auf dem Rappen und hielt den Schäcken, welcher vor Ungeduld in die Höhe ſprang.

Achilleus ſchwang ſich hinauf und wie im Wirbelwinde galopirten Beide die Straße hinunter, über die Etſchbrücke, durch die Vorſtadt und die Straße an der rauſchenden Etſch hinauf in die aufqualmenden Nebel des dämmernden Morgens.

In derſelben Zeit ungefähr, wo Achilleus in Roveredo ankam, ſuchte Graf Joſeph den Chevalier

auf, um zu erfahren, was ihm zugeſtoßen, und warum das Unternehmen mißglückt ſei.

Er traf ihn in der übelſten Laune; denn obſchon die Wunden dem Anſcheine nach ganz unbedeutend waren, ſo brannten ſie ihn doch wie Feuer. Dazu nagte noch an ſeiner Seele der demüthigende Gedanke, daß gerade der, welchen er für Geld an ſeinen Feind ausliefern wollte, ihm das Leben gerettet hatte.

„Eine brillante Vorſicht!“ ſagte Graf Joſeph zu ihm; „unſer Vertrauen zu Eurer Klugheit und Pünktlichkeit wird mit jedem Tage ſtärker. Was helfen mir die endloſen Klätſchereien, welche Eure Spione mir zutragen, wenn gerade bei den wichtigſten Aufträgen Eure Creaturen unzuverläſſig ſind. Ich begreife Euren Tact nicht, wenn es möglich iſt, daß unter Eurem Corps Leute ſein können, welche wie Schnappmeſſer auf die eigene Hand zurü[illegible]gen und ſie verwunden, wenn man ſie zücken will!“ —

„Wißt Ihr denn ſo genau,“ verſetzte der Chevalier, „ob der Bandit einer von meinen Leuten war? O, ich weiß es, Herr Graf, daß ich Ihnen ſchon längſt überflüſſig bin; man hat ja ſogar ſchon anderwärts

um Rath gefragt, wie ich nach dem Congreſſe ſtill zu machen ſei?"

„Menſch!" rief Joſeph, „ich will nicht fürchten —"

„Daß ich," fiel ihm der Chevalier in das Wort, „in der Nacht ſtill gemacht werden ſollte. Das ſind die Früchte meines elenden Handwerks! Gott verdamme die Stunde, wo ich mich, einen franzöſiſchen Officier, an Euch verkauft habe!" —

„Schämt Ihr Euch nicht," entgegnete Graf Joſeph, „über den Verdacht, welchen Ihr gegen mich ausſprecht?"

„Nein!" verſetzte grimmig der Chevalier.

„So ſchämt Euch," fuhr Graf Joſeph fort, „Eurer aufkeimenden Feigheit! Sollte ich ahnen können, daß ich mit den ungeheuren Geldſummen, welche ich Euch bezahlt habe, nur einen Verräther aufgefüttert hätte, bei dem heiligen Nepomuk! Ihr ſolltet nicht mehr das Licht des Tages erblicken. Verkriecht Euch wohin Ihr wollt, Ihr entrinnt doch nicht meiner Gewalt!"

„Ich ſehe wohl ein," verſetzte reſignirt der Chevalier, „daß ich meine Seele dem Teufel verkauft habe; mag er ſie haben!"

„Um Redensarten, welche ich Eurem Wundfieber verzeihe," entgegnete Graf Joſeph, „will ich nicht mit Euch rechten; erzählt mir lieber, wie der Hergang war."

„Sehr einfach!" — verſetzte der Chevalier, bemüht, Lüge mit Wahrheit zuſammenzugießen. „Als ich von Innen an der Hausthür des Spaniers ein Geräuſch wahrzunehmen glaubte, und ich mich nach dem Schlüſſelloche bückte, um hindurchzuſpähen, erhielt ich von einem Banditen, welcher hinzukam und mich irrthümlich für den Erwarteten nahm, die Dolchſtiche, welche mich zu Boden warfen."

„Die Dunkelheit der Nacht begünſtigte ihn, „fuhr der Chevalier fort, „daß er gewandt wie ein Aal mir entſprungen war. Zugleich entſtand unter unſern Leuten, welche mich ſtürzen ſahen, der Wahn, daß ich ermordet und Alles verrathen ſei. Wie es mit der Flucht der Leute und Eurer eignen zuging, kann ich natürlich nicht wiſſen."

„Habt Ihr," fragte Graf Joſeph, „vom vorigen Abend Rapport über den Griechen Achilleus?"

„Alſo doch auf ſeiner Spur!" dachte der Chevalier bei ſich, und verſetzte dann: „ich hatte mich

den ganzen Nachmittag an ihn geneſtelt, mit ihm eine Spazierfahrt zum Laco di Garda gemacht und befand mich bei unſerer Rückkehr in ſeiner Geſellſchaft bei dem Doctor Antonio. So viel iſt gewiß, daß ſein Hatagan, wenn er mich verwundet hätte, beſſer getroffen haben würde."

„Seltſam!" entgegnete Graf Joſeph, „und hat man denn keine Spur von dem Banditen?" —

„Zur Zeit noch nicht!" antwortete der Chevalier; „doch zweifle ich nicht, daß er im Laufe des Tages von meinen Spähern ausgekundſchaft ſein wird."

„Da ſich alles anders verhält, als ich dachte," ſagte begütigend Graf Joſeph, „ſo nehmt es nicht übel, wenn ich Euch zu nahe getreten bin! Ein Pflaſter für Eure Wunde werde ich Euch zuſenden. Sobald Ihr irgend Etwas herausgebracht habt, laßt es mir melden! Schont aber ein anderes Mal beſſer Euer theueres Leben!" —

Mit dieſen Worten verließ Graf Joſeph den armen Chevalier und begab ſich nach Haus, um noch eine Stunde Schlaf nachzuholen und dann dem Ritter Malavilla und Donna Iſabella ſeine Aufwartung zu machen.

Der Ritter war frühzeitig wieder aufgeſtanden. Er ging unruhig im Zimmer auf und ab; denn das Loos ſeiner einzigen Tochter war allem Anſcheine nach entſchieden.

Die hohen Verhältniſſe, in welche er ſeine Tochter an der Hand ihres zukünftigen Gemahls treten ſah, umnebelten ihm den Verſtand, daß es ihm vor den Augen flimmerte. Mit Kaiſern und Königen ſah er ſich in Verbindung geſetzt und mit dem höchſten Adel verwandt. Hatte doch ſelbſt der alte Hofmarſchall, welchen Graf Joſeph das Fragezeichen hieß, ihn „mon cher cousin!“ genannt. Doch der neue Glanz, welcher ſeiner alten Familie bevorſtand, ſollte ihm hier gar nichts gelten, ſondern nur die Sache ſeines Königs, welche in dem künftigen Gemahle ſeiner Tochter einen einflußreichen Freund gewann, denn durch dieſe Vermählung mußte dieſer immer an das ſpaniſche Intereſſe ſich geknüpft fühlen.

Da jetzt ein Strahl von der Lampe, über welcher ſein Morgenkaffee ſtand, auf die goldene Doſe fiel, welche er einſt von ſeinem Könige zum Geſchenk erhalten hatte, und in grünlichen und bläulichen Funken die Diamanten des Namenszuges deſſelben ſpielen

ließ, ſo nahm er es für einen Schickſalswink und ein Zeichen des unabweisbaren Glückes für ihn und ſeine Tochter. Er legte in Begeiſterung auf die Doſe die drei Finger ſeiner rechten Hand und ſchwur der abſoluten Krone Blut und Leben zu opfern, während er aus Angewohnheit zugleich den Deckel in die Höhe hob und eine Priſe nahm und ſchnupfte.

Dann ergriff er die Handglocke und ſchellte damit.

Nachdem er dreimal die Glocke geſchüttelt hatte, trat ſein alter Diener Pedro mit dem Waſchbecken, Handtuch und Raſirzeug ein.

„Was ſiehſt Du mich ſo finſter an, Pedro?“ fragte der Ritter.

„Don Malavilla,“ antwortete der Diener, „hat mich immer, ſeitdem ich zu Eurem Hauſe gehöre, und, Ihr wißt, das iſt ſo lange her, als ich alt bin, „Pedro Caſtellan!“ betitelt, und heute ſchon zweimal ſchlechtweg: „Pedro!“ Da erlaube ich mir nur zu fragen, wodurch ich Don Malavilla's Gnade verloren habe?“

Unter dieſen Worten hatte Pedro ſein Geſchäft begonnen, er hob jedoch das Raſirmeſſer jetzt zurück, um eine Antwort zu erhalten.

„Pedro Caſtellan!“ antwortete der Ritter ernſthaft, „fahre fort in Deinem Geſchäft!“

Pedro machte einen Kratzfuß und küßte die Hand des Ritters, dann ging er wieder an ſein Geſchäft und erzählte dabei: „man ſollte nicht meinen, es geht hier gerade ſo her, wie bei uns. Geſtern war nebenan bei dem hochgelahrten Doctor Antonio eine Geſellſchaft. Beim Nachhauſegehen kommen die Herrſchaften in Zank und im Zank herein in den Hof. Ein franzöſiſcher Major erhielt in der Finſterniß der Nacht zwei Dolchſtiche; ſie ſollen aber nicht gefährlich ſein; der junge Grieche Achilleus, ein rechter Haſe, flüchtete ſich in unſre Capelle zum Muttergottesbilde, wo eben Donna Iſabella noch ihr Abendgebet hielt. Ihr dürft nicht zucken, ſonſt ſchneide ich Euch noch einmal! Duenna Ines war zugleich mit dort. Sie kann nicht genug rühmen, wie höflich der Hidalgo geweſen ſei und wie er ſich ſo fein entſchuldigt hätte!“

Jetzt war der Ritter vom Meſſer Pedro's befreit, welcher ihm das Waſchbecken hielt und dann das Tuch zum Abtrocknen reichte.

Der Ritter ſchien in ernſte Gedanken verſunken zu ſein; denn während der ganzen Morgentoilette

ſprach er zu verſchiedenen Malen: „hm! hm!“ ohne ein Wort dazu zu ſetzen.

„Don Malavilla,“ ſagte jetzt Pedro, „ſchaut einmal in den Spiegel, ſo ritterlich nimmt ſich keins der Bilder aus, welche daheim im Ahnenſaale hängen, als das Eure heute an dieſem Morgen. Das mag wohl daher kommen, weil keiner der ruhmvollen Herren ſo viel Kaiſer und Könige wie Ihr in voriger Nacht auf einmal beiſammen geſehen hat.“

„Pedro Caſtellan!“ rief der Ritter, „hüte Deine Zunge und ſprich nicht einfältig über die Vorfahren, welche Löwenmark in ihren Knochen und Blitze in ihren Augen hatten. Haſt Du noch nicht das Bild des Silva Malavilla gleich über dem Haupteingange unſers Burgſaales geſehen mit dem hageren, langen Geſicht und der gerunzelten Stirn, die Hand auf den Kopf einer emporſchauenden Dogge gelegt?“

„Unſeren Mohrenjäger,“ rief Pedro, „der ein Gelübde gethan eine Burg zu bauen und darinnen eine Kirche der gnadenreichen Mutter Gottes, wenn er dreihundert Moriſko's erſchlagen haben würde? Und ehe drei Jahre um waren, lagen dreihundert Schädel unter den Grundſteinen, worauf unſere Burg noch heute ſteht?“

„So iſt's!" verſetzte der Ritter und ſtrich ſich ſeinen Knebelbart.

„Gleich nebenan iſt ſein Sohn," fuhr der Ritter fort, „welcher wochenlang in den Alpuxarren und und den toledaniſchen Haiden wilde Schweine erlegte und dann eben ſo tapfer beim Stiergefecht dem Stier das Meſſer in das Herz ſtieß!"

„Dann folgt der ſchöne, blonde Alvarez mit den ewig ruhigen Augen, von deſſen Ernſt und Majeſtät man erzählt, daß Niemand ohne zu ſtottern zu ihm habe ſprechen können, ſo ruhig und groß vermochte er die Menſchen anzublicken."

„Dann kommt Don Perez," verſetzte der unterrichtete Diener, „der mit eigener Hand den Stammbaum des Hauſes gemalt hat, welcher aus dem Leibe eines darunterliegenden Königs emporgewachſen iſt, und wo ganz oben mit goldenen Buchſtaben in einem der rothen Blätter Euer Name ſteht."

„„Nicht ſo viele Worte! gehe nun hinunter zu Pater Santello, begrüße ihn in meinem Auftrage und bitte den hochwürdigen Herrn, ſeinen Kaffee auf meinem Zimmer zu trinken, denn ich wäre ſeines Rathes bedürftig.""

Pedro Caſtellan entfernte ſich, der Ritter aber kleidete ſich vollends mit aller Sorgfalt an, als wenn er zu Hofe fahren müßte. Als er den Sandalenſchritt des Paters kommen hörte, nahm er den Hut unter den Arm und ſtellte ſich aufrecht unter die Thür zu ſeinem Cabinet, um ihm von da aus zwei Schritte entgegen zu gehen.

„Der Friede Gottes ſei mit Euch!“ ſagte der eintretende Santello; „Amen!“ entgegnete würdevoll der Ritter, indem er zugleich einen und einen halben Schritt zur Bezeigung ſeiner Ehrfurcht dem geiſtlichen Herrn entgegenthat und die Unterredung mit den Worten begann: „ehrwürdiger Herr Pater, laßt uns zuerſt Platz nehmen, damit wir ruhig über einige hochwichtige Angelegenheiten uns berathen können. Erlaubt mir zugleich, Euch bedienen zu dürfen, da ich nicht wünſche, daß meine Dienſtleute uns hier ſtören und im Hin- und Hergehen Einiges verkehrt aufſchnappen und unter ſich noch verkehrter wiedererzählen.“

Mit dieſen Worten goß er Kaffee in die bereitſtehende Taſſe, indem er zugleich zu ſprechen fortfuhr: „und da mein ehrwürdiger Freund zuweilen eine Cigarre nicht verſchmäht, ſo gönne ich mir die Freude,

Euch eine von den wenigen anzubieten, welche mein allergnädigſter König und Herr, Ferdinand der Siebente, mit eigener Hand gedreht und mir verehrt hat, als ich die Gnade genoß, mit ihm die erſte Chocolade zu trinken; denn Ihr wißt, daß auf der Erde es keinen geſchickteren Cigarrendreher giebt, als ihn."

Santello griff mit ſüßverklärtem Geſicht in das Cigarrenkäſtchen, nahm eine davon heraus und hielt ſie dann vor die Augen, als wenn ſich daran Merkmale entdecken ließen, welche ihre königliche Herkunft verrathen könnten.

„Es iſt ein feines ſammtnes Blättchen," ſagte er endlich, „und die kleine Blätternaht geht ſo ſchön in einer Linie herunter, daß darin die königliche Majeſtät, welche auch dem Geringſten ſein Recht angedeihen läßt, ſich zu erkennen giebt."

Jetzt hatten die beiden Spanier ihre Cigarren angezündet und ſchwiegen.

Endlich ergriff der Ritter wieder das Wort und ſagte: „nicht nur in öffentlichen Geſchäften, welche die Freiheit unſeres allergnädigſten Königs und Herrn betreffen, ſondern auch in den Angelegenheiten meines Hauſes habe ich immer nach dem Beiſpiele der ruhmwürdigſten Könige, welche über Spanien geherrſcht,

geiſtlichen Rath mir geholt und befolgt, denn wer muß es ſich nicht ſagen, daß gerade der Prieſter, welcher der Gottheit nicht nur überhaupt ſeiner Heiligkeit nach, ſondern auch täglich bei dem heiligen Sacramente nahe ſteht, auch den richtigſten Blick in die menſchlichen Angelegenheiten haben muß."

„Eure Herrlichkeit," verſetzte Santello, „hat immer im Wohlgefallen Gottes gewandelt und ihr Tagewerk mit Segen überhäuft."

„Sein Name ſei geprieſen!" fuhr der Ritter fort, „ich hatte nie Urſache mein Vertrauen zu bereuen. Insbeſondere habt Ihr mit Eurer Einſicht mir immer den Weg gezeigt, welcher ſich als der rechte auswies. So nehme ich auch jetzt meine Zuflucht zu Eurer Weisheit, wo es ſich hauptſächlich um das Wohl meines Hauſes und meiner Tochter handelt."

„Ihr werdet in der letzteren Zeit häufig bei uns den ehrenwerthen Grafen Joſeph von Frankenſtein geſehen haben. Was ſoll ich reden von ſeiner Herkunft, da er zu einem der angeſehenſten Geſchlechter der größten Monarchie gehört, was von dem Glanze ſeines Hauſes, das mit Burgen, Wäldern und Feldern reich geſegnet iſt, was von ſeinen leiblichen und geiſtigen Vorzügen, von ſeinen gebildeten, ritterlichen

Manieren, da Euch das Alles nicht unbekannt ist, doch davon muß ich reden, daß er schon jetzt die Hoffnung und Freude seines mächtigen Gönners und Chefs ist und vielleicht bald eine Stütze nicht nur seines Herrn, sondern auch der übrigen europäischen Throne werden wird."

„Das Herz dieses hohen Jünglings hat die Fürsicht Gottes meiner Tochter zugeneigt, und die fürstliche Durchlaucht hat gestern vorläufig, wenigstens kann ich mir das, was dieselbe zu mir gesprochen, nicht anders deuten, um ihre Hand für ihn angehalten, und ich konnte darauf nicht anders antworten, als daß seine Gesinnung meinem Hause zur höchsten Ehre gereiche."

„Diesen Vormittag werden dessen Oheim, der Oberhofmarschall, und er selbst erscheinen, wie ich vermuthe, um die Verlobung mit ihr zu vollziehen. Insofern Euch dagegen kein Bedenken beikommen sollte, bitte ich Euch, einen Notar zu bestellen, um die Ehepacten aufzusetzen und rechtskundig zu machen."

„Wie könnte ein anderes Gefühl," entgegnete Santello, „in mir aufkommen, als das einer namenlosen Freude über das Glück Eures Hauses, welches darüber steht wie ein glänzender Morgenstern! erlaubt

mir, meinen Glückwünſch aus der innerſten Seele Euch hierüber abſtatten zu dürfen."

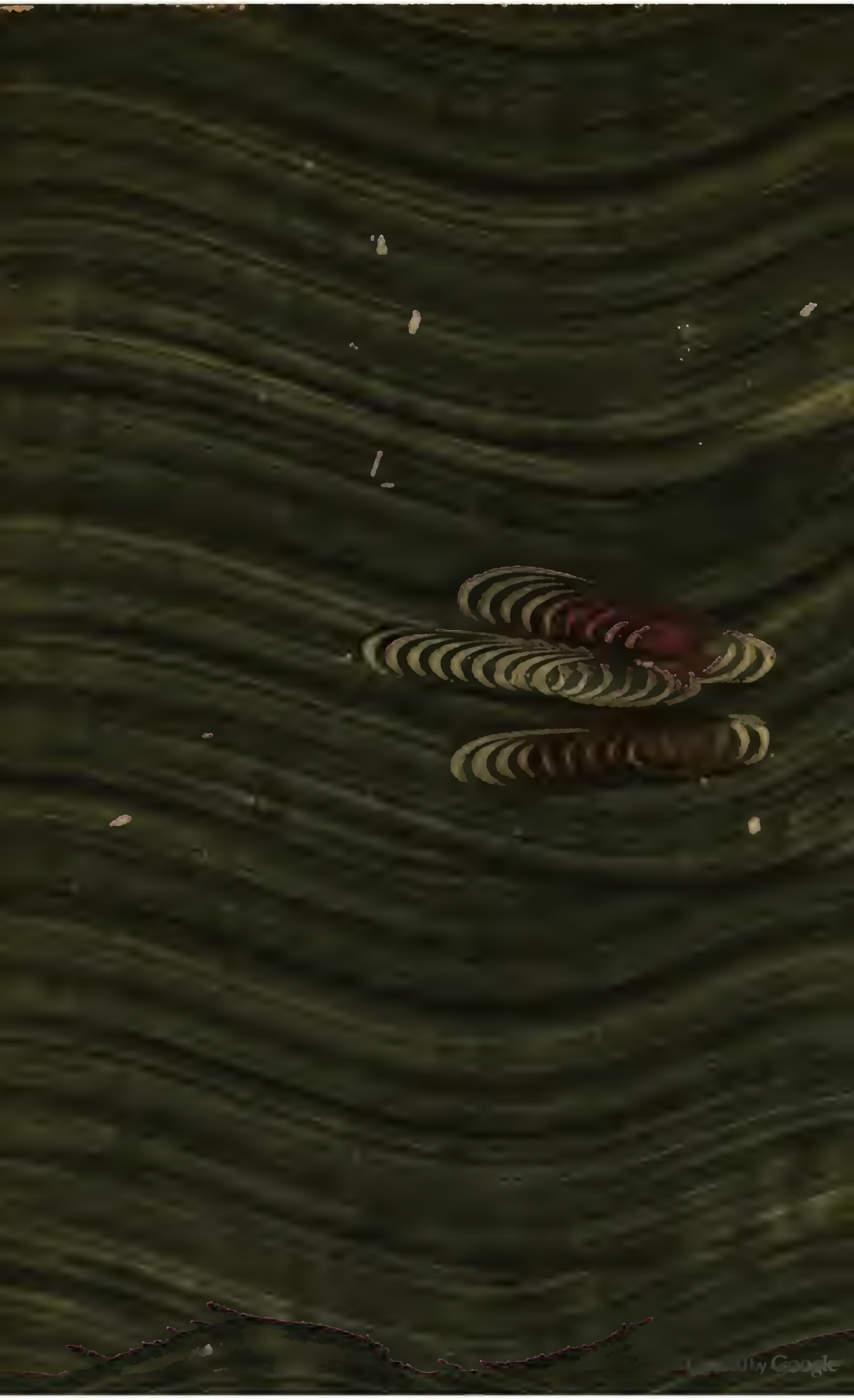
„Wir danken Euch für Eure Theilnahme, „verſetzte der Ritter, „denn wir ſind überzeugt, daß kein Menſch ſie aufrichtiger an unſerem Wohle nehmen kann, als Ihr, der Ihr unſer geiſtlicher Hausfreund ſeid und, wie wir hoffen, lebenslänglich bleiben werdet. Doch noch eins iſt mir an dieſem Morgen auf das Herz gefallen. In voriger Nacht hat hier im Hofe ein Mordanfall ſtattgefunden; ein junger Grieche, den wir hier ſchon geſehen, ſoll ſich in die Capelle geflüchtet haben, wo zufällig unſre fromme Tochter mit Ines ein Nachtgebet gehalten hat. Ich wünſchte hierüber, ehe ich weitere Schritte thue, in das Klare zu kommen."

„Das, was zu wiſſen noth thut," verſetzte Santello, „habe ich zu erforſchen geſucht. Da ich es jedoch als Gewiſſensrath anvertraut erhalten habe, ſo kann ich mich darüber nicht weiter auslaſſen. Es dürfte aber zum Frieden Eures Hauſes dienen, wenn die Duenna Ines ſo lange, als wir hier in Verona noch verweilen, von Donna Iſabella getrennt und in eine Kloſterpenſion gethan würde. Iſt es Euch genehm, ſo werde ich dieſe Angelegenheit beſorgen."

„Hat ſie die Ehre unſeres Hauſes gefährdet?“ fragte beſtürzt der Ritter.

„Ihr könnt in dieſer Hinſicht ganz ruhig ſein,“ entgegnete Santello, „doch forſcht auch nicht weiter nach; denn oft nöthigt uns das, was wir erfahren, zu Schritten, welche wir gern unterließen, wenn wir das Gehörte ungehört machen könnten.“

„Ich vertraue Euch,“ antwortete der Ritter, „und ich werde nur mit Euren Augen ſehen und mit Euren Ohren hören! — Doch nun wünſche ich noch, daß Ihr das Gemüth der Donna Iſabella auf die neue Wendung ihres Schickſals vorbereiten und ihr die Pflichten, welche ſie in kindlicher Ehrfurcht uns ſchuldig iſt, einſchärfen mögt.“

„Ich werde nicht zögern, Euren Wünſchen nachzukommen,“ verſetzte Santello und verließ den Ritter.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.